gall. 2429 i (11

Nachricht

von der

Jos. Lindauer'schen Leihbibliothek.

1) Das Abonnement für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit	6	fl.	— kr.
2) Für ein halbes Jahr mit	3	"	— "
3) Für einen Monat mit	—	"	45 "
4) Täglich bezahlt der Leser	—	"	2 "

Es geschieht sehr oft, daß Bücher zurückkommen, worin mehrere Blätter oder Kupfer beschmutzt, herausgerissen, oder mit Anmerkungen bezeichnet sind. Man ist daber gezwungen festzusetzen, daß derjenige, welcher ein Buch auf irgend eine Art verdorben zurückbringt, verbunden ist, den Werth desselben zu ersetzen, widrigenfalls er es sich selbst zuschreiben muß, wenn ihm keines weiter verabfolgt wird.

Den ordnungsliebenden Lesern empfiehlt sich bestens und verspricht die prompteste Bedienung

München.

Die Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek.

Anmerkung. Diese Leihbibliothek befindet sich am Frauenplatz Nro. 8 zu ebener Erde, und ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmitt[...] Die übrige Zeit aber, so wie [...]bt selbe geschlossen.

20138
20138

Die Sieben Todsünden.

Deutsche Originalausgabe

von

Eugen Sue.

Elfter Band.

IV.

Unkeuschheit.

Erster Band.

Leipzig 1849.
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.

Magdalene.

Deutsche Originalausgabe

von

Eugen Sue.

Erster Band.

Leipzig 1849.
Verlag von Chr. E. Kollmann.

Lindnersche

Magdalene

von

Eugen Sue.

Erster Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Der Palast Elysée-Bourbon (das ehemalige Schloß der Marquise von Pompadour), welcher mitten in der Vorstadt Saint-Honoré steht, ist bekanntlich zu unserer Zeit das Absteigequartier der ausländischen katholischen, protestantischen oder muselmännischen königlichen Hoheiten, von den Fürsten des deutschen Bundes an bis zu Ibrahim Pascha.

Gegen Ende des Monats Juli eines der letztverflossenen Jahre waren gegen elf Uhr Morgens mehrere junge Secretaire und Edelleute aus dem Gefolge Sr. K. H. des Erzherzogs Leopold, welcher das Elysée seit sechs Wochen bewohnte, in einem Vorzimmer des Palastes versammelt.

— Die zu Ehren Sr. K. H. auf dem Marsfelde stattfindende Musterung dauert sehr lange, — sagte der Eine. — Die Audienz bei dem Prinzen wird diesen Morgen sehr zahlreich besucht sein.

— In der That, — versetzte ein Anderer, — fünf bis sechs Personen warten schon seit einer halben Stunde.

— Und unser gnädigster Herr, der so streng auf militairische Pünktlichkeit hält, wird sehr bedauern, daß er diesmal wider seinen Willen nicht pünktlich sein kann.

Da öffnete sich eine der Saalthüren, und ein junger Mann von höchstens zwanzig Jahren, der zum Hofstaate gehörte, schritt durch den Salon, und ging in ein anstoßendes Zimmer, nachdem er wohlwollend und zugleich schüchtern die Personen begrüßt hatte, von welchen wir sprachen, und die sich bei seinem Eintritte erhoben hatten, indem sie ihm eine gewisse Ehrerbietung bezeigten, welche sein Alter und seine Stellung übrigens nicht zu begründen schienen.

Als er verschwunden war, sagte einer der Edelleute, indem er auf den jungen Mann an-

spielte, der soeben durch den Salon gegangen war:

— Armer Graf Franz, . . . immer noch so schüchtern; ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, das aus dem Kloster kommt, tritt mit mehr Zuversicht auf, als er.

— Wer sollte es seinem jungfräulichen Benehmen zutrauen, daß er drei Jahre lang den kaukasischen Krieg mit seltener Tapferkeit mitmachte?

— Ich, meine Herren, stelle mir vor, daß der Graf Franz die Augen immer schüchtern niederschlagen mußte, wenn er den Circassiern einen Säbelhieb versetzte.

— Uebrigens glaube ich, daß Se. K. H. sehr zufrieden ist mit der Befangenheit seines . . .

— Der Henker! . . . nicht aus der Schule geschwatzt, mein Lieber.

— Lassen Sie mich doch ausreden. Ich sage, Se. K. H. ist sehr zufrieden mit der beständigen Befangenheit seines . . . Pathen.

— Das lasse ich mir gefallen . . . Und ich bin derselben Meinung, wie Sie, daß der Prinz diesen hübschen Jungen nicht ohne einige Besorg-

niß den Versuchungen dieses teuflischen Paris ausgesetzt sah. Aber warum lächeln Sie?

— O, Nichts.

— Glauben Sie etwa, daß Graf Franz, trotz seiner scheinbaren Unschuld, eine Liebschaft gehabt habe?

— Sehen Sie doch, meine Herren, wie man gleich ein unschuldiges Lächeln so verschieden deuten kann; denn ich nehme Sie zu Zeugen, daß ich mich damit begnügte, zu lächeln.

— Aber im Ernst, mein Lieber, meinen Sie, daß Graf Franz . . .

— Ich meine Nichts, . . . ich sage Nichts, ich werde stumm sein, wie ein Diplomat, dem daran gelegen ist, zu schweigen, . . . oder wie ein junger Officier der Nobelgarde, wenn er zum ersten Male vor dem gnädigsten Herrn paradirt.

— Wahr ist es, der Prinz hat einen Blick, der auch dem Kühnsten Ehrfurcht einflößt. Aber um wieder auf Graf Franz zu kommen . . .

Diese Unterhaltung wurde durch einen Collegen der im Salon Versammelten unterbrochen.

Ueber dem neu Angekommenen vergaß man

den Grafen Franz, und zwei oder drei Stimmen fragten Jenen zu gleicher Zeit:

—Nun! Ihr Wunderwerk?

— Wie steht es mit dem famosen Maschinenwerke in der Vorstadt Saint-Marceau?

— Lohnte es denn der Mühe, besehen zu werden?

—Was mich betrifft, meine Herren, der ich sehr begierig bin, den Bau dieser Maschinen kennen zu lernen, — erwiderte der soeben Eingetretene, — dieser Morgen war für mich vom größten Interesse, und ich erkläre Herrn Karl Dutertre, den Eigenthümer dieses Maschinenwerkes, für einen der geschicktesten und gelehrtesten Mechaniker, die ich kenne, . . . indem ich beifüge, daß auch artigere Männer als er zu den Seltenheiten gehören; daher habe ich die Absicht, den gnädigsten Herrn zu bestimmen, diese Werkstätten zu besuchen.

—Ihnen, mein Lieber, das muß wahr sein, kann man nicht zur Last legen, daß Sie Ihre Zeit mit unbedeutenden Kleinigkeiten versplittern; . . . was aber mich betrifft, so gestehe ich meine schwache Seite offen; . . . von Allem, was ich in Paris sah, was mich am Meisten bezauberte,

. . . fesselte, . . . blendete, . . . entzückte, . . . und ich will sogar sagen, unterrichtete . . .

— Nun, was ist das?

— Nun, das ist . . . und sollte auch ob dieser Lästerung unser schamhaftes und stolzes Deutschland erröthen . . . es ist . . .

— Vollenden Sie doch!

— Es ist der Ball Mabille.

Noch lachte und jubelte man über dieses freimüthige Geständniß, als einer der Secretaire des Erzherzogs mit zwei Briefen in der Hand eintrat, und fröhlich ausrief:

— Meine Herren! ganz frische Nachrichten aus Bologna und Venedig . . .

— Bravo, mein lieber Ulrich, ... und was für Nachrichten?

— Die merkwürdigsten, die außerordentlichsten, die man sich denken kann.

— Wirklich?

— Schnell, erzählen Sie uns, Lieber.

— Diese beiden Städte, und zwar zuerst Bologna und dann Venedig, waren mehrere Tage lang in einer unglaublichen Aufregung, . . . in Folge von nicht minder unglaublichen Ereignissen.

— Eine Revolution also?

— Ein Aufstand des jungen Italiens?

— Oder gar eine neue Verordnung des Freiheit spendenden Papstes?

— Nein, meine Herren, es betrifft eine Frau.

— Eine Frau!

— Ja, . . . wenn es nicht der Teufel in Person ist, und ich wäre geneigt, es zu glauben.

— Ulrich, Sie foltern uns, erklären Sie Sich doch.

— Sie erinnern Sich, meine Herren, verflossenes Jahr in Deutschland von jener jungen mexikanischen Wittwe, der Marquise von Miranda, gehört zu haben?

— Ei freilich! dieselbe, welche unser Dichter Moser-Hartiman in so prächtigen und so leidenschaftlichen Versen unter dem Namen der modernen **Aphrodite** besungen hat.

— Ha! ha! ha! welch komischer Irrthum! — sagte einer der Herren laut auflachend, — Moser-Hartiman, der bewundernswürdige Geniale, der keusche Dichter, so rein und kalt, wie der unbefleckte Schnee, der sollte die Aphro-

dite in feuersprühenden Versen besungen haben!! Ich hörte in der That diese wirklich bewundernswürdigen Verse vortragen, . . . aber sie sind sicherlich von einem andern Hartiman.

— Und ich, mein Lieber, versichere Ihnen, und Ulrich wird es Ihnen bestätigen, daß dieses Gedicht, welches man mit Recht den schönsten Oden der Sappho gleich stellt, dennoch von Moser-Hartiman ist.

— Es ist vollkommen wahr, — versetzte Ulrich; — ich habe Herrn Moser-Hartiman selbst seine den Dichtungen des Alterthums würdigen Verse vortragen hören.

— Nun, dann glaube ich Ihnen; aber wie soll ich mir diese plötzliche, unbegreifliche Umwandlung erklären?

— Ei, mein Gott! diese Umwandlung, welche einen Mann von fehlerfreiem und kaltem Talente in einen Mann von Geist, voll Feuer und Kraft umgewandelt hat, in einen Mann, dessen Name jetzt ein europäischer ist, . . . diese Umwandlung wurde durch die Frau bewirkt, welche der Dichter besungen hat, . . . durch die Marquise von Miranda.

— Moser-Hartiman so umgewandelt! . . . ich hätte es für unmöglich gehalten!

— O! — versetzte Ulrich, — die Marquise hat noch größere Wunder gethan, . . . und einer ihrer besten Streiche ist der, welchen man mir von Bologna aus mittheilt. Es befand sich daselbst ein gewisser Cardinal-Legat, den die ganze Gegend verabscheute und fürchtete.

— Sie meinen Orsini, einen eben so abscheulichen als verabscheuten Mann.

— Und sein Aeußeres entspricht auch seinem Amte; ich habe ihn in der Lombardei gesehen; . . . welch leichenhaftes und unheimliches Gesicht. So habe ich mir immer den ächten Inquisitor gedacht.

— Wohlan! die Marquise hat ihn in Maske, als Panduren-Cavalier verkleidet, auf den Ball des Casinos in Bologna geführt.

— Der Cardinal-Legat als Panduren-Cavalier! — riefen Alle einstimmig. — Gehen Sie doch, Ulrich, Sie schwatzen uns ein Mährchen vor!

— Sie können den Brief lesen, und wenn Sie die Unterschrift sehen, werden Sie keinen Zweifel mehr hegen, — erwiderte Ulrich.

— Ja die Marquise erschien in Begleitung des so maskirten Orsini; dann riß sie ihm während des Balles die Maske ab, und sagte laut zu ihm: „Guten Abend, Cardinal Orsini!" Wie eine Tolle lachend, lief sie hierauf davon, und ließ den Legaten mitten unter den Verhöhnungen der erbitterten Menge stehen. Ohne die bewaffnete Macht, welche zu seinem Schutze herbeieilte, wäre er in einiger Gefahr gewesen; am folgenden Tage aber erhob sich ganz Bologna, um Orsini's Abberufung zu verlangen, und nach zwei sehr unruhigen Tagen war er gezwungen, die Stadt bei Nacht und Nebel zu verlassen. Am Abende des folgenden Tages wurden zum Zeichen der Freude über die Befreiung alle Häuser illuminirt; auf mehreren Transparents bemerkte man, wie man mir schreibt, zwei in einander verschlungene M, den Namenszug der Marquise.

— Und was ist aus ihr geworden?

— Man hat sie nicht wieder gesehen, sie war nach Venedig abgereist, — versetzte Ulrich, indem er den zweiten Brief vorzeigte; — dort ist es noch ganz anders zugegangen.

— Welch ein Weib! welch ein Weib!

— Wie sieht sie denn aus?

— Haben Sie sie gesehen?

— Nein . . .

— Ich auch nicht.

– Auch ich nicht.

— Man behauptet, sie sei sehr groß und schlank.

— Mir hat man gesagt, sie wäre von mehr als gewöhnlicher Größe.

— So viel ist gewiß, daß sie eine Brunette ist, denn Moser-Hartiman spricht von ihren schwarzen Augen und ihren schwarzen Augenbrauen.

— Ich weiß nur so viel, — erwiderte Ulrich, — daß man die sonderbare Marquise in diesem Briefe aus Venedig, von wo sie, wie versichert wird, erst neulich nach Frankreich abgereist ist, ziemlich poetisch: das blonde Gestirn nennt.

— Was stellte sie aber in Venedig an? was ist dort vorgefallen?

— Meiner Treue! — antwortete Ulrich, — es ist ein Abenteuer, welches an die Sitten des heidnischen Alterthums und zugleich an die des Mittelalters in Italien mahnt.

Zum Unglück für Ulrich's neugierige Zuhörer verkündete plötzlicher Trommelschlag die Rückkehr des Erzherzogs Leopold, und alle zu dem Hofstaate des Prinzen Gehörigen eilten an ihren Posten; man setzte sich zum Empfange der königlichen Hoheit in Bereitschaft.

Die Schildwache vor dem Elysée-Bourbon hatte, als sie in der Ferne mehrere Kutschen mit der Livree des Königs der Franzosen schnell heranfahren sah, unter die Waffen gerufen; die Wache hatte sich, ihren Officier an der Spitze, in Reih' und Glied gestellt, und in dem Augenblicke, wo die königlichen Wagen nach einander in den ungeheuren Hof des Elyseums einfuhren, rührte der Tambour die Trommel und die Wache präsentirte das Gewehr.

Die erste Kutsche hielt vor dem Palaste; die Lakaien in rother Staatslivree öffneten den Kutschenschlag, ließen den Tritt nieder, und Se. K. H. der Erzherzog **Maximilian Leopold** stieg langsam die Stufen der Treppe hinan, indem er sich mit einem Obristen, einem Ordonnanz-Officiere des Königs, der ihm zur Begleitung beigegeben war, unterhielt; einige Schritte hinter dem Prinzen folgten seine Adju-

tanten in glänzenden ausländischen Uniformen, welche ihrerseits am Fuße der Treppe aus den königlichen Wagen gestiegen waren.

Der Erzherzog war neun und dreißig Jahre alt, und von kräftiger, hoher Gestalt; mit kriegerischer Straffheit trug er die Staatsuniform als Feldmarschall; weiß mit goldenen Epauletten, Beinkleider von scharlachrothem Casimir, auf welchen das glänzende Schwarz seiner großen Reitstiefeln grell abstach; diese waren ein wenig bestaubt, denn er hatte einer zu seinen Ehren angestellten Musterung der Truppen zu Pferde beigewohnt. Das große rothe Ordensband, die Ordenskette des goldenen Vließes, und fünf bis sechs verschiedene Ordenssterne schmückten seine Brust. Sein Haar war hellblond, eben so wie sein langer militairisch aufgestutzter Schnurrbart, welcher den Ausdruck seiner durch das breite Kinn und die scharf gebogene Nase stark ausgeprägten Züge noch rauher machte. Sein blaues, durchdringendes und kaltes, von dem Augenlide halb bedecktes Auge war von sehr starken Augenbrauen beschattet; daher hatte es immer den Anschein, als sähe der Prinz von oben herab; dieser strenge, stolze Blick, vereint

mit einer gebieterischen Stellung, mit einer unbeugsamen Haltung des Kopfes, verlieh der ganzen Person des Erzherzogs einen auffallenden Anstrich von stolzer, kalter Würde, der es keineswegs an Adel und Größe fehlte.

Seit einer Viertelstunde etwa war der Prinz ins Elysée zurück, als der Wagen eines französischen Ministers und gleich darauf der eines Gesandten einer großen nordischen Macht vor der Treppe hielt; der Staatsmann und der Diplomat traten in den Palast.

Fast in demselben Augenblicke langte eine der Hauptpersonen dieser Erzählung zu Fuße im Hofe des Elysée-Bourbon an.

Herr Paskal ... so hieß unser Held ... schien etwa sechs und dreißig Jahre alt zu sein; er war von mittlerem Wuchse, sehr dunkler Gesichtsfarbe, und trug einen ziemlich langen Bart, der so schwarz war, wie seine Augenbrauen, unter welchen zwei kleine graue, sehr helle, schlaue und durchdringende Augen glänzten; er ging leicht gebückt, nicht in Folge eines körperlichen Gebrechens, sondern vermöge einer gewissen Nachlässigkeit. Da er übrigens fast immer den Kopf gebückt zu halten pflegte, und die bei-

den Hände stets in den Hosentaschen hatte, so mußte diese Haltung natürlicher Weise seine breiten Schultern etwas wölben; seine Züge wären ziemlich schön gewesen, hätten sie nicht einen Ausdruck kalt spöttischer Härte gehabt, zu welcher noch jene Miene unerschütterlichen Selbstvertrauens kam, die den von ihrer Macht überzeugten und darauf eingebildeten Leuten eigenthümlich ist. Eine schmale schwarze und à la Colin geschlungene Halsbinde, eine lange Weste von schottischem Zwillich, ein leichter Sommerpaletot von weißlicher Farbe, ein grauer, ziemlich abgetragener Hut, und weite Nankinhosen, in deren Taschen Herr Paskal seine Hände hatte, das war seine Kleidung, die von zweifelhafter Reinlichkeit, und mit der außerordentlichen Hitze der Jahreszeit und dem gewohnten zwanglosen Benehmen dieses Mannes im Einklang war.

Als Herr Paskal vor der Thür des Schweizers vorüberging, wurde er von diesem, der in seinem Kämmerchen in einem Lehnstuhle saß, angerufen:

— He! . . . mein Herr, wo wollen Sie hin?

Sei es nun, daß Herr Paskal den Schweizer nicht hörte, oder daß er sich nicht die Mühe nehmen wollte, ihm zu antworten, er ging weiter, ohne ein Wort zu sagen.

Da verließ der Schweizer nothgedrungen seinen Lehnstuhl, eilte dem stummen Besucher nach, und sagte ungeduldig zu ihm:

— Noch einmal, mein Herr, wo wollen Sie denn hin? man antwortet doch wenigstens!

Herr Paskal blieb stehen, maß den Schweizer verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen, zuckte die Achseln, und erwiderte, indem er der Treppe zuschritt:

— Ich gehe zu dem Erzherzog.

Der Herr Schweizer kannte seine Leute; er konnte sich nicht vorstellen, daß dieser Besucher im Sommer-Paletot und mit der Halsbinde à la Colin in der That bei dem Prinzen eine Audienz haben, und besonders, daß er es wagen könne, in einem so unverschämt nachläßigen Aufzuge vor demselben zu erscheinen, denn alle Personen, welche die Ehre hatten, im Palaste empfangen zu werden, waren sorgfältig schwarz gekleidet. Daher ging der Schweizer Herrn Pas-

kal nach, welchen er für irgend einen verirrten oder in der Etiquette unerfahrenen Lieferanten hielt, und sagte laut zu ihm:

— Aber, mein Herr, . . . die Kaufleute, welche Se. K. H. kommen läßt, gehen nicht die große Treppe hinauf; sehen Sie, dort unten rechter Hand ist die Thür für die Lieferanten und die Dienerschaft, . . . durch diese müssen Sie eintreten.

Herr Paskal war kein Freund von unnützen Worten; er zuckte abermals die Achseln, und schritt nach der Treppe zu, ohne dem Schweizer zu antworten.

Erbittert durch dieses Schweigen und diese Hartnäckigkeit faßte nun der Schweizer Herrn Paskal beim Arme, und rief mit noch lauterer Stimme:

— Noch einmal, mein Herr, hier hin dürfen Sie nicht.

— Was soll das heißen, Schurke? — rief Herr Paskal halb erzürnt und halb erstaunt, als wäre ihm das Gebahren des Schweizers eben so verwegen als unbegreiflich erschienen. — Weißt Du wohl, mit wem Du sprichst?

In diesen Worten und in ihrer Betonung

lag ein so drohender Ausdruck der Würde, daß der erschrockene Schweizer stammelte:

— Mein Herr, . . . ich . . . ich . . . weiß nicht . . .

Da öffnete sich rasch die große Thür des Vorsaales, und einer der Adjutanten des Prinzen, der von einem Saalfenster aus den Wortwechsel zwischen dem Schweizer und dem Besucher hatte entstehen sehen, eilte rasch die Treppe hinab, näherte sich Herrn Paskal mit großem Diensteifer, und sagte mit vollkommener Artigkeit und herzlich, indem er fließend französisch sprach:

— Ach! mein Herr, Se. K. H. wird sicherlich dieses Mißverständniß bedauern. Erzeigen Sie mir die Ehre, mir zu folgen, ... ich werde Sie sogleich einführen . . . Ich habe soeben in Betreff Ihrer, mein Herr, die Befehle des gnädigsten Herrn erhalten.

Herr Paskal neigte das Haupt zum Zeichen seiner Einwilligung und folgte dem Adjutanten, der Schweizer dagegen war ganz bestürzt und trostlos über sein Versehen.

Als Herr Paskal und sein Führer in dem

Wartesaal angelangt waren, wo sich noch andere Adjutanten befanden, begann der junge Officier wieder:

—Die Audienz Sr. K. H. ist diesen Morgen stark besucht, denn die Musterung hat den gnädigsten Herrn länger aufgehalten, als er vermuthete; auch hat er mir befohlen, da er Sie, mein Herr, so kurze Zeit wie möglich warten zu lassen wünscht, Sie sogleich nach Ihrer Ankunft in ein an sein Cabinet stoßendes Zimmer zu führen. Se. K. H. wird sich sogleich nach der Conferenz, die Sie in diesem Augenblicke mit dem Herrn Minister der auswärtigen Angelegenheiten haben, zu Ihnen verfügen.

Herr Paskal nickte abermals beifällig, und folgte dem Adjutanten durch einen ziemlich dunkeln Gang in einen Salon, der die Aussicht auf den prächtigen Garten des Palastes bot.

Als sich der Adjutant, den bis dahin der unglückliche Wortwechsel zwischen dem Schweizer und Herrn Paskal beschäftigt hatte, entfernen wollte, bemerkte er erst die nachläßige Kleidun dieses Letztern. Gewohnt an die strengen Formen der Etiquette, war der junge Hofmann

im höchsten Grade verletzt von der zu nachläßigen Kleidung des Mannes, den er eingeführt hatte; er schwankte einen Augenblick zwischen der Besorgniß, einen Mann, wie Herrn Paskal, zu verstimmen, und dem Verlangen, ihn auf sein nachläßiges Aeußere aufmerksam zu machen, indem Paskal dadurch die Würde des Prinzen beleidigte, der so unerbittlich war für Alles, was die seinem Range schuldigen Rücksichten betraf; die erstere Besorgniß behielt die Oberhand, und der Adjutant, der überdies bedachte, daß es nun zu spät war, um unsern Mann aufzufordern, sich anständiger zu kleiden, sagte zu ihm, als er sich entfernte:

— Sobald der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten das Cabinet Sr. K. H. verlassen hat, werde ich Denselben benachrichtigen, daß Sie zu Ihren Befehlen stehen.

Diese letztern Worte:

Daß Sie zu Ihren Befehlen stehen, schienen Herrn Paskal schlecht in den Ohren zu klingen; seine Lippen verzogen sich zu einem kaum bemerkbaren sardonischen Lächeln; indem er aber bald that, wie wenn er zu

Hause wäre, wie man zu sagen pflegt, und ohne Zweifel die Temperatur des Salons zu warm fand, öffnete er eines der Fenster, lehnte sich auf das Gesimse, und begann den Garten zu betrachten.

Zweites Kapitel.

Jedermann kennt diesen zauberischen kleinen Park, mit den schönsten Bäumen der Welt bepflanzt, dessen frischer Rasen durch eine englische Wasserleitung befruchtet wird; eine terrassenförmige Allee, welche hundertjährige Ulmen schützen, begrenzt diesen Park von der Seite von Marigny her; eine ähnliche Allee, die parallel läuft, begrenzt ihn von der entgegengesetzten Seite, und eine sehr niedrige Mauer trennt ihn von den benachbarten Gärten.

Diese letztere Allee, von der wir sprechen, endigte in geringer Entfernung von den Fenstern des Salons, wo sich eben Herr Paskal befand; bald wurde seine Aufmerksamkeit aus

verschiedenen Gründen lebhaft in Anspruch genommen.

Der junge Mann, welcher den Salon durchschritten hatte, in dem sich die Secretaire und die Edelleute befanden, und dessen Schüchternheit zu verschiedenen Bemerkungen Veranlassung gegeben, ging in diesem Augenblicke langsam in der schattigen Allee auf und nieder. Sein Wuchs war zierlich und schlank; von Zeit zu Zeit blieb er stehen, senkte das Haupt, blieb einen Augenblick regungslos, dann begann er seine Promenade von Neuem; als er am äußersten Ende der Allee angelangt war, nahte er sich fast verstohlen der Grenzmauer des anstoßenden Gartens, und da diese Mauer an jener Stelle kaum vier Fuß hoch war, lehnte er sich darauf, und schien entweder in Betrachtungen vertieft zu sein, oder auf Etwas zu warten.

Bis dahin hatte dieser Spaziergänger, der gerade aus ging, Herrn Paskal den Rücken gewendet; dieser fragte sich neugierig, was jener Spaziergänger, dessen Züge er noch nicht hatte bemerken können, wohl betrachten oder erwarten mögte, als dieser Letztere, der ohne Zweifel nicht gefunden hatte, was er mit dem Blicke zu

suchen schien, sich umwendete, denselben Weg zurück kam, und Herrn Paskal nun sein Gesicht sehen ließ.

Dieser ganz junge Mann, welcher, wie schon erwähnt, Graf Franz von Neuberg hieß, galt für den Pathen des Erzherzogs, der ihn zärtlich liebte. Nach den Gerüchten, die bei Hofe im Umlauf waren, fehlte es Sr. K. H., der in seiner Ehe mit einer Prinzessin von Sachsen-Teschen keine Kinder gehabt hatte, nicht an Gründen, um Franz von Neuberg, die geheime Frucht einer ersten und geheimnißvollen Liebe, wie ein Vater zu behandeln.

Franz, welcher zur Zeit dieser Erzählung kaum zwanzig Jahre alt war, zeigte den vollendeten Typus der melancholischen Schönheit des Nordens; seine langen blonden Haare, mitten auf der Stirne, die so weiß und rein wie die eines Mädchens war, gescheitelt, umschlossen ein vollkommen regelmäßiges Gesicht; in seinen himmelblauen Augen, die sanft und träumerisch blickten, schien sich die Reinheit seiner Seele abzuspiegeln; ein erst im Entstehen begriffener Bart, der mit seinem weichen und gelblichen Flaume sein Kinn und seine Oberlippe bedeckte,

gaben diesem reizenden Gesicht einen männlichen Ausdruck.

Je weiter Franz in der Allee vorschritt, je mehr zog er Herrn Paskal's Aufmerksamkeit auf sich, welcher ihn mit einem gewissen bewundernden Erstaunen betrachtete, denn es wäre schwer gewesen, die Vollkommenheit von Franzens Zügen nicht zu bemerken; als er sich nur noch wenige Schritte vom Fenster befand, und dem unverwandt auf ihm ruhenden Blicke unseres Mannes begegnete, schien er eben so sehr in Verlegenheit zu gerathen, als ärgerlich zu sein; er erröthete, schlug die Augen nieder und setzte, sich rasch umwendend, seinen Spaziergang weiter fort, indem er bis gegen die Mitte der Allee den Schritt ein wenig beschleunigte; dort begann er wieder langsam zu gehen, und, ohne Zweifel von dem Gedanken gestört, daß ein Fremder alle seine Bewegungen beobachtete, wagte er es anfänglich kaum, sich der Grenzmauer des anstoßenden Gartens zu nähern; aber plötzlich eilte er, jeden andern Gedanken vergessend, dahin, als er einen kleinen Strohhut bemerkte, der über der Mauer erschien, und in seinem doppelten Besatze von rosenfarbener Seide das

frischeste, anmuthigste Gesichtchen von funfzehn Jahren einschloß, das man sich nur träumen kann.

— Fräulein Antonine, — sagte Franz rasch, — man beobachtet uns . . .

— Heute Abend, — flüsterte eine sanfte Stimme.

Und der kleine Strohhut verschwand wie durch Zauber, da Diejenige, welche ihn trug, vermuthlich rasch von einer Bank herabgehüpft war, auf welche sie, auf der andern Seite der Mauer, wahrscheinlich gestiegen war.

Aber gleichsam als Entschädigung für diesen raschen Rückzug fiel eine schöne Rose zu Franzens Füßen, der sie sogleich aufhob, und sich nicht enthalten konnte, sie mit Inbrunst an seine Lippen zu drücken; dann verbarg der junge Mann die Blume in seiner Weste, und verschwand mitten in einem Gebüsche, anstatt seine Promenade in der langen Allee fortzusetzen.

Trotz der Schnelligkeit, mit welcher diese Scene stattfand, trotz des augenblicklichen Verschwindens des kleinen Strohhutes, hatte Herr Paskal dennoch die zauberischen Züge des jungen Mädchens erkannt, und Franz die zu sei-

nen Füßen gefallene Rose leidenschaftlich küssen sehen.

Die harten und sardonischen Züge des Herrn Paskal hatten sich nun auffallend verdüstert. Man bemerkte darin einen heftigen, mit Eifersucht, Schmerz und Haß vermischten Zorn; während einiger Augenblicke verrieth seine Physiognomie, die einen fast schrecklichen Ausdruck angenommen hatte, den Mann, der, gewohnt, Alles sich vor seiner Person beugen zu sehen, teuflisch boshafter Gefühle und Handlungen fähig ist, wenn ein unvermuthetes Hinderniß sich seinem eisernen Willen in den Weg stellt.

— Sie! sie! in diesem an das Elysée grenzenden Garten, — sagte er mit verbissener Wuth zu sich, — was wollte sie dort? . . . Dreifacher Thor, der ich bin, sie kam, um mit diesem schmächtigen und blonden jungen Herrchen zu kokettiren; . . . vielleicht wohnt sie in dem angrenzenden Hotel. Gott strafe mich! . . . zu erfahren . . . und auf diese Art zu erfahren, wo sie wohnt, nachdem ich vergeblich Alles aufbot, um sie zu entdecken, . . . seitdem dieses verdammte funfzehnjährige Gesichtchen meine Augen bestochen und mich närrisch gemacht hat.

. . . mich, . . . mich, der ich glaubte, abgestorben zu sein für diese plötzlichen und wahnwitzigen Launen, im Vergleiche mit welchen das, was man die heftigsten Leidenschaften des Herzens nennt, Eis ist! . . . ja! und nun, da ich diesem kleinen Mädchen doch nur erst drei Mal begegnet bin, fühle ich, daß ich, wie in meinen schönsten Tagen, Alles zu unternehmen fähig bin, um sie zu besitzen, . . . namentlich jetzt, da mich die Eifersucht reizt und in meinem Innern wüthet, . . . denn es ist abgeschmackt, es ist einfältig, aber ich fühle Qualen . . .

Und bei diesen Worten drückten Herrn Paskals Züge in der That einen von Haß erfüllten und wilden Schmerz aus; dann drohte er mit der Faust nach der Seite hin, wo der kleine Strohhut erschienen war, und murmelte mit dem Tone erstickter Wuth:

— Du sollst es mir büßen, warte nur, . . . kleines Mädchen, . . . denn was es mich auch kosten möge, . . . Du mußt mir angehören . . .

Und Herr Paskal, der auf das Gesimse gelehnt stehen blieb, konnte seine erzürnten Blicke nicht von dem Orte abwenden, wo er Franz

mit dem jungen Mädchen hatte sprechen sehen; in diese düstern Betrachtungen vertieft stand er da, als sich ohne Geräusch eine der Salonthüren öffnete, und der Erzherzog eintrat.

Der Prinz war so fest überzeugt, sich dem Manne gegenüber zu befinden, von dem er sich erwartet wußte, daß er im Vorans seinen sonst so eisig stolzen Zügen den möglichst freundlichen Ausdruck verliehen hatte; so trat er lächelnd in den Salon.

Jedoch Herr Paskal, der sich halb zum Fenster hinausgebeugt hatte, und in seine düstern Betrachtungen vertieft war, hatte die Thür nicht öffnen hören, und da er die Gegenwart des Prinzen keineswegs vermuthete, wendete er ihm immerwährend den Rücken zu, indem er immer noch auf das Gesimse gelehnt stehen blieb.

Einen Physiognom, der Zeuge dieser stummen Scene gewesen wäre, würde es gewiß interessirt haben, die verschiedenen Eindrücke auf des Prinzen Antlitz beobachten zu können.

Als der Prinz Herrn Paskal zum Fenster hinausgebeugt und auf so unschickliche Art in seinen Sommerpaletot gekleidet erblickte, blieb er plötzlich stehen; sein gezwungenes Lächeln ver-

schwand augenblicklich von seinen Lippen, und indem er eine noch weit stolzere Haltung, als gewöhnlich, annahm, stand er straff in seiner Gala-Uniform da, Zornesröthe bedeckte sein Antlitz, die Augenbrauen zogen sich zusammen, und seine Augen funkelten von Zorn und Unwillen, . . . dann . . . (und in diesem Augenblicke hätte der Physiognom erst merkwürdige Beobachtungen anstellen können) dann nahmen die Züge des Prinzen plötzlich einen Ausdruck bitterer, schmerzlicher Resignation an, . . . denn vermuthlich hatte die Ueberlegung diesen innern Sturm beschwichtigt, . . . und er senkte das Haupt, als wenn ihn das Gewicht einer unglückseligen Nothwendigkeit niederbeugte.

Einen Seufzer empörten Stolzes erstickend, während er einen Blick rachsüchtiger Verachtung auf Herrn Paskal warf, der sich immer noch zum Fenster hinausbeugte, nahm der Prinz, wenn man so sagen kann, sein leutseliges Lächeln wieder auf, wo er es gelassen hatte, und nahte sich dem Fenster, indem er ziemlich stark hustete, um seine Gegenwart anzukünden und sich die letzte Demüthigung zu ersparen, nämlich die Schulter dieses etwas zu ungenirten Mannes

zu berühren, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Bei dem volltönenden hum! hum! der kaiserlichen Hoheit wendete sich unser Mann plötzlich um; über seine eben noch so düstern Züge verbreitete sich eine gewisse grausame und sardonische Zufriedenheit, wie wenn die Gelegenheit ihm ein Opfer zugeführt hätte, an welchem er seine Qualen und seinen unterdrückten Zorn rächen könnte.

Herr Paskal näherte sich also dem Prinzen, und verbeugte sich mit ungezwungener Miene, indem er seinen Hut in der einen Hand hielt, und die andere in der Hosentasche stecken ließ.

— Ich bitte tausend Mal um Vergebung, gnädigster Herr, — sagte er, — ich wußte nicht, daß Sie da waren.

— Ich bin überzeugt davon, Herr Paskal — erwiderte der Prinz mit schlecht verhehltem Stolze.

Dann fügte er hinzu:

— Folgen Sie mir gefälligst in mein Cabinet, mein Herr, ich habe Ihnen einige Actenstücke mitzutheilen . . .

Und er wendete sich nach der Thür seines Cabinets, als Herr Paskal mit scheinbarer Ruhe zu ihm sagte, denn dieser Mann besaß, wenn es sein mußte, eine seltene Selbstbeherrschung:

— Gnädigster Herr, . . . gestatten Sie mir eine Frage?

— Sprechen Sie, mein Herr, — erwiderte der Prinz, indem er stehen blieb und sich ziemlich überrascht umwendete.

— Gnädigster Herr, . . . was ist das wohl für ein junger Mann, . . . höchstens zwanzig Jahre alt, mit langen blonden Haaren, . . . den ich soeben in der Allee, welche man von diesem Fenster aus bemerkt, spazieren gehen sah? . . . Sehen Sie, hier, gnädigster Herr.

— Sie meinen ohne Zweifel den Grafen Franz von Neuberg, meinen Pathen, mein Herr?

— Ah! dieser junge Mann ist Ihr Pathe, gnädigster Herr? . . . ich mache Ihnen mein aufrichtiges Compliment, man kann keinen hübschern jungen Mann sehen.

— Nicht wahr? — versetzte der Prinz, dem dieses Lob, selbst im Munde des Herrn

Paskal, angenehm war, — er steht recht hübsch aus.

— Das habe ich soeben mit aller Muße beobachten können, gnädigster Herr.

— Und Graf Franz hat noch etwas Besseres, als blos ein hübsches Gesicht, — fügte der Prinz hinzu; — er besitzt seltene Eigenschaften des Herzens und eine vorzügliche Tapferkeit.

— Ich bin entzückt, gnädigster Herr, daß Sie einen so ausgezeichneten Pathen besitzen; . . . ist er denn schon lange in Paris?

— Er ist mit mir hier angekommen.

— Und wird ohne Zweifel mit Ihnen auch wieder abreisen, gnädigster Herr, denn es müßte Ihnen schwer fallen, sich von einem so liebenswürdigen jungen Manne zu trennen?

— Ich hoffe allerdings, den Grafen Franz wieder mit nach Deutschland zurückzunehmen.

— Ich bitte Sie tausend Mal um Vergebung, gnädigster Herr, daß ich eine so unbescheidene Neugierde zeige, . . . aber ihr Pathe ist eine von den Personen, für die man unwillkürlich Interesse empfindet . . . Jetzt stehe ich zu Ihren Befehlen.

— So folgen Sie mir denn gefälligst.

Paskal nickte, schritt neben dem Erzherzoge her, und gelangte mit ihm an die Thür seines Cabinets; dort blieb er stehen, und mit einer ehrerbietigen Geberde, die aber noch eine Unverschämtheit mehr war, machte er eine leichte Verbeugung, und sagte zu dem Prinzen, als ob er sich einbildete, Dieser hätte einen Augenblick zögern können, zuerst einzutreten:

— Ich folge Ihnen, gnädigster Herr, ich folge Ihnen.

Der Prinz fühlte die Frechheit dieses Benehmens, allein er that als merkte er sie nicht, und trat in sein Cabinet, indem er Herrn Paskal einen Wink gab, ihm zu folgen.

Obgleich dieser wenig an die Gebräuche des Hofes gewöhnt war, so besaß er doch zu viel Verstand, zu viel Scharfsinn, um nicht zu fühlen, welchen Eindruck sein Benehmen und seine Reden machen mußten; er war sich seiner durch die kurz zuvor empfundene, aber bekämpfte Erbitterung noch gesteigerten Unverschämtheit nicht allein bewußt, sondern er berechnete und überlegte sie auch, und gerade unter diesen Umständen hatte er bei sich die Frage aufgeworfen, ob er die kaiserliche Hoheit nicht ganz einfach

mein Herr anreden sollte; aber mit fein erwogener Frechheit kam er zu dem Schluß, der ceremoniöse Titel „gnädigster Herr“ würde sein vertrauliches Benehmen für den Prinzen noch empfindlicher machen, da es mit diesem Anscheine von Etiquette in grellem Widerspruche stand.

Wir werden übrigens auf die Schilderung des Charakters des Herrn Paskal zurückkommen, ein Charakter, der weniger überspannt war, als er im ersten Augenblicke erscheinen dürfte. Wir wollen blos bemerken, daß dieser Mann in sehr bescheidenen und unsichern Verhältnissen geboren, Anfangs als Sündenbock gedient, und zehn Jahre seines Lebens hindurch die härtesten Demüthigungen, die anmaßendste Herrschsucht, die schmerzlichste Geringschätzung ertragen hatte; auf diese Weise war in seinem Herzen ein gehässiger und unversöhnlicher Groll eingewurzelt. Als nun der Tag erschien, wo er seinerseits mächtig ward, da gab er sich ohne Bedenken und ohne Gewissensbisse der wilden Wollust hin, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und kümmerte sich wenig darum, ob seine Rache Unschuldige traf.

In Ermangelung eines überlegenen Geistes

besaß der Erzherzog eine langjährige Menschenkenntniß, die er sich während der Verwaltung eines sehr hohen Amtes in der militairischen Hierarchie seines Landes angeeignet. So hatte er bei seiner zweiten Unterredung mit Herrn Paskal (dieselbe, der wir jetzt beiwohnen) den ganzen Umfang der berechneten Unverschämtheit dieses Mannes begriffen, und als er ihn, nachdem er mit ihm in sein Cabinet getreten war, fast ohne eine Einladung dazu abzuwarten, vertraulich in einem Lehnstuhle Platz nehmen sah, welchen einen Augenblick zuvor ein erster Minister eingenommen hatte, der sich von Ehrerbietung und Hochachtung gegen den Prinzen erfüllt erwiesen, da fühlte er von Neuem sein Herz peinlich beklommen.

Der durchdringende Blick des Herrn Paskal bemerkte den bewirkten Eindruck auf des Erzherzogs Stirn, und mit schadenfrohem Frohlocken sagte er bei sich:

— Das ist ein Prinz, auf den Stufen eines Thrones geboren, . . . zum Wenigsten Vetter von allen Königen Europas, der Generalissimus einer Armee von Hunderttausend Mann; da steht er im vollen Glanze seiner

kriegerischen Kleidung, geschmückt mit allen seinen Ehrenzeichen; diese Hoheit, dieser Mann verachtet mich in dem Stolze auf seine erlauchte Geburt. Er haßt mich, weil er meiner bedarf, und weil er wohl weiß, daß er sich herablassen muß, . . . und dennoch habe ich diesen Mann, trotz seiner Verachtung, trotz seines Hasses, in meiner Gewalt, und ich werde ihn das gehörig fühlen lassen, denn heute ist mein Herz mit Galle erfüllt.

Drittes Kapitel.

Herr Paskal, der sich zur andern Seite des Tisches, an welchem der Prinz saß, in einem vergoldeten Lehnstuhle niedergelassen hatte, bemächtigte sich sogleich eines Papiermessers von Perlmutter, welches ihm gerade zur Hand lag, und fing an damit zu spielen, indem er sagte:

— Gnädigster Herr, . . . wenn es Ihnen beliebt, . . . so wollen wir von unsern Geschäften sprächen, denn Punkt ein Uhr muß ich in der Vorstadt Saint-Marceau bei einem Freunde sein . . .

— Ich muß Ihnen bemerklich machen, mein Herr, — erwiderte der Prinz, indem er nur mit Mühe seinen Unwillen unterdrückte, daß ich

die Rücksicht genommen, alle Audienzen, die ich heute noch zu ertheilen gehabt hätte, auf morgen zu verschieben, um Ihnen meine ganze Zeit widmen zu können.

—Das ist zu freundlich von Ihnen, gnädigster Herr, . . . aber lassen Sie uns zur Sache kommen.

Der Prinz nahm vom Tische ein langes Blatt des feinsten Papieres, und sagte, indem er es Herrn Paskal reichte:

—Diese Note wird Ihnen beweisen, mein Herr, daß alle bei der mir vorgeschlagenen Abtretung betheiligten Parteien mich nicht blos förmlich bevollmächtigen, darauf einzugehen, sondern mich sogar dringend dazu auffordern, und selbst gegen alle möglichen Folgen meiner Annahme sicher stellen.

Ohne sich in seinem Lehnstuhle zu rühren, streckte Herr Paskal seine Hand nach der andern Seite des Tisches hinüber, um die Note in Empfang zu nehmen, und that dies mit den Worten:

—Ohne diese Bürgschaft ließ sich durchaus Nichts thun.

Und er begann langsam zu lesen, während

er an der Spitze des Papiermessers von Perlmutter nagte, das er durchaus nicht aus der Hand ließ.

Der Prinz heftete einen besorgten, durchdringenden Blick auf Herrn Paskal, indem er an dem Ausdrucke seiner Züge zu errathen suchte, ob er in der Note die Garantien fände, die er darin suchen mußte.

Nach einigen Augenblicken hielt Herr Paskal mit Lesen ein, indem er mit ärgerlicher Miene, und wie wenn er mit sich selbst spräche, zwischen den Zähnen murmelte:

— Hm . . . hm . . . dieser Artikel 7 steht mir nicht an, . . . durchaus nicht, . . . wirklich ganz und gar nicht . . .

— Erklären Sie Sich, mein Herr, — rief der Prinz ängstlich.

— Doch, — fuhr Herr Paskal weiter lesend fort, ohne dem Erzherzoge zu antworten, und indem er immer that, als spräche er mit sich selbst, — dieser Artikel 7 wird durch den Artikel 8 berichtigt, . . . ja . . . und in der That, . . . so ist es ziemlich gut, . . . sehr gut sogar . . .

Des Prinzen Stirn heiterte sich auf, denn

lebhaft mit den mächtigen Interessen beschäftigt, deren Entscheidung lediglich von Herrn Paskal abhing, vergaß er die Unverschämtheit und die berechnete Bosheit dieses Mannes, welcher eine grausame Freude empfand, sein Opfer langsam alle Qualen der Besorgniß und der Hoffnung ausstehen zu lassen.

Einige Augenblicke darauf wurde des Prinzen Besorgniß von Neuem rege gemacht; Herr Paskal rief:

—Unmöglich! . . . das ist unmöglich! Alles wäre ja für mich durch diesen ersten supplementarischen Artikel null und nichtig. Dies ist ja ein wahrer Hohn.

—Aber, mein Herr, — rief der Prinz, — sprechen Sie doch deutlich!

—Um Vergebung, gnädigster Herr, . . . in diesem Augenblicke lese ich für mich . . . Sogleich werde ich, wenn Sie es wünschen, für uns Beide lesen.

Der Erzherzog senkte das Haupt, sein mühsam unterdrückter Unwille trieb ihm das Blut ins Antlitz, er schien muthlos und stützte seine Stirn in die Hände.

Herr Paskal warf, ohne sich deshalb im

Lesen zu unterbrechen, heimlich einen Blick auf den Prinzen, und begann wieder nach einigen Augenblicken mit immer größerer Befriedigung:

— Dies ist wenigstens eine sichere . . . unbestreitbare Bürgschaft . . .

Und da der Prinz wieder neue Hoffnung zu schöpfen schien, fügte Herr Paskal gleich darauf hinzu:

— Unglücklicher Weise . . . ist diese Bürgschaft ohne : . .

Er vollendete nicht, und las stillschweigend weiter.

Nein, nie empfand ein mit der Verzweiflung kämpfender Mensch, der einen stolzen, ihn kaum beachtenden Patron um Hilfe anflehte, . . . nie ein verzweifelter Entlehner, der sich mit Demuth an einen hochmüthigen und eigensinnigen Darleiher wendete, . . . nie ein Angeklagter, der seine Begnadigung oder seine Verurtheilung in dem Blicke seines Richters zu lesen suchte, . . . die Qualen, welche der Prinz erduldete, während Herr Paskal die Note las, mit deren Inhalt er sich bekannt zu machen hatte, und die er bald darauf wieder auf den Tisch legte.

— Nun! mein Herr, — sagte der Prinz zu ihm, indem er seine Ungeduld zu verhehlen suchte, — was beschließen Sie?

— Gnädigster Herr, . . . wollen Sie mir gefälligst eine Feder und Papier leihen?

Der Prinz schob ein Schreibzeug, eine Feder und Papier vor Herrn Paskal. Dieser begann eine lange Rechnung, indem er bald die Augen nach der Zimmerdecke richtete, als wenn er im Kopfe rechnete, bald halblaut unvollständige Phrasen murmelte, wie zum Beispiel:

— Nein, . . . ich irrte mich, denn . . . aber ich vergaß das . . . Es ist klar, . . . die Bilanz würde sich gleich stellen, wenn . . .

Nach einer für des Prinzen Ungeduld sehr langen Pause warf Herr Paskal die Feder auf den Tisch, steckte beide Hände wieder in die Hosentaschen, lehnte den Kopf rückwärts, indem er die Augen schloß, als wenn er in Gedanken die letzte Berechnung vornähme, . . . dann richtete er sich rasch auf, und sagte mit kurzer, fester Stimme:

— Unmöglich, gnädigster Herr.

— Wie! mein Herr, — rief der Prinz bestürzt, — Sie hatten mir bei unserer ersten Un-

terredung versichert, daß diese Verhandlung ausführbar sei . . .

— Ausführbar, gnädigster Herr, . . . aber keineswegs ausgeführt.

— Allein diese Note, mein Herr, . . . diese Note, verbunden mit den Bürgschaften, die ich Ihnen angeboten habe?

— Was diese Note vorschlägt, ergänzt allerdings die für eine solche Verhandlung unumgänglich nöthige Sicherheit.

— Welches ist dann also, mein Herr, die Ursache Ihre Weigerung?

— Besondere Gründe, gnädigster Herr . . .

— Aber nochmals, biete ich Ihnen nicht alle wünschenswerthe Bürgschaften?

— Ja, gnädigster Herr . . . Ich werde Ihnen sogar zugeben, daß ich diese Verhandlung nicht blos für ausführbar, sondern sogar für sicher und vortheilhaft halte für Denjenigen, welcher sich damit befassen wollte. Ich zweifle also durchaus nicht, gnädigster Herr, daß Sie nicht Jemanden finden sollten . . .

— Ei! mein Herr, — rief der Prinz, indem er Paskal unterbrach, — Sie wissen, daß Sie in diesem Augenblicke einer finanziellen Krise

und noch aus andern Gründen, die Ihnen eben so wohl bekannt sind, als mir, der Einzige sind, der sich mit dieser Sache befassen kann.

— Der Vorzug, den mir Ew. Kaiserliche Hoheit geben, ehrt mich und ist mir unendlich schmeichelhaft, — sagte Herr Paskal mit einem Tone ironischer Erkenntlichkeit, — darum bedaure ich es doppelt, daß ich ihm nicht entsprechen kann.

Der Prinz fühlte den beißenden Spott und versetzte, indem er that, als beleidige es ihn, sein Wohlwollen verkannt zu sehen:

— Sie sind unbillig, mein Herr . . . Der Beweis, daß mir daran gelegen war, diese Sache mit Ihnen abzumachen, ist, daß ich die Vorschläge des Hauses Durand ausschlug.

— Ich bin so ziemlich überzeugt, daß dies eine Lüge ist, — dachte Herr Paskal, — aber es thut Nichts, . . . ich werde schon dahinter kommen; übrigens beunruhigt mich dieses Haus, und ist mir manchmal im Wege. Aber durch den Beistand des Spitzbuben Marcellange bin ich glücklicher Weise im Besitze eines herrlichen Mittels, um in Zukunft diesem Uebelstande vorzubeugen.

— Ein anderer Beweis, daß mir daran gelegen war, unmittelbar und persönlich dieses Geschäft mit Ihnen abzumachen, Herr Paskal, — fuhr der Prinz mit achtungsvollem Tone fort, — ist der, daß ich keine Mittelsperson zwischen uns wollte, da ich überzeugt war, wir würden uns verstehen, wir müßte uns verstehen . . . Ja, — fügte er mit immer schmeichelhafterm Tone hinzu, — ich hoffte, daß diese gerechte Huldigung, die ich Ihrer finanziellen, so allgemein anerkannten Gewandtheit darbringe . . .

— Ach! gnädigster Herr . . .

— Ihrem eben so ehrenwerthen, als geachteten Charakter . . .

— Gnädigster Herr, . . . Sie erweisen mir zu viele Güte.

— Ich hoffte, sage ich, mein lieber Herr Paskal, daß Sie, indem ich mich ganz offen an Sie wendete, um Ihnen . . . nun was Anderes, als ein Geschäft? . . . anzutragen, dessen Vortheile und Sicherheit Sie selbst anerkennen, erkenntlich sein würden, ich sage es Ihnen ohne Umschweife, daß Sie erkenntlich sein würden für den Schritt, den ich thue, denn er galt eben

so sehr dem Privatmanne, als dem Finanzmanne . . . Ich hoffte endlich, Ihnen außer den pecuniären Vortheilen noch besondere Beweise meiner Achtung und meiner Dankbarkeit geben zu können . . .

— Gnädigster Herr . . .

— Ich wiederhole es, mein lieber Herr Paskal, . . . meiner Dankbarkeit, . . . weil Sie mir, während Sie ein herrliches Geschäft machten, einen unendlichen Dienst geleistet haben würden, . . . denn . . . Sie können nicht glauben, wie wichtig die Folgen des Darlehens, um das ich Sie ersuche, für meine theuersten Familien-Interessen sein können.

— Gnädigster Herr, . . . ich wußte nicht . . .

— Und wenn ich sage, Familien-Interessen, — fuhr der Prinz fort, indem er Herrn Paskal unterbrach, den er immer mehr und mehr wieder zu gewinnen hoffte, — wenn ich sage, Familien-Interessen, so genügt das noch nicht: eine wichtige Staatsfrage ist mit der Abtretung des Herzogthums verknüpft, welches man mir anbietet, und das ich ohne Ihre allmächtige Hilfe nicht erlangen kann: indem Sie mir also einen persönlichen Dienst erweisen, würden Sie

auch noch meiner Nation nützlich sein, . . . und Sie wissen, mein lieber Herr Paskal, wie die großen Reiche Verdienste um den Staat belohnen.

— Entschuldigen Sie meine Unkenntniß, gnädigster Herr, aber die Sache ist mir wirkich völlig unbekannt.

Der Prinz lächelte, schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit einem seiner Meinung nach unwiderstehlichen Tone fort:

— Mein lieber Herr Paskal, kennen Sie den berühmten Banquier Torlonia?

— Dem Namen nach, gnädigster Herr.

— Wissen Sie, daß er Fürst des heiligen Römischen Reiches ist?

— Fürst des heiligen Römischen Reiches, gnädigster Herr? — versetzte Paskal verwundert.

— Jetzt habe ich ihn, — dachte der Prinz, und begann wieder laut, — Großwürdenträger der beneidetsten Orden?

— Wäre es möglich, gnädigster Herr?

— Es ist nicht blos möglich, sondern es ist wirklich so, mein lieber Herr Paskal. Ich sehe also nicht ein, warum man für Sie nicht auch thun sollte, was man für Herrn Torlonia gethan hat?

— Wie beliebt, gnädigster Herr?

— Ich sage, — wiederholte der Prinz, indem er jedes Wort stark betonte, — ich sage, ich sehe nicht ein, warum ein glänzender Titel und hohe Würden nicht auch Ihr Lohn werden sollten?

— Mein Lohn, gnädigster Herr?

— Ihr Lohn.

— Ich, gnädigster Herr, ich sollte Fürst Paskal werden?

— Warum nicht?

— Nicht doch, . . . nicht doch, . . . gnädigster Herr, Sie wollen Ihres armen Dieners nur spotten.

— Niemand hat je an meinen Versprechungen gezweifelt, mein Herr, . . . und wenn Sie mich für fähig halten, Ihrer zu spotten, so ist dies fast eine Beleidigung für mich.

— Dann, gnädigster Herr, müßte ich ja über mich selbst spotten, . . . und zwar tüchtig, und ganz laut, und unaufhörlich, wenn ich thöricht genug wäre, die Schwachheit zu haben, mich bei dem Adels-Carneval Europas als Prinz, Herzog oder Marquis verkleiden zu wollen! Sehen Sie, gnädigster Herr, ich bin nur

ein armer Teufel aus der untersten Volksklasse, . . . mein Vater war Tabuletkrämer, . . . ich habe, indem ich meine kleinen Geschäfte für mich machte, einige Sous auf die Seite gebracht; ich habe für mich nur meinen gewöhnlichen gesunden Menschenverstand, aber dieser gesunde Menschenverstand, gnädigster Herr, wird mir nie gestatten, mich als Marquis de la Janotière zu verkappen (es ist das eine sehr artige Erzählung von Voltaire; Sie müssen sie lesen, gnädigster Herr!) und zwar zum größten Gespötte jener boshaften Herren, die so mir Nichts Dir Nichts arme Leute in Marquis und Prinzen umzuwandeln belieben.

Der Prinz war keineswegs auf diese Weigerung und diesen fatalen Eigensinn gefaßt gewesen; jedoch verlor er die Fassung nicht, und erwiderte mit Wärme:

—Herr Paskal, ich liebe diese rauhe Freimüthigkeit, ich liebe diese Uneigennützigkeit. Gott sei Dank, es bleiben mir noch andere Mittel, Ihnen dereinst meine Dankbarkeit und meine Freundschaft zu beweisen.

—Ihre Freundschaft, . . . mir, gnädigster Herr?

— Gerade weil ich weiß, was sie werth ist, — fügte der Prinz mit imponirender Würde hinzu, — sicherte ich Ihnen meine Freundschaft zu, . . . wenn . . .

— Ihre Freundschaft, mir, gnädigster Herr? — versetzte Herr Paskal, indem er den Prinzen unterbrach; — Ihre Freundschaft, mir, der ich, wie boshafte Menschen sagen, mein kleines Vermögen durch kühne und gewagte Mittel verhundertfältigt habe, obgleich ich rein wie eine Taube aus diesen verleumderischen Anklagen hervorging?

— Gerade weil Sie Sich, wie Sie sagen, mein Herr, von diesen gehässigen Verleumdungen gereinigt haben, mit welchen man alle Diejenigen verfolgt, die sich durch ihre Arbeit und ihr Verdienst in die Höhe schwingen, würde ich Ihnen meine freundlichste Dankbarkeit zusichern, wenn Sie mir den wichtigen Dienst leisteten, den ich von Ihnen erwarte.

— Gnädigster Herr, ich bin ungemein gerührt, . . . unaussprechlich geehrt von Ihrer Güte, . . . aber unglücklicher Weise bleiben Geschäfte doch immer Geschäfte, — sagte Herr Paskal, indem er aufstand, — aber sehen Sie,

dieses Geschäft ist mir gar nicht genehm, . . . dabei muß ich Ihrer Kaiserlichen Hoheit ausdrücken, wie schwer es mir fällt, der Freundschaft, deren Zusicherung Sie so gnädig waren mir anzubieten, entsagen zu müssen.

Als der Prinz diese mit bitterer und demüthigender Ironie erfüllte Antwort hörte, war er schon im Begriffe, seinen Zorn freien Lauf zu lassen; indem er aber an die Schmach und die Nutzlosigkeit einer solchen Leidenschaftlichkeit dachte, nahm er sich zusammen, und um einen letzten Versuch zu machen, erwiderte er mit einiger Hitze:

—Es soll also gesagt werden können, Herr Paskal, daß ich Sie vergebens ersucht, . . . dringend gebeten, . . . angefleht habe?

Diese mit schmerzlicher Aufrichtigkeit betonten Worte: ersucht . . . dringend gebeten . . . angefleht, schienen in des Prinzen Augen auf Herrn Paskal Eindruck zu machen, und so war es auch in der That; bis zu diesem Momente hatte sich der Erzherzog vor ihm noch nicht genug erniedrigt; aber als Herr Paskal diese kaiserliche Person nach so harten Weigerungen sich bis zur Bitte, ja bis zur flehentli-

chen Bitte erniedrigen sah, empfand er eine jener herben Freuden, die ihm doppelten Genuß gewährten.

Als der Prinz sah, daß er sein Schweigen nicht brach, glaubte er, ihn erschüttert zu haben, und fügte lebhaft hinzu:

— Nun, mein lieber Herr Paskal, ich werde nicht vergebens an den Edelmuth Ihres Herzens appellirt haben.

— In Wahrheit, gnädigster Herr, — erwiderte der Schurke, der im Grund geneigt war, dieses Geschäft zu machen, da er wußte, daß es vortheilhaft war, der aber dabei Gewinn und Rache zugleich finden wollte, — in Wahrheit, Sie haben eine eigene Art, sich auszudrücken; . . . ich wiederhole es, Geschäfte sollten nur Geschäfte bleiben, . . . und nun lasse ich mich wider Willen, wie ein Kind, vom Gefühle leiten; . . . ich bin so schwach . . .

— Sie stimmen ein! — rief der Prinz mit freudestrahlendem Gesicht, und in der ersten Wallung der Freude faßte er mit Innigkeit beide Hände des Finanzmannes mit den seinigen. — Sie stimmen ein, . . . mein werther, mein bester Herr Paskal!

— Wie kann man Ihnen widerstehen, gnädigster Herr?

— Endlich! — rief der Erzherzog, freudig aufathmend, als wäre er jetzt von einem drückenden Kummer befreit.

— Nur, gnädigster Herr, — bemerkte Herr Paskal, — werde ich eine kleine Bedingung machen.

— O! darauf kommt es nicht an; welche es auch sein mag, ich unterschreibe sie zum Voraus.

— Sie nehmen vielleicht eine ernstere Verpflichtung auf sich, als Sie denken, gnädigster Herr!

— Was wollen Sie damit sagen? — rief der Prinz etwas beunruhigt, — welche Bedingung meinen Sie?

— In drei Tagen, von heute an gerechnet, gnädigster Herr, werde ich sie Ihnen mittheilen.

— Wie! — sagte der Prinz überrascht und bestürzt, — abermals Aufschub . . . wie? Sie geben mir Ihr Wort nicht?

— In drei Tagen, gnädigster Herr, werde

ich es Ihnen geben, . . . wenn Sie meine Bedingung annehmen.

—Aber sagen Sie mir doch jetzt diese Bedingung.

—Unmöglich, gnädigster Herr.

—Mein lieber Herr Paskal . . .

— Gnädigster Herr, — erwiderte der Andere kurz und mit spöttischem Tone, — ich bin nicht gewohnt, mich in einer Sitzung zweimal nach einander rühren zu lassen . . . Die Stunde meiner Unterredung in der Vorstadt Saint Marceau hat geschlagen; ich habe die Ehre, mich Ew. Kaiserlichen Hoheit unterthänigst zu empfehlen.

Herr Paskal verließ den Prinzen, der höchst ärgerlich und sorgenvoll war, und schon war er an der Thür, als er sich noch einmal umwendete und sagte:

—Wir haben heute Montag, . . . also Donnerstag um elf Uhr werde ich die Ehre haben, Ew. Kaiserliche Hoheit wieder zu sehen, um Ihnen meine kleine Bedingung vorzulegen.

—Gut denn, mein Herr, Donnerstag also?

Herr Paskal machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

Als er durch den Salon schritt, in welchem die Adjutanten versammelt waren, erhoben sich Alle ehrerbietig, da sie die Wichtigkeit des Mannes kannten, dessen Besuch der Prinz angenommen hatte. Herr Paskal nickte diesen Offizieren mit einer Gönner-Miene zu, und verließ den Palast, wie er gekommen war, nämlich beide Hände in den Hosentaschen haltend, doch machte er sich das Vergnügen (denn dieser Mann ließ keinen Umstand unbenutzt), einen Augenblick vor der Zelle des Schweizers stehen zu bleiben und zu ihm zu sagen:

— Nun, werdet Ihr mich ein andermal erkennen?

Ganz außer Fassung gebracht verbeugte sich der Thürsteher tief und stammelte:

— O! jetzt werde ich Sie wieder erkennen, mein Herr; . . . ich bitte Sie flehentlich, mein Herr, mich gefälligst entschuldigen zu wollen . . .

— Er bittet mich flehentlich, — sagte Herr Paskal halblaut mit einem bittern und sardonischen Lächeln, — sie können nur flehentlich bitten, von der Kaiserlichen Hoheit an bis zum Thürsteher.

— Als Herr Paskal aus dem Elysée trat,

versank er wieder in seine quälenden Betrachtungen in Betreff des jungen Mädchens, dessen geheimes Einverständniß mit dem Grafen Franz von Neuberg er entdeckt hatte. Da er zu wissen wünschte, ob sie in dem an das Palais grenzenden Hause wohnte, wollte er den Versuch machen, Erkundigungen darüber einzuziehen, allein er überlegte, daß er dadurch seine Pläne vereiteln konnte. So beschloß er denn, auf das vorgesteckte Ziel loszugehen, ohne sich eine Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen zu lassen, und lieber den Abend zu erwarten.

Da er gerade eines Miethwagens ansichtig wurde, der leer vorüber fuhr, winkte er dem Kutscher zu halten, stieg in den Wagen und sagte:

—Vorstadt Saint Marceau N. 15. bei einem großen Maschinenwerke, dessen Esse man von der Straße aus sieht.

—Die Maschinenfabrik des Herrn Dutertre? Ich weiß schon, mein Guter, ich weiß schon; alle Leute kennen sie.

Der Fiaker fuhr ab.

Viertes Kapitel.

Herr Paskal hatte, wie schon erwähnt wurde, einen Theil seines Lebens in einer mehr als untergeordneten und beschränkten Stellung zugebracht, wo er die beleidigendste Geringschätzung mit Geduld, aber auch mit dem Gefühle von Rachsucht und Haß ertrug.

Als Sohn eines Tabuletkrämers, der sich durch vielfache Entbehrungen und unerlaubten oder doch zweideutigen Schacher ein kleines Vermögen erworben hatte, begann er seine Laufbahn als Laufbursche bei einem Wucherer in einer kleinen Stadt, welchem Herr Paskal, der Vater, die Besorgung seiner Geldgeschäfte anvertraut hatte. Die ersten Jahre unsers Helden

verflossen also, indem er eine eben so harte als demüthigende Dienstzeit auszuhalten hatte; da er Nichts desto weniger mit vieler Einsicht und mit großer Schlauheit begabt war, und da seine seltene Willensfestigkeit im Nothfalle sich zu beugen und unter dem äußern Scheine einer einschmeichelnden Kriecherei zu verbergen wußte, eine Verstellung, welche die nothwendige Frucht der Knechtschaft war, in der er lebte, lernte er, ohne Vorwissen seines Herrn, fast ganz von selbst lesen, schreiben und rechnen; das Talent, sich der Zahlen zu bedienen und Finanzgeschäfte zu machen, entwickelte sich in ihm ohne Beihilfe auf eine bewundernswürdige Art. Da er seinen Werth ahnte, fragte er sich, ob er, wenn er ihn verberge, Vortheil daraus ziehen, und eine gefährliche Waffe gegen seinen Herrn, den er verabscheute, daraus machen könnte. Nach reiflicher Ueberlegung glaubte er, es werde seinem Interesse dienen, wenn er die Kenntnisse, die er sich heimlich erworben hatte, offenbarte; überrascht von den Fähigkeiten seines Laufburschen machte ihn der Wucherer zu seinem Buchhalter, vermehrte seinen geringen Gehalt um etwas Weniges, behandelte ihn aber noch immer

mit barscher Geringschätzung, indem er ihn sogar noch mehr zu erniedrigen suchte, als früher, damit er nicht bemerken sollte, wie wichtig ihm seine neuen Dienstleistungen waren. Eifrig und unermüdlich bei der Arbeit, von dem Triebe beseelt, seine Kenntnisse im Finanzwesen zu vermehren, ertrug Paskal fortwährend und ohne Murren die Kränkungen, welche ihm in reichlichem Maße zu Theil wurden, indem er seinen Diensteifer in demselben Maße verdoppelte, als sein Herr ihn mit immer größerer Herabsetzung und Härte behandelte.

Nachdem er so etliche Jahre verlebt hatte, fühlte er sich hinreichend stark, die Provinz zu verlassen und einen Schauplatz aufzusuchen, der seiner würdiger war. Im Namen seines Principals war er mit einem Banquier in Paris in Correspondenz getreten, welchem er seine Dienste anbot; da dieser schon längst Paskal's Fähigkeiten hatte schätzen lernen, nahm er seinen Vorschlag an, und Dieser verließ die kleine Stadt zum großen Verdrusse seines bisherigen Herrn, welcher jetzt, aber zu spät, den Versuch machte, ihn zurückzuhalten, indem er ihn als Theilnehmer in sein Geschäft aufnehmen wollte.

Der neue Principal unseres Helden war Chef eines jener reichen Häuser, die moralisch in übelm Rufe stehen, aber in commercieller Beziehung (wie das nicht selten der Fall ist) als tadellos betrachtet werden, denn wenn diese Häuser Speculationen unternehmen, die manchmal an Betrug grenzen, wenn sie sich ungestraft durch künstliches Falliren bereichert haben, so respectiren sie doch ihre Unterschrift, wie man zu sagen pflegt, eine Unterschrift, die in den Augen der rechtschaffenen Leute ehrlos ist.

Als warme Verehrer jenes schönen Grundsatzes, der einer ganzen Epoche als Kennzeichen dient: bereichert Euch, nehmen sie stolz ihren Sitz in der Kammer ein, legen sich hochmüthig den Beinamen Ehrenwerthe bei, und setzten sich das Ministerium zum Ziele . . . Warum nicht?

Herr Thomas Rousselet, Chef dieser vergoldeten Räuberhöhle (es gab noch zwei oder drei Genossen, die ebenfalls den Namen Rousselet führten), war der Egoismus selbst, besaß die Unverschämtheit der eisernen Geldkiste, der eingebildeten und unversöhnlichen Geld-Aristo-

kratie, war gewandt in den verdächtigen Börsenverhandlungen und in allen Schleichwegen der schamlosesten Mäklergeschäfte. Der so sehr gerühmte Luxus der vormaligen Generalpächter war Nichts im Vergleich mit der Prachtliebe des Herrn Thomas Rousselet, und seine Frau, ein Wesen von empörender Häßlichkeit, vergeudete monatlich fünf Hundert Louisd'or für ihre Toilette und für ihre Blumen . . . Sie war eine so große Freundin von Blumen!

Uebergesiedelt in dieses Haus, wo eine ehrlose und thörichte Pracht herrschte, erduldete Paskal Demüthigungen, die noch viel bitterer und schmerzlicher waren, als die bei seinem guten alten Spitzbuben von Wucherer in der Provinz, der ihn zwar wie einen gewöhnlichen Tagelöhner behandelte, mit welchem ihn aber die Arbeit in häufige und fast vertrauliche Berührung brachte.

Nun würde man in dem übermüthigsten Adelsstolze, der doch durch das Alter des Stammbaumes sich wenigstens begreifen läßt, in der dünkelhaftesten aristokratischen Eitelkeit vergebens Etwas suchen, was der gebieterischen und niederschmetternden Geringschätzung ähnlich

wäre, mit welcher die Rousselet ihre Untergebenen behandelten, die sie als ihnen selbst unermeßlich fernstehend betrachteten. Eingepfercht in ihre düstern Schreibstuben, von wo aus sie die glänzende Pracht des Hotels Rousselet blinken sahen, kannten die in diesem Hause Angestellten nur wie aus Feenmährchen oder fabelhaften Legenden die phantastischen Wunder jener Salons und jenes Speisesaales, aus welchen sie auf Befehl der Madame Thomas ausgeschlossen waren, denn sie war eine wenigstens eben so stolze, eben so vornehme Dame, wie die erste Kammerfrau einer Prinzessin von Lothringen oder von Rohan.

Diese Demüthigungen, obgleich ganz anderer Art, als die früheren, waren für Herrn Paskal Nichts desto weniger äußerst empfindlich; er fühlte hier, mehr als irgend anderswo, seine Nichtigkeit, seine Abhängigkeit; das Joch des reichen Banquiers verwundete ihn noch schmerzlicher, noch viel tiefer, als das des Wucherers; aber seinem Systeme getreu, verbarg unser Mann seine Wunden, beleckte den Stiefel, der sich manchmal ein gnädiges Vergnügen daraus machte, ihn zu bespritzen, arbeitete mit dop-

peltem Eifer, strengte seinen Scharfsinn nur um so mehr an, und lernte endlich in der Praxis dieses Hauses, was er als die wahre Wissenschaft in den Geschäften betrachtete, nämlich:

„Mit so wenig Geld als möglich so viel Geld als möglich zu gewinnen, und zwar durch alle erdenkliche Mittel, dabei aber gleichwohl der strafenden Polizei und den Criminalgerichten ein Schnippchen zu schlagen.“

Das gewählte Feld war weit genug, man konnte, wie man sieht, sich darauf frei bewegen.

So vergingen noch fünf oder sechs Jahre; der forschende Geist weicht entsetzt zurück, wenn man bedenkt, wie viel Groll, Haß, Zorn, Gift und Galle sich anhäufen mußte in den Tiefen dieser von kalter Rachsucht erfüllten Seele, . . . die äußerlich immer ruhig erschien, wie die schwarze, trübe Oberfläche eines schlammigen Sumpfes.

Eines Tages erhielt Herr Paskal die Nachricht von dem Tode seines Vaters.

Die Ersparnisse des Tabuletkrämers, durch geschickte Wuchergeschäfte beträchtlich vermehrt, waren zu einer ziemlich hohen Summe angewachsen. Sobald Paskal im Besitze dieses Ca-

pitales war, schwur er im Vertrauen auf seine Thätigkeit, auf seine Kühnheit, auf seine seltene Gewandtheit sich zu benehmen, oder vielmehr auf seine Gewandtheit im Nehmen, bei seiner Ehre, er werde nun ein großes Vermögen erwerben, wäre er auch, um seinen Zweck schneller zu erreichen (man muß ja in der Welt Etwas wagen) nothgedrungen, ein wenig von dem schmalen und geraden Wege der Gesetzlichkeit abzuweichen.

Unser Held erfüllte seinen Schwur gewissenhaft. Er verließ das Haus Rousselet, und durch Vermittelung seiner Gewandtheit, des Zufalles, des Betruges, des Glückes, der List und der damals geltenden Redlichkeit erwarb er bedeutende Summen, bezahlte mit klingender Münze die Freundschaft eines Ministers, welcher ihn durch seine ihm mit zärtlicher Geflissenheit mitgetheilten Nachrichten in den Stand setzte, ohne die mindeste Gefahr das Hasardspiel der Börse mitzumachen, und so nahe an zwei Millionen seiner Kasse einzuverleiben. Kurz darauf machte ihn ein sehr wagehalsiger, aber sehr erfahrner englischer Mäkler auf die Möglichkeit aufmerksam, ungeheure Summen zu gewinnen, wenn er

sich mit Kühnheit in Eisenbahngeschäfte einließe, die damals in England etwas Neues waren. Paskal begab sich nach London, wußte den Augenblick zu benutzen, wo noch starres Vorurtheil herrschte, wodurch bald ungeheure Zahlen-Verhältnisse erzeugt wurden, setzte sein ganzes Vermögen auf diesen Wurf, und indem er seine Actien zu günstiger Zeit in Geld verwandelte, kam er mit neun bis zehn Millionen nach Frankreich zurück. Nunmehr eben so vorsichtig, eben so kaltblütig, als er zuvor wagehalsig gewesen war, überdies mit bedeutenden Kenntnissen im Finanzfache ausgerüstet, ließ er es nur noch seine einzige Sorge sein, dieses nicht gehoffte Vermögen beständig zu vermehren, und es gelang ihm, da er jede Gelegenheit mit seltener Geschicklichkeit zu benutzen wußte. Im Uebrigen genoß er jetzt das Leben, und sorgte für seine Bequemlichkeit, befriedigte seine sinnlichen Launen um jeden Preis, aber er machte keinen Aufwand, weder vor der Welt, noch in seinem häuslichen Leben, und speiste im Wirthshause. Auf diese Art verbrauchte er kaum den fünften Theil seiner Einkünfte, welche, jedes Jahr zum Capitale geschlagen, sein Vermögen vermehrten,

das geschickte Speculationen ohnedies noch vergrößerten.

Nunmehr kam, wie wir schon erwähnten, für diesen Mann der große und furchtbare Tag der Vergeltung für das Erlittene. Diese durch so vieljährige Erniedrigung und Rachedurst verstockte Seele ward unversöhnlich, und fand tausendfachen grausamen Genuß darin, Andere das lastende Gewicht dieses Geldjoches fühlen zu lassen, welches er so lange getragen hatte.

Was ihm vor Allem Qualen bereitet hatte, war die Abhängigkeit, die Sclaverei, das vollkommene Nichts seines eigenen Ich, in welchem Zustande er so lange gelebt hatte, wo er gezwungen war, ohne Murren die rohe Grobheit, die Geringschätzung seiner reichen Principale zu ertragen.

Eben diese harte Abhängigkeit nunmehr Andern aufzuerlegen, war für ihn ein hoher Genuß; den Einen, indem er ihren angeborenen knechtischen Charakter zu benutzen wußte, den Andern, indem er sie einer unerbittlichen Nothwendigkeit unterwarf, und so in diesem feilen Jahrhunderte in seiner Person die Allmacht des Geldes beurkundete. Auf diese Weise hielt er

Alle, von dem kleinen Krämer an, dem er Geld vorstreckte, bis zu dem königlichen Prinzen, der sich herabwürdigte, um ein Darlehn von ihm zu erhalten, in einer beinahe unumschränkten Abhängigkeit.

Dieser entsetzliche Despotismus, welchen der Darleiher auf Denjenigen ausüben kann, den die Bedürfnisse des Augenblickes nöthigen, zu entlehnen, wurde von Herrn Paskal ausgeübt, und mit einer unglaublichen Wollust und barbarischer Freude fand er seinen höchsten Genuß darin.

Man hat schon oft von der Gewalt des Satans über die Seelen gesprochen. Glauben wir an einen Satan, so konnte Herr Paskal eben so viele und noch mehr Seelen verderben und quälen, als Satan.

War man einmal abhängig von ihm durch einen Credit, ein Darlehen oder überhaupt ein Zugeständniß, das übrigens mit ausnehmender Gutmüthigkeit bewilligt und oft sogar mit einem hinterlistigen Scheine von Edelmuth (aber immer nur, wenn solide moralische oder materielle Bürgschaften vorhanden waren) angeboten wurde, so gehörte man sich selbst nicht mehr an, man

hatte seine Seele dem Satan Paskal verkauft.

Er wußte diese Verträge mit wahrhaft teuflischer Geschicklichkeit abzuschließen.

Trat irgend eine commercielle Krisis ein, so waren oft die Capitalien entweder gar nicht zu finden, oder man verlangte so übertriebene Zinsen, daß sehr zahlungsfähige, sehr redliche Kaufleute sich in der äußersten Verlegenheit befanden, und zuweilen von einem unvermeidlichen Bankerott bedroht waren. Herr Paskal, der übrigens genau von Allem unterrichtet und überzeugt war, für seine Vorschüsse genügende Deckung in den vorhandenen Waaren oder in dem Objecte des Geschäftes selbst zu finden, bewilligte oder bot seine Dienste zu Zinsen an, die für die augenblicklichen Verhältnisse höchst mäßig waren, aber für ihn dennoch schon vortheilhaft; nur gab er dieses Darlehen unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es zurückgezahlt werden müßte, wie es ihm gut dünkte, beeilte sich jedoch hinzuzufügen, würde von diesem Rechte keinen Gebrauch machen, er habe ja auch kein Interesse dabei, Gebrauch davon zu machen, da das Darlehen ihm offenbaren Profit gewähre.

Sein großes Vermögen gab ihm übrigens den Vortheil, daß er einer unmittelbaren Rückzahlung von funfzig oder Hunderttausend Franken nicht bedurfte; aber aus Gewohnheit, aus Sonderbarkeit könnte man sagen, hielt er ausdrücklich darauf, nur unter der Bedingung Geld zu verleihen, daß man sich verpflichtete, es zurückzuzahlen, so wie er es verlangte.

Eine grausame Alternative war den Unglücklichen gestellt, welche vom Satan Paskal versucht wurden; auf der einen Seite der Untergang eines Erwerbszweiges, der bis dahin blühend gewesen; auf der andern eine unverhoffte und so wenig lästige Hilfe, daß sie für einen großmüthigen Dienst gelten konnte, endlich die beinahe absolute Unmöglichkeit, anderwärts Capitalien zu finden, selbst zu übermäßigen Zinsen, dies Alles vereint mit dem Zutrauen, welches Herr Paskal einzuflößen verstand, verlieh der Versuchung eine gewaltige Macht, und sie wurde vollendet durch die einschmeichelnde Gutmüthigkeit des Erzmillionärs, der, wie er sagte, sich ein wahres Vergnügen daraus machte, arbeitsamen und rechtlichen Leuten als ein financieller Fürsorger zu Hilfe zu kommen.

Kurz, Alles trug dazu bei, die Unvorsichtigen zu verblenden; sie nahmen an, . . . sie waren von Paskal besessen.

Standen sie einmal unter der drohenden Bürde einer beträchtlichen Rückzahlung, welche sie jeden Augenblick in die trostlose Lage, der sie entronnen waren, zurückschleudern konnte, so hatten sie nur noch ein Ziel vor Augen, nämlich Herrn Paskal's Gewogenheit zu erwerben, . . . nur eine Besorgniß, Herrn Paskal, der als Herrscher über ihr Loos verfügte, zu mißfallen.

Oft machte dieser nicht sogleich Gebrauch von seiner Gewalt, und mit raffinirter hohnlächelnder Bosheit begann er damit, den Gutmüthigen, den Wohlthäter zu spielen, indem er sich mit lachendem Spott unter den Segenswünschen, die man ihm in reichlichem Maße spendete, behaglich fühlte, und so seine Opfer lange Zeit sich an ihren Irrthum gewöhnen ließ; dann legte er, je nach seiner augenblicklichen Stimmung oder Laune, nach und nach die Maske ab, ohne jedoch je Drohungen zu gebrauchen, Rauheit oder Leidenschaftlichkeit zu zeigen, sondern indem er im Gegentheil eine falsche,

widerliche Freundlichkeit zur Schau trug, die gerade um des Contrastes willen Entsetzen erregte. Die scheinbar unbedeutendsten, geringfügigsten Umstände boten ihm Tausend Mittel, die Personen, welche er in einer furchtbaren Abhängigkeit erhielt, zu quälen.

Hier ein Beispiel: Er kam zu einem seiner Vasallen; dieser war gerade im Begriff, mit seiner Frau und seinen Kindern auszugehen, um heiter und vergnügt irgend einem schon lange zum Voraus veranstalteten Familienfeste beizuwohnen.

— Ich komme ohne Umstände, um mit Ihnen zu speisen, meine werthen Freunde, — sagte er.

— Mein Gott, Herr Paskal, wie sehr bedauern wir! Heute ist der Geburtstag meiner Mutter, und, wie Sie sehen, sind wir im Ausgehen begriffen.

— In der That, das ist mir wirklich recht fatal, da ich schon hoffte, meinen Abend bei Ihnen zuzubringen.

— Und wie haben wir es zu bedauern, Herr Paskal, diesem Vergnügen entsagen zu müssen.

— Ei, . . . Sie werden mir schon Ihr Familienfest zum Opfer bringen. Im Grunde . . . wird Ihre Mutter nicht sterben, wenn ihr Fest einmal nicht gefeiert wird.

— O! Herr Paskal, das ist unmöglich; es wäre seit unserer Verheirathung das erste Mal, daß wir bei diesem kleinen Familienfeste fehlten.

— Ach, gehen Sie doch, Sie werden es mir schon zu Liebe thun.

— Aber, Herr Paskal . . .

— Ich sage Ihnen, Sie werden es Ihrem guten Paskal schon zu Liebe thun, nicht wahr?

— Wir mögten es herzlich gern thun, . . . aber . . .

— So? Sie schlagen es mir ab, . . . mir, . . . und es ist das erste Mal, daß ich Sie um Etwas bitte.

Und Herr Paskal legte einen solchen Nachdruck auf das Wort mir, daß die ganze Familie plötzlich erbebte; sie fühlte, wie man sagen könnte, ihren Herrn, und ohne seine sonderbare Laune zu begreifen, unterwarf sie sich traurig ihrem Schicksale, um den furchtbaren Mann, der das Geschick der Familie in den

Händen hielt, nicht mißvergnügt zu machen. Man ergab sich darein, man suchte freundlich zu sein, eine vergnügte Miene zu machen, und sich den Schein zu geben, als bedaure man dieses bescheidene Familienfest nicht; aber schon begann eine unerklärliche Angst ihre Herzen zu beklemmen; bei dem schleunigst zubereiteten Mittagsmahl waren sie traurig, und durften sich's doch nicht merken lassen. Mit lächelnder Miene drückte Herr Paskal über dieses verlegene Benehmen sein Erstaunen aus, und beklagte sich seufzend darüber mit den Worten:

— Ich sehe schon, ich bin Ihnen ungelegen gekommen, nun sind Sie ärgerlich über mich, ach! ich sehe es.

— Wir, Herr Paskal? — riefen die Unglücklichen mit immer größerer Besorgniß; — wie können Sie so Etwas denken?

— O! ich täusche mich nicht, ich sehe es, . . . ich fühle es, . . . denn mein Herz sagt es mir . . . Ja, so geht es . . . Man thut immer sehr unrecht, wenn man die Freundschaft auf die Probe stellt, sogar in den geringsten Kleinigkeiten, . . . denn damit hat man gleich den Maßstab zu den wichtigern Dingen . . .

Ich, . . . ja ich . . . der ich auf Sie zählte, wie auf wahre Freunde, . . . ich habe mich vielleicht abermals getäuscht!

Und Satan Paskal fuhr sich mit der Hand über die Augen, stand auf vom Tische, und verließ das Haus mit kummervoller, unfreundlicher Miene, indem er diese Unglücklichen in fürchterlicher Angst zurückließ . . . Denn wenn er nicht mehr an ihre Freundschaft glaubt, wenn er sie für undankbar hält, kann er sie jeden Augenblick wieder in den Abgrund stürzen, indem er eine so großmüthig angebotene Geldsumme zurückfordert; . . . nur die Dankbarkeit, welche er von ihnen erwartete, konnte allein ihnen seine dauernde Hilfe sichern.

Wir haben uns bei diesen geringfügigen Umständen verweilt, die doch, wie man leicht begreift, eine so peinliche Wirkung hervorbrachten, um, so zu sagen, die erste Stufe der Martern zu zeigen, welche Herr Paskal seine Opfer erdulden ließ . . . Denke man sich nun erst alle Grade von Qualen, denen er sie preiszugeben fähig war, wenn eine an sich so unbedeutende Sache, wie ein verfehltes Familienfest, seiner

raffinirten Grausamkeit schon so viel Genuß gewährte.

Er war allerdings ein Ungeheuer, . . . das ist nicht zu leugnen. Unglücklicher Weise finden sich in jedem Stande und zu jeder Zeit dergleichen Neronen. Uebrigens würde dieser Mann vielleicht nie jenen Grad von Verworfenheit erreicht haben, hätte er nicht verderbliche Beispiele vor Augen gehabt, hätte nicht die erniedrigendste Abhängigkeit, in der er so lange Jahre gelebt, in seinem erbitterten Herzen eine so furchtbare Rachgier erweckt.

Das Wort Vergeltung entschuldigt seine Unmenschlichkeit nicht, allein sie erklärt dieselbe. Selten ist der Mensch böse, selten wird er es ohne Ursache . . . fast immer findet das Schlechte seinen Ursprung in dem Schlechten.

. . . .

Nachdem wir so Herrn Paskal's Portrait entworfen haben, wollen wir ihm um eine Stunde ungefähr zu Herrn Karl Dutertre voraneilen.

Fünftes Kapitel.

Das Maschinenwerk des Herrn Dutertre, welches zur Fabrikation der Maschinen für die Eisenbahnen bestimmt war, nahm einen ungeheuren Platz in der Vorstadt Saint Marceau ein, und die hohen, unaufhörlich dampfenden Essen von Backsteinen bezeichneten die Lage desselben schon von Weitem.

Herr Dutertre und seine Familie bewohnten ein kleines Gartenhaus, das von den Fabrikgebäuden durch einen großen Garten getrennt war.

In dem Augenblicke, wo wir den Leser in diese bescheidene Wohnung einführen, herrschte dort ein Anstrich von Festlichkeit; man schien

sich mit gastlichen Zurüstungen zu beschäftigen. Eine junge flinke Magd war eben damit fertig geworden, in dem kleinen Speisezimmer, dessen einziges Fenster auf den Garten hinaus ging, und das an eine ziemlich beengte Küche stieß, welche nur durch eine aus matten Scheiben gebildete Glasthür von dem Vorsaale getrennt war, die Tafel zu decken. Eine alte Köchin lief mit geschäftiger Miene in diesem Küchen-Laboratorium hin und her, aus welchem appetitliche Dämpfe strömten, die sich zuweilen selbst in dem Speisezimmer verbreiteten.

In dem durch nußbaumene Möbeln, die mit gelbem Utrechter Sammet überzogen waren, und durch weiße Calicot-Vorhänge ausgeputzten Salon traf man andere Anstalten; zwei Vasen von weißem Porzellan, welche das Kamin schmückten, waren soeben mit frischen Blumen gefüllt worden. Zwischen diesen zwei Vasen erblickte man an der Stelle der Pendeluhr unter einer Glasglocke eine niedliche Locomotive im verkleinerten Maßstabe, ein wahres Meisterstück von Mechanik und Schlosserarbeit. Auf dem schwarzen Fußgestelle dieses Kleinods von Ei-

sen, Kupfer und Stahl sah man folgende Worte eingegraben:

Herrn Karl Dutertre
seine dankbaren Arbeiter.

Teniers oder Gerhard Dow würde aus einer Gruppe der eben in diesem Salon versammelten Personen ein artiges Gemälde entworfen haben.

Ein blinder Greis mit ehrwürdigem und schwermüthigem Antlitz, das von langen weißen Haaren eingefaßt war, welche bis auf seine Schultern niederwallten, saß in einem Lehnstuhle, und hatte zwei Kinder auf den Knien, einen Knaben von drei Jahren und ein Mädchen von fünf Jahren, beide freundlich und anmuthig, wie zwei Engel; der kleine Knabe, mit braunen Haaren, rosigem Gesichtchen und großen, schwarzen, sammetartigen Augen, warf von Zeit zu Zeit einen zufriedenen und forschenden Blick auf seine hübsche Blouse von hellblauem Kasimir und auf seine schneeweißen Hosen; vor Allem aber schien er mit besonderem Wohlgefallen seine weißseidenen Strümpfe mit hochrothen Streifen

und seine schwarzen mit Quasten versehenen Maroquinschuhe zu betrachten.

Das junge Mädchen, das zur Erinnerung an eine innige Freundin der Mutter, welche die Pathe des Kindes gewesen war, Magdalene hieß, hatte blonde Haare und eine rosige Gesichtsfarbe, wunderhübsche blaue Augen, und trug ein niedliches weißes Kleidchen; Schultern, Arme und Beine waren unbekleidet, nur letztere zur Hälfte mit allerliebsten schottischen Söckchen bedeckt. Wie viele Grübchen auf diesen Schultern, diesen Armen, diesen frischen, rosigen, sammetweichen und vollen runden Wangen waren, das vermochte nur eine Mutter anzugeben, und die Mutter dieser zwei reizenden Kinder verstand es, diese Grübchen aufzuzählen.

Auf die Rücklehne des Armstuhles gestützt, worauf der blinde Greis seinen Sitz hatte, stand sie und hörte mit dem Ernste, welchen eine Mutter in ähnlichen Fällen immer an den Tag legt, dem Gezwitscher der beiden Vögelchen zu, welche der Großvater auf den Knien hatte, und die ihn ohne Zweifel von etwas sehr Interessantem unterhielten, denn sie plauderten alle Beide zu gleicher Zeit in jenem kindlichen Kauderwälsch,

das die Mütter mit so seltenem Scharfsinn zu übersetzen wissen.

Madame Sophie Dutertre war höchstens fünf und zwanzig Jahre alt; obgleich die Blattern einige leichte Spuren zurückgelassen hatten, und man regelmäßigere und viel schönere Gesichtszüge finden konnte, als die ihrigen, so konnte man sich doch unmöglich eine anmuthigere, offenere und einnehmendere Physiognomie, ein freundlicheres und reizenderes Lächeln denken; sie war das Ideal des Zaubers und des Wohlwollens. Prachtvolles Haar, Zähne wie Perlen, eine blendend weiße Haut, ein zierlicher Wuchs bildeten ein liebenswerthes Wesen, und wenn sie ihre großen braunen, klaren und glänzenden Augen zu ihrem Gatten erhob, der zur andern Seite des Lehnstuhles neben dem blinden Greise stand, verliehen die Liebe und das Muttergefühl diesem schönen Blicke einen rührenden und innigen Ausdruck, denn Sophie und Karl Dutertre hatten ihre Ehe aus Neigung geschlossen.

Der einzige Vorwurf, . . . wenn es nehmlich ein Vorwurf genannt zu werden verdient, den man dieser Sophie Dutertre hätte machen

können, die nur in der Kleidung ihrer Kinder Kokettrie zeigte, . . . war die vollständige Geschmacklosigkeit ihrer eignen Toilette. Ein Kleid von schlecht gewähltem Stoffe, das noch überdies ungeschickt gemacht war, entstellte ihren zierlichen Wuchs; ihr kleiner Fuß war nicht tadellos bekleidet, und ihr prachtvolles braunes Haar hätte mit mehr Geschmack und Sorgfalt geordnet sein können.

Freimüthigkeit und Entschlossenheit, Verstand und Herzensgüte waren deutlich zu lesen auf dem Antlitze des damals etwa acht und zwanzig Jahre alten Herrn Dutertre; sein lebhaftes und feuriges Auge, seine kräftige und schlanke Gestalt verriethen eine thätige und energische Natur. Er war früherhin Civil-Ingenieur gewesen, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und ungemeinem Fleiße, der eben so geschickt die schwierigsten Rechnungsaufgaben mit der Feder auflöste, als er die Feile, die Drehbank und den eisernen Hammer gewandt zu handhaben wußte; ein Mann, der anzustellen verstand, weil er auch selbst die Arbeiten ausführen konnte, der die Handarbeit zu Ehren brachte, indem er sich derselben zuweilen selbst unterzog, mogte es nun

geschehen, um ein Beispiel zu geben, oder auch um die Arbeiter aufzumuntern; ein Mann von der gewissenhaftesten Redlichkeit, bieder und vertrauend bis zur Verblendung, leutselig, fest und gerecht gegen seine zahlreichen Arbeiter, von wahrhaft alterthümlich einfachen Sitten; eifrig bei der Arbeit, schwärmerisch eingenommen für seine Schöpfungen in Eisen, Kupfer und Stahl. So war sein Leben bis dahin zwischen den drei größten Genüssen des Menschen getheilt gewesen, nehmlich der Liebe, dem Familienleben und der Arbeit.

Karl Dutertre kannte nur einen Kummer; die Blindheit seines Vaters, und eben diese Gebrechlichkeit war die Quelle der zärtlichsten Hingebung, der so innigen und mannichfachen Sorgfalt, so daß Dutertre und seine Gattin sich zu trösten suchten, indem sie meinten, es sei ihnen doch wenigstens vergönnt, dem Greise ihre Zärtlichkeit in doppeltem Maße zu beweisen.

Trotz der festlichen Zurüstungen hatte Karl Dutertre es auf den folgenden Tag verschoben, sich zu rasiren, und sein Arbeitskleid anbehalten, eine Blouse von grauer Leinwand, die hier und da von den in der Schmiede sich ereignenden

Zufällen geschwärzt, verbrannt oder befleckt war. Seine edle hohe Stirn, seine weißen, aber nervigen Hände waren von dem Rauche der Werkstätten ein wenig geschwärzt. Kurz, er vergaß in seiner eifrigen und unablässigen Geschäftigkeit, so wie in den Augenblicken der Erholung, welche auf die Arbeit folgten, jene Sorgfalt, oder vielmehr jene ängstliche Sauberkeit, welche manche Menschen nie bei Seite setzen.

Das waren die in dem traulichen Stübchen des Fabrikanten versammelten Personen.

Die Kinder plauderten immerwährend, und zwar beide zugleich, indem sie sich dem Großvater verständlich zu machen suchten; er zeigte übrigens den besten Willen von der Welt, und fragte sie sanft lächelnd:

— Laß hören, mein kleiner August, was sagst Du? . . . und Du, meine kleine Magdalene?

— Will uns die Frau Dolmetscherin die Gnade erweisen, uns dieses artige Geplapper in verständliche Sprache zu übersetzen? — sagte Karl Dutertre munter zu seiner Gattin.

— Wie, Karl, Du verstehst es nicht?

— Durchaus nicht.

— Sie auch nicht, mein guter Vater? — fragte die junge Frau den Greis.

— Anfänglich glaubte ich Etwas wie Sonntag und Kleid zu verstehen, — antwortete der Greis lächelnd, — aber nachher wurde es so verwickelt, daß ich die Hoffnung aufgeben mußte, es zu verstehen, oder vielmehr zu errathen.

— Und doch war es beinahe richtig; da sieht man, nur die Mütter und die Großväter sind im Stande, die kleinen Kinder zu verstehen, — sagte Sophie mit triumphirender Miene.

Dann wendete sie sich an die Kinder:

— Nicht wahr, meine lieben Kleinen, Ihr sagt zu Eurem Großvater: — Heute ist Sonntag, weil wir unsere schönen neuen Kleider anhaben?

Das blonde Magdalenchen machte die blauen Augen weit auf, und nickte bejahend mit ihrem Lockenköpfchen.

— Du bist der Champollion unter den Müttern! — rief Karl Dutertre, während der Greis zu den beiden Kindern sagte:

— Nein, Kinderchen, heute ist nicht Sonntag, . . . aber es ist ein Festtag.

Hier war Sophie von Neuem genöthigt, nachzuhelfen und nochmals zu übersetzen.

— Sie fragen, warum es ein Festtag ist, mein guter Vater.

— Weil uns ein Freund besuchen wird, — versetzte der Greis mit etwas gezwungenem Lächeln, — und wenn ein Freund kommt, ist immer Festtag, meine Kinder.

— Ach höre, wie ist es mit der Börse? — sagte Dutertre zu seiner Gattin.

— Hier, mein Herr Gemahl, — erwiderte Sophie lächelnd ihrem Gatten, indem sie auf eine kleine Pappenschachtel zeigte, die mit einem rosafarbenen seidenen Bande umwunden war, und auf dem Tische stand, — glauben Sie, daß ich unsern guten Herrn Paskal, unsern würdigen Wohlthäter, eher vergesse, als Sie?

Da wendete sich der Großvater an die kleine Magdalene, und sagte zu ihr, indem er sie auf die Stirn küßte:

— Man erwartet Herrn Paskal, . . . Du weißt, . . . Herrn Paskal.

Magdalene machte wieder große Augen, ihr Gesichtchen nahm einen fast ängstlichen Aus-

druck an, und indem sie traurig ihr kleines Lockenköpfchen schüttelte, sagte sie:

— Der ist garstig . . .

— Herr Paskal! — sagte Sophie.

— Ja . . . . ja . . . . — erwiderte das Kind.

— Aber, — versetzte das Mütterchen, — warum meinst Du denn, Magdalenchen, daß Herr Paskal garstig ist?

— Laß doch, Sophie, — sagte Karl Dutertre lächelnd, — ich glaube gar, Du legst ein Gewicht auf dieses Kindergeplauder in Betreff unseres würdigen Freundes?

Es war sonderbar, das Gesicht des Greises nahm einen unerklärlichen Ausdruck von Unruhe an, und mogte er nun dem sichern natürlichen Gefühle oder dem Scharfsinn der Kinder trauen, mogte er einem andern Gedanken Gehör geben, weit entfernt, über Magdalenens Worte zu scherzen, wie sein Sohn, sagte er, indem er sich zu dem Kinde hinbeugte:

— Sage uns, Lenchen, warum Herr Paskal garstig ist.

Das Blondinchen wiegte das Köpfchen, und antwortete ganz unbefangen:

— Weiß nicht, . . . aber er ist garstig.

Sophie, welche in Betreff des sonderbaren Scharfsinnes der Kinder ungefähr dieselben Ansichten hatte, wie der Großvater, konnte sich eines leichten Bebens nicht erwehren. Es gibt verborgene, geheimnißvolle Beziehungen zwischen der Mutter und dem Kinde, das sie gebohren. Eine unerklärliche Ahnung, welche aber diese Mutter aus allen Kräften zu bekämpfen suchte, denn sie fand sie thöricht und nicht zu rechtfertigen, sagte ihr, daß der Instinct ihrer kleinen Tochter sie in Betreff des Herrn Paskal vielleicht nicht täuschte, obgleich das junge Weib bis dahin weit entfernt war, den geringsten Argwohn gegen diesen Herrn zu hegen, ihn im Gegentheil als einen Mann von biedrem und edelmüthigem Charakter betrachtete, indem sie ihn nach seinen Handlungen beurtheilte.

Karl Dutertre, der keine Ahnung hatte von dem Eindrucke, welchen Magdalenens Worte auf seine Gattin und seinen Vater gemacht hatten, äußerte lächelnd:

— Nun will ich meinerseits diesen Großvater und diese Mutter belehren, welche behaupten, das Kauderwälsch und die Gesinnungen der

Kinder so gut zu verstehen . . . Unser vortrefflicher Freund hat ein rauhes Aeußere, dichte Augenbrauen, einen schwarzen Bart, ein gebräuntes Gesicht und eine rauhe Sprache . . . Mehr bedarf es nicht, um ihm nach dem Urtheile dieses Blondköpfchens den Titel garstig zu erwerben.

In diesem Augenblicke trat das Dienstmädchen ein und sagte zu der Hausfrau:

— Madame, . . . Fräulein Hubert ist da mit ihrer Aufwärterin, und . . .

— Antonie? . . . das ist herrlich! — sagte Sophie, indem sie sich rasch erhob, um dem jungen Mädchen entgegen zu gehen.

— Madame, — sagte hierauf die Magd geheimnißvoll, — Agathe fragt, ob Herr Paskal die Erbsen lieber mit Zucker oder mit Speck ißt?

— Karl! — sagte Sophie lächelnd zu ihrem Gatten, — das ist von Wichtigkeit, . . . was meinst Du?

— Es muß eine Schüssel Erbsen mit Zucker, und eine mit Speck gemacht werden, — erwiderte Karl mit nachdenkender Miene.

— Nur die Mathematiker verstehen es, schwie-

rige Fragen schnell zu lösen, — versetzte Sophie lächelnd, nahm dann ihre beiden Kinder bei der Hand, und sagte:

— Ich will Antoninen zeigen, wie hübsch sie geworden und wie sie gewachsen sind.

— Aber ich hoffe doch, — sagte Herr Dutertre, — daß Du Fräulein Hubert bitten wirst, heraufzukommen, sonst . . . werde ich sie holen.

— Ich will die Kinder ihrer Wärterin überlassen, und dann komme ich mit Antoninen herauf.

— Karl, — sagte der Greis, indem er aufstand, als sich die junge Frau entfernt hatte, — ich bitte, gieb mir Deinen Arm.

— Recht gern, lieber Vater, aber Herr Paskal kann nicht mehr lange ausbleiben.

— Und es liegt Dir daran, daß ich da bleibe, mein Sohn?

— Sie wissen, Vater, wie sehr unser Freund Sie achtet, und wie viel Vergnügen es ihm macht, es Ihnen zu erkennen zu geben.

Nach einer kleinen Pause versetzte der Greis:

— Weißt Du, daß Dein vormaliger Kas-

sirer Marcelange, seitdem Du ihn fortgeschickt, Herrn Paskal oft besucht hat?

— Wirklich, lieber Vater? Das ist das erste Wort, das ich davon höre.

— Kommt Dir das nicht sonderbar vor?

— In der That . . .

— Höre mich an, Karl, . . . ich . . .

— Entschuldigen Sie, liebster Vater, — erwiderte Dutertre, indem er den Greis unterbrach, — jetzt fällt es mir ein; es ist ja ganz natürlich; seit ich Marcelange verabschiedete, habe ich unsern Freund nicht gesehen; Jener kennt meine Freundschaft für Herrn Paskal recht wohl, und hat ihn vielleicht besucht, um ihn zu bitten, ein gutes Wort für ihn bei mir einzulegen.

— So läßt es sich allerdings erklären, — sagte der Greis nachdenkend; — indessen . . .

— Nun? lieber Vater . . .

— Der Eindruck, den er auf Dein Töchterchen machte, ist mir vorhin wirklich aufgefallen.

— Ach gehen Sie doch, Vater, — versetzte Dutertre lächelnd, — Sie sagen das nur meiner Frau zu Liebe . . . Es ist Schade, daß sie es nicht mit anhört . . . Aber ich werde es ihr sagen, wie Sie ihr die Brücke treten.

Bayerische Staatsbibliothek München

— Ich sage das, Karl, — erwiderte der Greis mit traurigem Ernst, — weil der Eindruck, den er auf Dein Töchterchen machte, so kindisch Dir das auch vorkommen mag, mir von gewisser Wichtigkeit zu sein scheint, und wenn ich damit einige Umstände in Verbindung bringe, die mir jetzt gerade einfallen, und die häufigen Unterredungen zwischen Marcelange und Herrn Paskal, so überfällt mich unwillkürlich, ich bekenne es Dir, ein unerklärliches Mißtrauen gegen ihn.

— Vater, . . . guter Vater, — versetzte Karl bewegt, — ohne es zu wollen, . . . und aus inniger Liebe zu mir, . . . betrüben Sie mich tief . . . An Herrn Paskal zweifeln, . . an unserm edelmüthigen Wohlthäter zweifeln . . . Ach, sehen Sie, Vater, . . . wahrhaftig, . . . das ist der erste Kummer, den ich seit langer Zeit empfunden habe . . . Ohne Beweise Mißtrauen hegen, . . . sich von dem flüchtigen Eindruck, den ein Kind empfunden hat, hinreißen lassen, — fuhr Dutertre mit der Wärme eines edeln Gemüthes fort, — das ist ungerecht, . . . darum . . .

Bayerische Staatsbibliothek München

— Karl! — sagte der Greis, gekränkt von der Aufwallung seines Sohnes.

— Vergebung, . . . Vergebung, guter, liebster Vater, — rief Dutertre, indem er die Hände des Greises in die seinigen schloß. — Ich habe mich hinreißen lassen, . . . verzeihen Sie mir, . . . aber die Freundschaft hat einen Augenblick lauter gesprochen, als meine Achtung gegen Sie.

— Mein guter Karl, — erwiderte der Greis liebreich, — der Himmel gebe, daß Du Recht behältst gegen mich, . . . und weit entfernt, mich über Deine aufbrausende Hitze zu beklagen, wird sie mich erfreuen. Aber ich höre Jemanden kommen, . . . führe mich in meine Stube.

In dem Augenblicke, wo Herr Dutertre die Thür des Zimmers zumachte, in welches er den Blinden geleitet hatte, trat Fräulein Antonine Hubert in Begleitung der Madame Dutertre in den Salon.

Sechstes Kapitel.

Möge man uns die aus der alten Mythologie entlehnte Vergleichung verzeihen, aber nie konnte Hebe, welche im heidnischen Olympe das Mundschenkenamt verwaltete, in ihrer überirdischen Schönheit mehr Frische und Glanz dem Auge darbieten, als Fräulein Antonine Hubert, deren geheimen Liebeshandel mit Franz Herr Paskal erlauscht hatte, in ihrer bescheidenen irdischen Schönheit vereinigte.

Was bei diesem jungen Mädchen am Meisten bezauberte, war besonders jene Schönheit von noch nicht sechzehn Jahren, die sich eben erst entfaltet, und welche durch ihre unschuldige, natürliche Anmuth noch an das Kind mahnt,

durch ihre sich köstlich entwickelnden Reize aber an die Jungfrau; dieses zauberische Alter, das noch so reich ist an Geheimnissen und frei von allen die Keuschheit verletzenden Gedanken; jenes noch so reine, durchsichtige und blendende Morgenroth, welches das erste ungestüme Pochen eines schuldlosen Herzens mit lieblicher Färbung bedeckt.

So war Antoninens Jugend, und sie besaß noch den Zauber und alle Reize dieser Jahre.

Um unsere Hebe in eine Sterbliche umzuwandeln, wollen wir sie von ihrem antiken Piedestale herabsteigen lassen, und indem wir ihren hübschen, so zartgeformten, so jungfräulichen Körper von rosigem Marmor weislich verschleiern, wollen wir sie mit einem eleganten Sommeranzuge bekleiden; eine schwarzseidene Mantille wird ihre feine Büste von durchaus jugendlicher Bildung verdecken, während ein Strohhut, dessen rosafarbenes Taffetfutter ihren Wangen gleicht, ihre hellkastanienbraunen Haare hervordringen läßt, und das Oval dieses zauberischen Köpfchens, von eben so frischem, so weißem, so sammetartigem Incarnate, wie das der Kinder,

welche das junge Mädchen soeben geküßt, einfassen wird.

Als die Jungfrau mit Sophien in den Salon trat, erröthete sie ein wenig, denn sie war noch schüchtern, wie man mit funfzehn Jahren zu sein pflegt; da jedoch der herzliche Empfang von Dutertre und seiner Frau ihre Befangenheit bald verscheuchte, so wendete sie sich an Jene mit einer gewissen Zurückhaltung, die sich noch von ihren ehemaligen Beziehungen herschrieb, wo sie als kleines Mädchen und als Mutter einander gegenüber gestanden hatten, wie man in dem Pensionate sich auszudrücken pflegte, indem sie trotz ihres verschiedenen Alters mit einander erzogen worden waren.

— Sie wissen nicht, — sprach sie, — welcher Glücksfall mich zu Ihnen führt, meine liebe Sophie?

— Ein Glücksfall! . . . um so besser, meine kleine Antonine.

— Ein Brief von der heiligen Magdalene, — versetzte die Jungfrau, indem sie einen Brief aus ihrer Tasche hervorlangte.

— Wirklich! — rief Sophie, vor Ueber-

raschung und Freude erröthend, indem sie ungeduldig die Hand nach dem Briefe ausstreckte.

— Wie? Fräulein Antonine, — sagte Karl Dutertre lächelnd, — Sie stehen mit dem Paradiese in Briefwechsel? . . . das darf mich freilich nicht Wunder nehmen, . . . indessen . . .

— Schweigen Sie, Herr Witzling, — versetzte Sophie, — scherzen Sie nicht über Antoninens beste Freundin, die auch die meinige ist.

— Ich werde ja nicht . . . Allein dieser Name: heilige Magdalene? . . .

— Wie, Karl? habe ich Dir nicht tausendmal von meiner Pensionsfreundin, Fräulein Magdalene Silveyra erzählt, welche bei unserer lieben Kleinen Pathenstelle vertrat, wiewohl wegen ihrer Abwesenheit durch eine Stellvertreterin? wo hast Du denn Deine Gedanken?

— O, ich besitze gerade ein sehr gutes Gedächtniß, meine liebe Sophie, — versetzte Dutertre, — denn ich habe keineswegs vergessen, daß diese junge Mexikanerin von so seltener, so auffallender Schönheit war, daß sie, wie Du sagtest, mindestens eben so viel Erstaunen als Bewunderung einflößte.

— Nun, eben von dieser ist die Rede, mein

Freund; nach mir war Magdalene Antoninens Mütterchen, wie wir im Pensionate zu sagen pflegten, wo man der Fürsorge einer jeden Großen ein Mädchen von zehn bis elf Jahren anvertraute . . . Nun habe ich, als ich unsere Erziehungsanstalt verließ, diese liebe Antonine der zärtlichen Obhut der heiligen Magdalene überlassen.

— Eben der Beiname war Veranlassung zu meinem Irrthume, — erwiederte Dutertre, — dieser Beiname, welcher mir, ich bekenne es offen, für eine so hübsche Person sehr hoffärtig oder sehr demüthig erscheint, denn sie muß ungefähr von Deinem Alter sein.

— Man hat Magdalene in dem Pensionate den Beinamen die Heilige gegeben, weil sie ihn verdiente, Herr Dutertre, — versetzte Antonine mit ihrer ganzen funfzehnjährigen Ernsthaftigkeit; — und während der zwei Jahre, so lange sie mein Mütterchen war, hat man sie immer noch die heilige Magdalene genannt, wie zu Sophiens Zeit.

— Fräulein St. Magdalene war also sehr streng andächtig? — fragte Dutertre.

— Wie beinahe alle Frauenzimmer ihrer

Heimath, zeigte auch Magdalene eine große Frömmigkeit. Sie hatte zum Gegenstande ihrer besondern Andacht Christum gewählt, und bei ihrer Verehrung des Heilandes gerieth sie manchmal in Entzücken, — erwiderte Sophie. — Uebrigens vereinigte sie mit dieser glühenden Frömmigkeit den liebevollsten Charakter, das wärmste Herz und den witzigsten und heitersten Sinn von der Welt . . . Aber, ich bitte Dich, Karl, laß mich ihren Brief lesen, . . . ich kann es gar nicht erwarten! . . . Du kannst es Dir wohl denken; es ist ja der erste Brief nach zweijähriger Trennung! Antonine und ich, wir wollten ihr wegen ihres langen Stillschweigens zürnen, aber schon bei der ersten Erinnerung an diese böse heilige Magdalene sind wir, wie Du siehst, entwaffnet.

Und indem Sophie den Brief öffnete, welchen Fräulein Hubert ihr eingehändigt hatte, fuhr sie gerührt fort, indem sie denselben las:

— Die gute Magdalene, . . . immer liebevoll und zärtlich, . . . immer geistreich und heiter, immer empfindsam für die lieben Erinnerungen aus der Vergangenheit . . . Nach einigen Ruhetagen in Marseille, wohin sie von

Venedig kommt, reist sie nach Paris ab, fast zu gleicher Zeit mit ihrem Briefe, und denkt nur an die Wonne, Sophien, ihre Freundin, und Antoninen, unser Töchterchen, wiederzusehen, der sie in aller Eile für uns Beide schreibt; und sie unterzeichnet sich, wie im Pensionate, die heilige Magdalene.

— So ist sie also noch nicht verheirathet? — fragte Karl Dutertre.

— Das weiß ich nicht, mein Bester, — versetzte seine Gattin, — da sie blos ihren Taufnamen unterzeichnet hat.

— In der That, — meinte Karl lächelnd, — wie konnte ich auch eine solche Frage thun? eine Heilige sich verheirathen!

In diesem Augenblicke trat das junge Dienstmädchen ein, blieb auf der Thürschwelle stehen, und winkte der Hausfrau; diese erwiderte jedoch lächelnd:

- Rede nur, Julie; gehört den Fräulein Antonine nicht zur Familie?

— Madame, — sagte die Magd, — Agathe fragt, ob sie immer das Hühnchen an den Spieß stecken kann, obgleich Herr Paskal noch nicht da ist.

— Ei freilich, — sagte Madame Dutertre, — Herr Paskal hat sich ein wenig verspätet, aber ich zweifle nicht, daß er sehr bald kommen wird.

— Sie erwarten also Jemanden, Sophie? — sagte Antonine, als sich die Magd entfernte, — nun denn, auf Wiedersehen, — fuhr sie mit einem leichten Seufzer fort, — ich kam nicht blos, um Ihnen St. Magdalenens Brief zu bringen, . . . ich wünschte auch, Etwas mit Ihnen zu sprechen, . . . ich werde also morgen wiederkommen, meine liebe Sophie.

— Nein, durchaus nicht, meine liebe Antonine, ich gebrauche mein ehemaliges Mutterrecht, um mein liebes Töchterchen zum Frühstück bei uns zu behalten . . . Es ist eine Art Familienfest . . . Ist Dein Platz dabei nicht auch schon bestimmt, mein Kind?

— Nun, Fräulein Antonine, — sagte Karl, — bringen Sie uns dieses Opfer.

— Sie sind sehr gütig, Herr Dutertre, aber wirklich, ich kann es nicht annehmen.

— Nun denn, — versetzte er, — so muß ich wohl die Verführungskunst spielen lassen; merken Sie wohl auf, Fräulein Antonine, wenn

Sie uns das Vergnügen schenken, da zu bleiben, so werden Sie den edeln Mann sehen, welcher aus freien Stücken heute vor einem Jahre uns Beistand leistete; den Jahrestag dieser edeln Handlung feiern wir nämlich heute.

Sophie, welche jene durch die Worte ihres Töchterchens in ihr erweckte Ahnung vergessen hatte, fügte hinzu:

—Ja, meine kleine Antonine, zur Zeit jener so unglücklichen Krisis und der so traurigen Stockung in den Geschäften sagte Herr Paskal zu Karl: — Mein Herr, ich kenne Sie persönlich nicht, aber ich weiß, daß Sie eben so redlich, als geschickt und arbeitsam sind. Sie bedürfen eine Summe von funfzig tausend Thalern, um Ihr Geschäft im Stand zu halten, ich biete Sie Ihnen an als Freund, . . . nehmen Sie dieselben als Freund an; was die Bedingungen der Interessen wegen betrifft, so werden wir sie später und gleichfalls als Freunde besprechen.

— In der That, — sagte Antonine, — das war eine edle Handlung.

—Ja, — versetzte Herr Dutertre mit tiefer Rührung, — denn damit rettete und sicherte er

mir nicht blos meinen Erwerbszweig, sondern auch die Beschäftigung der zahlreichen Arbeiter, denen ich zu thun gebe, . . . nicht weniger das ruhige Alter meines Vaters, das Glück meiner Gattin, die Zukunft meiner Kinder . . . O, bleiben Sie, bleiben Sie, Fräulein Antonine . . . Der Anblick eines Ehrenmannes ist so selten, so erfreulich . . . Aber sehen Sie, . . . sehen Sie, da kommt er, – fügte Herr Dutertre hinzu, als er Herrn Paskal an dem Fenster des Salons vorüberkommen sah.

—Ich bin sehr gerührt von dem, was Sie und Sophie mir soeben mittheilten, Herr Dutertre, und ich bedaure, daß ich mit dem edeln Manne, dem Sie so viel verdanken, nicht in Gesellschaft sein kann, . . . aber das Frühstück würde mich zu lange aufhalten, und ich muß zeitig nach Hause kommen . . . Mein Oheim erwartet mich, er war diese Nacht wieder sehr unwohl, und wenn er seine Anfälle bekömmt, so sieht er es gern, wenn er mich um sich hat, . . . und ein solcher Anfall kann jeden Augenblick wiederkehren.

Dann reichte das junge Mädchen Sophien die Hand, und fügte hinzu:

— Ich darf Sie bald wieder besuchen, nicht wahr?

— Uebermorgen, meine liebe kleine Antonine, werde ich Dich besuchen, und dann wollen wir so lange mit einander plaudern, als es Dir belieben wird.

Die Thür ging auf, und Herr Paskal trat ein.

Antonine umarmte ihre Freundin, und diese sagte mit liebevoller Herzlichkeit zu dem Banquier:

— Sie erlauben, Herr Paskal, nicht wahr? daß ich das Fräulein bis an die Thür begleite; . . . ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich mich beeilen werde, wiederzukommen

— Ich bitte sehr, machen Sie keine Umstände, meine liebe Madame Dutertre, — stammelte Herr Paskal, der trotz seiner gewohnten Zuversicht überrascht war, abermals Antoninen zu begegnen, welcher er mit düsterm und glühendem Blicke folgte, bis sie das Zimmer verlassen hatte.

Siebentes Kapitel.

Herr Paskal war beim Anblick Antoninens, die er an diesem Morgen nun zum zweiten Male sah, wie schon erwähnt, einen Augenblick von Erstaunen und Bewunderung für diese so unschuldige, so reine Schönheit ergriffen.

— Da sind Sie ja endlich! — sagte Karl Dutertre herzlich, indem er Herrn Paskal beide Hände bot, als er sich allein mit ihm befand. — Wissen Sie, daß wir an Ihrer Pünktlichkeit zu zweifeln begannen? . . . Schon die ganze Woche hindurch freuten wir uns, meine Gattin und ich, auf diesen Morgen, . . . denn nach dem Geburtsfeste unserer Kinder ist der Tag, welchen wir mit der innigsten Freude feiern, der-

jenige, welcher, Ihnen sei es gedankt, die sichere Zukunft meiner Kinder begründete. Es ist ein so herrliches, so wonniges Gefühl, mit einem Herzen voll Dankbarkeit eine jener edeln Handlungen zu überschauen, welche Den, der sie ausführt, eben so ehren, als Den, der den Vortheil davon erntet.

Herr Paskal schien diese Worte des Herrn Dutertre nicht gehört zu haben, und sagte zu ihm:

— Wer ist denn dieses blutjunge Mädchen, welches soeben fortging?

—Fräulein Antonine Hubert.

— Ist es etwa eine Verwandte des Präsidenten Hubert, der neulich so krank war?

— Es ist seine Nichte . . .

— So? — sagte Paskal nachdenkend.

— Sie wissen, daß, wenn mein Vater uns nicht Gesellschaft leistete, — bemerkte Herr Dutertre lächelnd, — unser kleines Fest nicht vollständig wäre. Ich will ihn von Ihrer Ankunft benachrichtigen, mein guter Herr Paskal . . .

Als er sich aber nach der Thür des Zimmers wendete, in welchem sich der Greis be-

fand, winkte ihn Herr Paskal zurück, und sagte zu ihm:

— Wohnt der Präsident Hubert nicht . . .

Und da er zögerte, fügte Dutertre hinzu:

— In der Straße Faubourg-Saint-Honoré; der Garten stößt an den des Elysée-Bourbon.

— Wohnt das junge Mädchen schon lange bei ihrem Oheim?

Einigermaßen verwundert über Herrn Paskals Neugierde in Betreff Antoninens, versetzte Dutertre:

— Vor etwa drei Monaten hat Herr Hubert Fräulein Antoninen in Nizza abgeholt, wo sie sich aufhielt, nachdem eine ihrer Verwandten gestorben war.

— Madame Dutertre ist mit diesem jungen Mädchen wohl sehr genau bekannt?

— In dem Pensionate, wo sie sich mit einander befanden, vertrat sie Mutterstelle bei derselben.

— So? — sagte Paskal abermals, und schien von Neuem einige Augenblicke in tiefes Nachdenken zu versinken.

Dieser Mann besaß eine große und seltene

Fertigkeit, welche zum Erwerbe seines ungeheuern Vermögens sehr viel beigetragen hatte, gerade wie manche Kasten sich nach Belieben öffnen und schließen lassen, konnte er sich augenblicklich von den Gedanken, die ihn am Meisten beschäftigten, nach Gefallen losreißen, um ganz gemächlich eine Gedankenreihe zu verfolgen, welche mit der, die er soeben aufgegeben hatte, in vollkommenem Widerspruche stand. So fand er nach Franzens Zusammenkunft mit Antoninen, die er belauscht hatte, und welche ihn so furchtbar aufgeregt, seine ganze Geistesgegenwart wieder, um mit dem Erzherzoge von Geschäften zu sprechen und ihn zu quälen.

Eben so vertagte er, um mich so auszudrücken, nach diesem letzten Zusammentreffen mit Antoninen bei Dutertre seine bittern Gefühle und seine Pläne in Betreff des jungen Mädchens. Zu etwas ganz Anderem übergehend sagte er also mit gutmüthiger Unbefangenheit zu Sophiens Gatten:

— Während wir Ihre liebe Frau hier erwarten, mein Freund, habe ich Sie um einen kleinen Dienst zu ersuchen.

— Endlich, — rief Dutertre vor Freude

strahlend, und rieb sich vergnügt die Hände; — endlich, . . . besser spät, als gar nicht!

— Sie hatten einen gewissen . . . Marcelange zum Cassirer?

— Zum Unglück für mich . . .

— Zum Unglück?

— Er hat hier zwar keine unredliche Handlung begangen, . . . denn ich würde ihm dann um keinen Preis die Bestrafung seines Fehltrittes erspart haben; aber ich habe ihm eine unschöne Handlung unter solchen Umständen vorzuwerfen, wodurch ich den Beweis habe, daß dieser Mensch ein Nichtswürdiger war, . . . und ich habe ihn verabschiedet . . .

— Marcelange hat mir allerdings gesagt, Sie hätten ihn entlassen.

— Sie kennen ihn? — fragte Dutertre, der sich jetzt an die Worte seines Vaters erinnerte.

— Vor einigen Tagen kam er zu mir, . . . er wünschte in das Geschäft von Durand zu treten.

— Der? bei so ehrenwerthen Leuten?

— Warum nicht? er war ja auch bei Ihnen angestellt?

— Wie ich Ihnen aber schon bemerkte, mein

guter Herr Paskal, ich habe ihn fortgeschickt, sobald mir seine Sinnesart bekannt wurde.

— Ganz recht; da er aber nun ohne Stelle ist, so müßte er, habe ich dem armen Menschen gesagt, um in dem Geschäft Durand's, welcher geneigt ist, ihn anzunehmen, angestellt zu werden, ein Empfehlungsschreiben von Ihnen haben; mit dieser Bürgschaft wird er unbedenklich angenommen; um diesen Brief nun, mein lieber, Dutertre, wollte ich Sie eben ersuchen.

Nach einem Augenblicke großen Erstaunens versetzte Dutertre lächelnd:

— Im Grunde darf mich das nicht wundern; . . . Sie sind so gut, . . . dieser Mensch aber ist durch und durch schlau und falsch, . . . er wird Ihr Vertrauen überlistet haben.

— Ich halte Marcelange in der That für sehr schlau, aber auch für sehr geschickt; . . . ich komme eben, Sie um den Brief zu ersuchen, den er von Ihnen zu erhalten wünscht.

Dutertre glaubte nicht recht gehört zu haben, oder von Herrn Paskal falsch verstanden worden zu sein; er versetzte:

— Um Vergebung, . . . ich sagte Ihnen, daß . . .

—Sie haben sich über eine unzarte Handlung dieses Mannes zu beklagen; i nun, was thut das?

—Wie? Herr Paskal, . . . was das thut? Aber in meinen Augen war die Handlung dieses Mannes vielleicht noch strafbarer, als wenn er Gelder unterschlagen hätte!

—Ich glaube Ihnen, mein wackerer Dutertre, ich glaube Ihnen; in Ehrensachen giebt es keinen bessern Richter, als Sie; dieser Marcelange scheint mir in der That ein schlauer und pfiffiger Bursche zu sein; . . . aber, wenn ich es Ihnen gestehen muß, es liegt mir viel, sehr viel daran, daß er diesen Brief von Ihnen erhält.

—In der That, Herr Paskal, Sie zeigen sich allzu schwach. Ich wiederhole Ihnen, dieser Mensch weiß, daß Sie ein guter, edler, aufrichtiger Mann sind, . . . es ist ihm vielleicht gelungen, Ihre Theilnahme zu erregen . . .

—Vielleicht wohl! . . . ich bin so gutmüthig! . . . Kurz, es liegt mir viel an diesem Briefe, . . . ich habe Mitleiden mit dem armen Teufel.

—Aber mir, mein lieber und nur zu gut-

müthiger Herr Paskal, flößt dieser Mensch kein Mitleiden ein; ich habe ihn fortgejagt, . . . ich würde glauben, eine unredliche Handlung zu begehen, wenn ich seinen Eintritt in ein in jeder Beziehung ehrenwerthes Haus begünstigte.

— Hören Sie, thun Sie es mir zu Liebe, . . . wollen Sie?

— Sie meinen es wohl nicht im Ernst, Herr Paskal?

— Ganz ernstlich!

— Nach dem, was ich Ihnen soeben anvertraut habe?

— Ei, mein Gott, ja!

— Sie! Sie! die Ehre und die Redlichkeit selbst!

— Ich! ich! die Ehre und die Redlichkeit in Person, ich bitte Sie um diesen Brief.

Dutertre sah Herrn Paskal zuerst erstaunt an, dann versetzte er, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, mit einem Tone freundlichen Vorwurfes:

— Ach, lieber Herr, war diese Prüfung noch nöthig, nachdem schon ein ganzes Jahr verflossen ist? . . .

— Welche Prüfung?

— Mich zu einer ehrenwidrigen Handlung aufzufordern, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich Ihres Vertrauens vollkommen würdig bin.

— Ich halte Sie desselben für würdiger, als je, mein wackerer Dutertre, und ich beweise es Ihnen, indem ich Sie um diesen Brief ersuche, . . . der mit einer etwas kitzlichen Angelegenheit zusammenhängt.

Herr Paskal sprach ganz ernstlich. Dutertre konnte nicht mehr daran zweifeln; da erinnerte er sich der Worte seines Vaters, der Vorgefühle seiner Tochter, und von einem unerklärlichen Schauder ergriffen, erwiderte er mit beklommener Stimme:

— Lieber Herr, Sie vergessen also die schwere Verantwortung, die auf mir lasten würde, wenn ich Ihnen diesen Brief bewilligte.

— Ei! mein Gott, mein lieber Herr Dutertre, wenn man seine Freunde nur um leichte Dienste bäte . . .

— Sie verlangen etwas Unmögliches von mir.

—Ach, gehen Sie doch, . . . mir werden Sie doch das nicht abschlagen.

—Herr Paskal, — sagte Dutertre mit festem und zugleich nachdrücklichem Tone, — ich verdanke Ihnen Alles, . . . es vergeht kein Tag, wo wir, mein Vater, meine Gattin und ich, uns nicht erinnern, daß vor einem Jahre, ohne Ihre unverhoffte Hilfe, unser Unglück und zugleich der Ruin so vieler Leute, die wir beschäftigen, unvermeidlich war. Alle Liebe, alle Achtung, welche die Dankbarkeit nur einzuflößen vermag, empfinden wir für Sie, . . . mit Freuden, mit Wonne sind wir bereit, Ihnen alle möglichen Beweise von Ergebenheit zu geben, . . . aber . . .

—Noch ein Wort, . . . und Sie werden mich verstehen, — versetzte Herr Paskal, indem er Dutertre unterbrach; — ich muß es Ihnen schon sagen, . . . es liegt mir unendlich viel daran, in dem Hause Durand Jemanden zu haben, der mir ganz ergeben ist, Sie verstehen mich wohl; . . . Sie begreifen nun, indem ich diesen Marcelange durch den Brief, den Sie mir für ihn geben werden, und durch den Umstand, daß ich sein früheres Leben kenne, in der

Gewalt habe, mache ich mein Geschöpf, ein blindes Werkzeug aus ihm. Das bleibt übrigens unter uns, mein lieber Dutertre, . . . und da ich auf ihre völlige Verschwiegenheit rechne, . . . werde ich sogar noch weiter gehen, ich werde Ihnen sagen, daß . . .

— Kein Wort weiter über diese Angelegenheit, Herr, ich beschwöre Sie, — rief Dutertre mit zunehmendem Erstaunen und Schmerze, denn bis dahin hatte er Herrn Paskal für einen Mann von der größten Redlichkeit gehalten. — Kein Wort weiter . . . Es gibt Geheimnisse, deren Mittheilung man nicht annehmen kann. —

— Warum?

— Weil sie in große Verlegenheit bringen, und sehr beschwerlich werden können, mein Herr.

— Wirklich? die Geheimnisse, die ein alter Freund anvertraut, können beschwerlich werden? gut, so werde ich sie für mich behalten . . . So geben Sie mir denn diesen Brief ohne weitere Erklärungen.

— Ich wiederhole Ihnen, daß es mir unmöglich ist, mein Herr.

Herr Paskal biß die Lippen zusammen und runzelte kaum bemerkbar die Augenbrauen; eben so erstaunt, als erzürnt über die abschlägige Antwort Dutertre's, konnte er es in seinem vollendet verderbten Sinne kaum glauben, daß ein Mann, der von ihm abhängig war, die Kühnheit hatte, seinem Willen zu widerstreben, oder den Muth, seine Gegenwart und seine Zukunft einer Bedenklichkeit der Ehre aufzuopfern.

Da jedoch Herrn Paskal in der That sehr viel daran gelegen war, den Brief zu erhalten, welchen er verlangte, so versetzte er mit einem Tone freundlichen Vorwurfes:

—Wie, ... Sie schlagen es mir ab, mein lieber Dutertre, ... mir, Ihrem Freunde?

—Ich schlage es Ihnen ab, mein Herr, Ihnen vor Allen, der Sie in meine strenge Rechtlichkeit Vertrauen genug setzten, um mir, fast ohne mich zu kennen, eine beträchtliche Summe vorzustrecken.

—O, mein lieber Dutertre, halten Sie mich nicht für unüberlegter, als ich bin. Waren Ihre Rechtlichkeit, Ihre Einsicht, Ihr eigenes Interesse ... und im schlimmsten Falle, das Material Ihrer Maschinenfabrik ... nicht eine

genügende Bürgschaft für meine Capitalien? Befinde ich mich nicht immer sehr günstig gestellt, dadurch, daß ich mir vorbehielt, die Rückzahlung verlangen zu können, wann es mir gut dünken würde, . . . ein Recht, das ich keineswegs gesonnen bin, so bald in Anwendung zu bringen . . . Dazu nehme ich viel zu großen Antheil an Ihnen, — beeilte sich Herr Paskal hinzuzufügen, als er plötzlich Dutertre's Antlitz voll Angst und Bestürzung sah, — denn im Grunde, nehmen wir an, . . . und, Gott sei Dank! es ist das eben nur eine Voraussetzung, . . . nehmen wir an, daß ich bei dem Zustande von Stockung und bei der außerordentlichen Krisis, in welcher sich gegenwärtig die Industrie abermals befindet, heute zu Ihnen sagte: Herr Dutertre, ich bedarf vor Ablauf eines Monats meines Geldes, und ich kündige Ihnen den Credit auf!

— Großer Gott! — rief Dutertre bestürzt, erschrocken bei der bloßen Voraussetzung eines solches Unglückes; — ich müßte ja Bankerott machen! es wäre ja mein Untergang! der Ruin meines Gewerbes; ich müßte vielleicht, vorausgesetzt, daß ich eine Anstellung fände, mit mei-

ner Hände Arbeit meinen blinden Vater, mein Weib und meine Kinder ernähren . . .

— So schweigen Sie doch, böser Mann, und bringen Sie mir nicht so traurige Gedanken vor die Seele! Sie werden mich den ganzen Tag zur Traurigkeit stimmen! — rief Herr Paskal mit unwiderstehlicher Gutmüthigkeit, indem er Dutertre's beide Hände in die seinigen schloß. — So Etwas zu sagen, . . . heute, . . . und ich hatte mich, wie Sie, auf diesen Morgen wie auf ein wahres Fest gefreut . . . Nun! was ist Ihnen denn? Sie sind ja jetzt ganz blaß . . .

— Verzeihen Sie, lieber Herr, — sagte Dutertre, indem er die kalten Schweißtropfen abtrocknete, welche ihm über die Stirn flossen; — aber bei dem bloßen Gedanken an einen so unerwarteten Schlag, . . . der mein Theuerstes auf der Welt treffen würde, meine Ehre, . . . meine Familie, . . . mein Geschäft. . . Ach, . . . wirklich, Herr, Sie haben Recht, fort mit diesem Gedanken, . . . er ist zu fürchterlich . . .

— Ei! mein Gott! das ist es ja, was ich sagte, lassen Sie uns diesen schönen Tag nicht trüben. . . Daher wollen wir, um die Sache zu beseitigen, — fuhr Herr Paskal mit mun-

term Tone fort, — die Geschäfte schnell abmachen, . . . wollen sie dann wegschließen, wie man zu sagen pflegt, . . . geben Sie mir den Brief, . . . und dann kein Wort mehr davon.

Dutertre erbebte, eine furchtbare Angst beklomm sein Herz, und er antwortete:

— Ein solches Beharren setzt mich in Erstaunen und bekümmert mich, mein Herr . . . Ich wiederhole Ihnen, es ist mir durchaus unmöglich, zu thun, was Sie wünschen.

— Aber, Sie großes Kindchen, gerade mein Beharren beweis't Ihnen, wie wichtig diese Sache für mich ist.

— Ist es möglich, Herr?

— Und warum ist sie so wichtig für mich, mein wackerer Dutertre? weil diese Sache Sie eben so sehr angeht, wie mich.

— Was sagen Sie?

— Ei! ohne Zweifel, . . . wenn mein Plan in Betreff des Hauses Durand fehl schlägt, weil Ihre abschlägige Antwort mich hindern würde, mich dieses Spitzbuben von Marcelange zu bedienen, wie ich es im Sinne hatte, . . . Sie wollen ja meine Geheimnisse nicht wissen, ich bin also schon gezwungen, Sie für mich zu be-

halten, . . . so wäre ich vielleicht genöthigt, und zwar aus gewissen Gründen, die Sie ja durchaus nicht wissen wollen, so wäre ich, sage ich, — fügte Herr Paskal hinzu, indem er die folgenden Worte langsam aussprach, während er seinen hellen, kalten Blick auf sein Schlachtopfer heftete, — vielleicht genöthigt, . . . und mein Herz würde dabei bluten, . . . meine Capitalien von Ihnen zurückzuverlangen und Ihnen den Credit aufzukündigen.

— O, mein Gott! — rief Dutertre, die Hände faltend, indem er bleich wurde, wie ein Gespenst.

— Sehen Sie nun, böser Mann, in welche entsetzliche Lage Sie mich setzen würden! . . . Sie könnten mich zu einer Handlung zwingen, die, ich wiederhole es Ihnen, mein Herz zerreißen würde.

— Aber, mein Herr, . . . soeben . . . versicherten Sie mir noch . . .

— Ei! zum Henker, meine Absicht wäre es, Ihnen so lange als möglich diese elenden Capitalien zu lassen; Sie berichtigten bisher die Zinsen und die Abzahlung mit seltener Pünktlichkeit; . . . die Capitalien waren vollkommen gut an-

gelegt, und nach der Art und Weise, wie wir uns über die Rückzahlung des Capitals verständigt hatten, waren Sie in zehn Jahren frei, und ich hatte ein sehr gutes Geschäft gemacht, während ich Ihnen einen Dienst leistete.

— In der That, mein Herr, — murmelte Dutertre ganz vernichtet, — das hatten Sie mir versprochen, wenn auch nicht schriftlich, . . . doch wenigstens mündlich, . . . und die edle Art und Weise, wie Sie mir das Anerbieten machten, die Redlichkeit Ihres Charakters, Alles hatte mir das vollkommenste, . . . Gott gebe, daß ich nicht sagen muß, das kühnste, das unsinnigste, . . . Vertrauen auf Ihr Wort eingeflößt.

— Was dies betrifft, mein lieber Dutertre, so machen Sie Sich keine Vorwürfe; während jener Krisis in den Handels-Geschäften, die mindestens eben so gefährlich war, wie die jetzige, hätten Sie die Capitalien, die ich Ihnen gegen eine so mäßige Verzinsung anbot, nirgends gefunden.

— Ich weiß es, mein Herr.

— Sie konnten also, Sie mußten sogar, gezwungen durch die Nothwendigkeit, die Bedin-

gung annehmen, die ich an dieses Darlehen knüpfte.

—Aber, mein Herr, — rief Dutertre mit unbeschreiblicher Angst, — ich berufe mich auf Ihre Ehre! Sie hatten mir förmlich versprochen . . .

—Ei! mein Gott, ja, . . . ich hatte Ihnen versprochen, mit Vorbehalt der überwiegenden Macht der Ereignisse; und unglücklicher Weise erzeugt Ihre Weigerung in Betreff dieses armseligen Briefchens ein solches Ereigniß, das mich in die peinliche, . . . in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt, . . . mein Geld von Ihnen zurückzuverlangen.

—Aber, mein Herr, Sie muthen mir ja eine unwürdige Handlung zu, . . . bedenken Sie es doch!

In diesem Augenblicke hörte man außerhalb das freundliche und heitere Lachen der Madame Dutertre, welche zurückkehrte.

—Ach! mein Herr! — rief ihr Gatte, — kein Wort davon vor meiner Gattin, . . . denn das kann Ihr letzter Entschluß nicht sein, und ich hoffe, daß . . .

Karl Dutertre konnte nicht vollenden, denn Sophie trat in den Salon.

Der unglückliche Mann konnte nur eine flehende Geberde an Paskal richten, welcher sie mit einem freundlichen bejahenden Kopfnicken beantwortete.

Achtes Kapitel.

Als Sophie Dutertre in den Salon trat, wo sich ihr Gatte und Herr Paskal befanden, verrieth das freundliche Antlitz der jungen Frau, das röther war, als gewöhnlich, das leichte Wogen ihres Busens und ihre noch feuchten Augen, daß sie eben recht heiter gestimmt war.

—Ei, Madame Dutertre, — sagte Herr Paskal, ich habe Sie wohl gehört, Sie lachten ja wie ein Kobold.

Dann wendete er sich zu Dutertre, welcher seine furchtbare Angst zu verbergen suchte und nach einem Schimmer von Hoffnung haschte, und fügte hinzu:

—Wie die jungen Frauen doch im Glücke so ausgelassen sind! Man darf sie nur ansehen,

so ist man selbst gleich fröhlich gestimmt, nicht wahr, mein ehrlicher Dutertre?

— Ich muß eben herzlich lachen, und ganz wider meinen Willen, ich versichere Sie, mein guter Herr Paskal, — erwiderte Sophie.

— Wider ihren Willen? — versetzte Dieser, — wie? hat etwa irgend ein Verdruß? . . .

— Ein Verdruß? o nein, Gott sei Dank! aber ich war mehr zur Rührung geneigt, als zur Heiterkeit. . . Diese liebe Antonine, . . . wenn Du wüßtest, Karl, — fügte die junge Frau mit sanfter Rührung hinzu, indem sie sich an ihren Gatten wendete, — ich kann Dir gar nicht sagen, wie tief sie mich bewegt hat, . . . welch rührendes und zugleich welch offenes Geständniß sie mir ablegte, . . . denn das Herz der armen Kleinen war zu voll, . . . und es war ihr nicht möglich, fortzugehen, ohne mir Alles mitzutheilen.

Eine Thräne der Rührung benetzte Sophiens schöne Augen.

Bei Antoninens Namen fuhr Herr Paskal zusammen, seiner seltenen Selbstbeherrschung zum Trotz; da er mit dem jungen Mädchen sich in Gedanken so sehr beschäftigte, obgleich er einen

Augenblick durch andere Gegenstände zerstreut worden war, so gedachte er ihrer jetzt lebhafter und verlangender als je, und während Sophie sich die Augen trocknete, heftete er auf sie einen durchdringenden Blick, um zu erforschen, was er für den Plan, den er entwarf, von ihr zu hoffen hatte.

Madame Dutertre fuhr gleich darauf, an ihren Gatten gewendet, fort:

— Indessen, Karl, ich werde Dir das später erzählen; aber es ist wirklich wahr, ich war noch ganz aufgeregt von der Unterredung, die ich mit der lieben Antonine hatte, als meine kleine Magdalene hinzu kam, und mir in ihrem artigen Kauderwälsch so komisches Zeug vorplauderte, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen. . . Aber verzeihen Sie, Herr Paskal, nicht wahr, Ihr Herz wird alle diese mütterlichen Schwächen gewiß begreifen und entschuldigen?

— Mich fragen Sie das, — versetzte Paskal freundlich, — mich, . . . einen so gutmüthigen Menschen?

— Es ist wahr, — entgegnete Sophie mit herzlicher Traulichkeit, — wenn man Sie in

diesem Hause so innig liebt, so geschieht es, weil Sie, wie Sie so richtig sagen, ein gutmüthiger Mensch sind . . . Sehen Sie, fragen Sie nur Karl, ob er mich Lügen straft.

Dutertre antwortete mit einem gezwungenen Lächeln, und er besaß die Kraft und den Muth, sich vor seiner Gattin zusammenzunehmen, damit sie, die in diesem Augenblicke nur mit Herrn Paskal beschäftigt war, nicht sogleich die Angst ihres Gatten merkte. Sie ging an den Tisch, nahm die Börse, welche sie gestickt hatte, hervor, und überreichte sie Herrn Paskal, indem sie mit rührendem Tone sagte:

— Mein verehrter Herr Paskal, diese Börse ist das Erzeugniß meiner Arbeit während meiner schönsten Abende, . . . nämlich während derjenigen, die ich mit meinem Gatten, seinem lieben, guten Vater und meinen Kindern hier verlebt habe. Wenn jede dieser kleinen Stahlperlen reden könnte, — fügte Sophie lächelnd hinzu, — so würde sie Ihnen sagen, wie oft Ihr Name bei uns mit aller der hingebenden Dankbarkeit, die er verdient, genannt worden ist.

— O, meinen schönsten Dank, meine liebe Madame Dutertre, meinen schönsten Dank, —

erwiderte Paskal, — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich dieses artige Geschenk, dieses freundliche Andenken erfreut; jedoch, sehen Sie, es setzt mich ein wenig in Verlegenheit . . .

— Wie so?

— Sie haben mir soeben eine Gabe gereicht, ich aber, ich muß noch mehr fordern.

— Welches Glück! . . . Fordern Sie, . . . fordern Sie, mein guter Herr Paskal.

Dann wendete sie sich verwundert zu ihrem Gatten mit den Worten:

— Karl, was sitzest Du denn dort . . . an dem Schreibtische?

— Herr Paskal wird mich schon entschuldigen; ich besann mich eben, daß ich vergessen habe, einige Notizen durchzusehen, die sich auf eine sehr dringende Arbeit beziehen, — erwiderte Dutertre, indem er aufs Gerathewohl einige Papiere durchblätterte, um seine Fassung wieder zu erlangen, und seiner Gattin, welcher er den Rücken zukehrte, seine entstellten Züge zu verbergen.

— Lieber Mann, — sagte Sophie mit dem Tone zärtlichen Vorwurfes, — konntest Du denn

dieses Geschäft nicht aufschieben und warten, bis . . .

— Madame Dutertre, ich lasse es durchaus nicht gelten, daß Sie Ihren Gatten meinetwegen stören, — rief Herr Paskal, — kenne ich denn die Geschäfte nicht? ja sehen Sie, Sie glückliches Weibchen, gerade diesem Geschäftseifer verdankt es dieser wackere Dutertre, daß er jetzt an der Spitze eines solchen Geschäfts steht.

— Und wer hat diesen Geschäftseifer angefeuert? wer hat ihn belohnt? sind Sie es nicht, Herr Paskal? Wenn Karl jetzt, wie Sie sagen, an der Spitze seines Geschäfts steht, wenn unsere und unserer Kinder Zukunft jetzt und für immer gesichert ist, . . . verdanken wir es nicht Ihnen?

— Meine liebe Madame Dutertre, Sie werden mich ganz beschämen, und dann werde ich nicht mehr wissen, wie ich Sie um den kleinen Dienst ersuchen soll, den ich von Ihnen erwarte.

— Und ich, . . . ja ich hatte es wirklich schon vergessen, — versetzte Sophie lächelnd; — glücklicher Weise war ich nur darum so vergeßlich, um Sie an die von Ihnen erwiesenen, un=

streitig weit wichtigern Dienste zu erinnern; darum werden Sie mich entschuldigen, nicht wahr? Aber jetzt schnell, lassen Sie geschwind hören, um was es sich handelt? — fügte die junge Frau mit reizendem Eifer hinzu.

— Was ich Ihnen zu sagen habe, wird Sie vielleicht sehr überraschen . . .

— Um so besser, . . . ich bin eine große Freundin von Ueberraschungen.

— Wohlan denn, . . . mein einsames Junggesellenleben habe ich überdrüßig, und . . .

— Und? . . .

— Ich habe Lust, mich zu verheirathen . . .

— Wirklich?

— Das setzt Sie in Erstaunen? . . . Ich konnte mir es denken.

— Da sind Sie in einem großen Irrthume, denn meiner Ansicht nach mußte es dazu kommen.

— Wie so denn?

— Mein Gott, oft sagte ich bei mir selbst: über kurz oder lang wird dieser gute Herr Paskal, der so gemüthvoll ist, die schönen, sanften Familienfreuden kennen lernen wollen, . . . und, wenn ich Ihnen meine stolze Einbildung bekennen soll, — fügte Sophie lächelnd hinzu, —

ich dachte sogar bei mir, es ist nicht anders möglich, der Anblick des Glückes, dessen wir uns erfreuen, Karl und ich, muß Herrn Paskal eines Tages den Wunsch einflößen, sich zu verheirathen. Nun können Sie sich denken, wie glücklich es mich macht, daß ich Ihren Plan geahnt habe!

— Nun so triumphiren Sie, meine liebe Madame Dutertre, denn in der That, verführt durch Ihr und Ihres Gatten Beispiel wünsche ich, wie Sie Beide, eine Verbindung aus Neigung zu schließen.

— Sind denn andere Ehen wohl möglich? — sagte Sophie, indem sie mit liebreicher Anmuth die Achseln zuckte, und ohne sogleich an die acht und dreißig Jahre des Herrn Paskal zu denken, dann fügte sie hinzu:

— Und Sie werden geliebt?

— Mein Gott! das kann . . . von Ihnen abhängen.

— Von mir?

— Lediglich . . .

— Von mir? — wiederholte Sophie mit wachsendem Erstaunen, — hörst Du, Karl, was Herr Paskal sagt?

— Ich höre es, — erwiderte Dutertre welcher eben o erstaunt, wie seine Gattin, mit unwillkürlicher Angst zuhörte.

— Wie, Herr Paskal, — versetzte Sophie wieder, — ich kann bewirken, ich, . . . daß Sie geliebt werden?

— Sie vermögen es, meine liebe Madame Dutertre.

— Obgleich mir dies unbegreiflich vorkommt, will ich Gott danken, wenn ich die zauberische Macht besitze, die Sie mir zuschreiben, mein guter Herr Paskal, — erwiderte Sophie mit sanftem Lächeln, — dann sollen Sie geliebt werden, wie Sie es verdienen.

— Da ich auf Ihr Versprechen zähle, werde ich nicht viele Umwege machen, und Ihnen ganz einfach bekennen, meine liebe Madame Dutertre, daß ich in Fräulein Antonine Hubert ganz verliebt bin.

— Antonine!! — rief Sophie bestürzt, während Dutertre, der immer noch vor seinem Schreibtische saß, sich rasch nach seiner Gattin umwendete, deren ungeheure Bestürzung er theilte.

— Antonine! — wiederholte Sophie, als

habe sie nicht glauben können, was sie soeben vernommen hatte, — Antoninen lieben Sie!

—Ich bin ganz verliebt in sie, . . . bei Ihnen begegnete ich ihr vorhin zum vierten Male; nur habe ich noch nie mit ihr gesprochen, . . . und dennoch ist mein Entschluß gefaßt, denn ich bin einer von jenen Menschen, die sich rasch und nach dem Zuge des Herzens entschließen . . . So war es, als es sich darum handelte, diesem wackern Dutertre hülfreiche Hand zu leisten: die Sache war in zwei Stunden abgemacht. . . Nun, sehen Sie, die entzückende Schönheit der Fräulein Antonine, . . . die Unschuld ihres Antlitzes, . . . ein unbeschreiblicher Zug, der mir die Versicherung gibt, dieses junge Mädchen müsse die vortrefflichsten Eigenschaften von der Welt besitzen . . . Alles hat dazu beigetragen, daß ich mich sterblich in sie verliebt, und den Entschluß gefaßt habe, in einer Heirath aus Neigung, wie die Ihrige, meine liebe Madame Dutertre, jenes stille Glück, jene innigen Freuden zu suchen, die Sie mich mit Recht für würdig halten, kennen zu lernen und zu genießen.

—Lieber Herr, — sagte Sophie in peinlicher Verlegenheit, — erlauben Sie mir zu . . .

— Noch ein Wort; . . . das ist eine plötzliche, eine vorübergehende Neigung, werden Sie freilich sagen, . . . aber man hat viele Beispiele von eben so plötzlichen als innigen Neigungen! . . . Uebrigens bin ich, wie ich Ihnen schon sagte, ein Mann, der dem natürlichen Gefühle, den Ahnungen Gehör gibt; auf den ersten Blick habe ich immer beurtheilt, ob ein Geschäft gut oder schlecht ist, warum sollte ich nicht auch, um mich zu verheirathen, eine Methode befolgen, die mir bisher so sehr glückte? Ich habe Ihnen gesagt, es hinge von Ihnen ab, ob Antonine mich lieben werde . . . Ich will mich erklären: in einem Alter von funfzehn Jahren, und sie scheint mir nicht viel älter zu sein, . . . haben die jungen Mädchen noch keinen selbstständigen Willen. . . . Sie haben bei Fräulein Antonine Mutterstelle vertreten, wie Dutertre mir sagte. Sie haben einen großen Einfluß auf sie, weil Sie von ihr zur Vertrauten gewählt werden. . . Nichts wird Ihnen also leichter sein, indem Sie mit ihr auf eine gewisse Art von mir sprechen, nachdem Sie mich ihr vorgestellt haben, . . . und zwar nicht später, als morgen, nicht wahr? . . . es wird Ihnen also sehr leicht sein, sage

ich, sie dahin zu bringen, meine Liebe zu theilen und mich zu heirathen. Wenn ich Ihnen dieses Glück verdanken sollte, meine liebe Madame Dutertre, sehen Sie, — fügte Herr Paskal mit aufrichtigem und fast gerührtem Tone hinzu, — Sie sprechen von Dankbarkeit? wohlan! . . . die Dankbarkeit, welche Sie für mich zu empfinden behaupten, würde nur Undankbarkeit sein im Vergleiche mit dem, was ich für Sie fühlen würde.

Sophie hatte Herrn Paskal mit eben so großer Unruhe und Bekümmerniß, als mit Erstaunen angehört, denn sie glaubte an die Wirklichkeit der Liebe, oder vielmehr der unwiderstehlichen Glut, mit welcher er nach dem Besitze des Mädchens strebte, und hatte allerdings Grund, daran zu glauben; daher erwiderte sie mit tiefem Gefühl, denn es kam ihr schwer an, Hoffnungen, die ihr so ehrenwerth zu sein schienen, vernichten zu müssen:

— Mein armer Herr Paskal, ich bin ganz trostlos, daß ich Ihnen den ersten Dienst, den Sie von mir begehren, nicht leisten kann; ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie sehr ich das bedaure.

— Was ist denn Unmögliches dabei?

Glauben Sie mir, . . . denken Sie nicht mehr an diese Heirath.

— Verdient denn Fräulein Antonine nicht . . .

— Antonine ist ein Engel, ich kenne sie von ihrer Kindheit an . . . Es gibt auf der Welt kein besseres Herz, keinen bessern Charakter.

— Was Sie mir hier sagen, meine liebe Madame Dutertre, würde genügen, mein Verlangen noch zu steigern, . . . wenn es möglich wäre . . .

— Nochmals, . . . diese Heirath ist unmöglich.

— Aber sagen Sie doch, . . . warum denn?

— Erstens, bedenken Sie, . . . Antonine ist kaum erst funfzehn und ein halbes Jahr alt, und Sie . . .

— Und ich, ich bin acht und dreißig Jahre alt; ist das der Grund?

— Der Unterschied des Alters ist sehr bedeutend, Sie müssen es selbst bekennen, . . . und da ich weder meiner Tochter, noch meiner Schwester eine so ungleiche Heirath rathen möchte, kann ich auch Antoninen nicht dazu

rathen, . . . denn ich möchte um keinen Preis an Ihrem beiderseitigen Unglücke Schuld sein.

— O! seien Sie außer Sorgen, . . . was mein Glück betrifft, so bürge ich Ihnen dafür.

— Und Antoninens Glück?

— Bah! bah! wegen einiger Jahre mehr oder weniger . . .

— Ich habe mich aus Neigung verheirathet, mein guter Herr Paskal, . . . andere Ehen sind mir unbegreiflich. Vielleicht habe ich Unrecht; aber kurz, es ist nun einmal meine Ansicht, . . . und ich muß sie Ihnen mittheilen, . . . da Sie mich doch um Rath fragen.

— Ihrer Ansicht nach bin ich also nicht fähig, Fräulein Antoninen zu gefallen?

— Ich glaube, sie würde, wie Karl und ich, . . . wie alle edlen Herzen, Ihren edelmüthigen Charackter schätzen, . . . aber . . .

— Nochmals, meine liebe Madame Dutertre, erlauben Sie, . . . ein Kind von funfzehn Jahren hat noch keine festen Begriffe, was eine Heirath betrifft; Fräulein Antoninen setzt ein blindes Vertrauen auf Sie . . . Stellen Sie mich ihr vor, . . . sagen Sie ihr von dem

guten Paskal alles mögliche Gute . . . Die Sache kann nicht fehlen: wenn Sie wollen, . . . so vermögen Sie es.

— Sehen Sie, mein guter Herr Paskal, diese Unterredung macht mir größern Kummer, als ich Ihnen beschreiben kann . . . Um ihr ein Ziel zu setzen, . . . werde ich Ihrer Verschwiegenheit und Ihrer Rechtlichkeit ein Geheimniß anvertrauen . . .

— Wohlan denn! . . . dieses Geheimniß?

— Antonine . . . liebt, und wird geliebt, Herr Paskal: Nichts ist unschuldiger und zugleich rührender, als diese Liebe, . . . und aus vielen Gründen bin ich überzeugt, sie werde Antoninens Glück sichern; die Gesundheit ihres Oheims ist sehr schwankend: verliert ihn das arme Kind, so ist sie genöthigt, bei Verwandten zu leben, zu denen Sie aus Gründen keine Zuneigung hat . . . Ist sie hingegen nach ihrer Neigung verheirathet, so hat sie Aussichten auf die glücklichste Zukunft, . . . denn sie hat ihre innige Liebe einem edeln Mann geschenkt . . . Sie sehen also wohl, mein guter Herr Paskal, selbst wenn ich Ihnen meine Hilfe zusagte, würden Sie keine Aussicht auf einen glücklichen Er-

folg haben, . . . und diese Hilfe, könnte ich sie Ihnen wohl mit gutem Gewissen zusagen, wenn ich, sogar abgesehen von einer so großen Ungleichheit des Alters, die meiner Meinung nach schon ein Hinderniß ist, die feste Ueberzeugung hege, . . . und nie gebe ich eine Versicherung ohne sorgfältige Ueberlegung, . . . daß die Liebe, welche Antonine empfindet und einflößt, sie für immer glücklich machen muß?

Bei dieser Bestätigung der Liebe Antoninens zu Franz, ein Geheimniß, welches von Herrn Paskal schon zur Hälfte errathen worden war, erfüllte ihn ein furchtbares Gefühl von Wuth und Schmerz, das durch die abschlägige Antwort der Madame Dutertre, welche die Pläne des guten Mannes in keiner Weise unterstützen mochte, noch gesteigert ward; aber er bezwang sich, um noch einen Versuch, und, wenn dieser scheiterte, seine Rache desto fürchterlicher zu machen.

Er erwiderte also mit scheinbarer Ruhe:

— So! . . . Fräulein Antonine ist also verliebt, . . . nun gut; wir kennen aber schon diese heftigen Leidenschaften junger Mädchen, meine liebe Madame Dutertre, . . . ein wahres

Strohfeuer . . . Wohlan, blasen Sie darauf, und es erlischt; diese schöne Liebe wird Ihrem bekämpfenden Einflusse nicht widerstehen.

— Erstens werde ich meinen Einfluß auf Antoninen in dieser Beziehung durchaus nicht anwenden, Herr Paskal; dann wäre es auch völlig fruchtlos.

— Sie glauben?

— Ich bin davon überzeugt.

— Ei! . . . versuchen Sie es nur.

— Aber ich sage Ihnen, lieber Herr, daß Antonine . . .

— Verliebt ist? das weiß ich; überdies ist der gute Paskal acht und dreißig Jahre alt, und keineswegs schön, das springt in die Augen; aber dafür besitzt er einige hübsche niedliche Millionen; und wenn Sie heute Abend, . . . denn Sie werden diesen Abend noch hingehen, nicht wahr? ich rechne darauf, . . . diesem jungen Mädchen begreiflich machen werden, daß, wenn es um die Liebe eine schöne Sache ist, das Geld doch noch großern Werth hat, weil die Liebe vergeht und das Geld bleibt, so wird sie Ihren Rath befolgen, morgen schon ihrem Geliebten den Abschied geben, und ich werde nur

noch zu sagen brauchen: Ehre und Dank Ihnen, meine liebe Madame Dutertre.

Sophie sah Herrn Paskal mit eben so großem Erstaunen als Besorgniß an; ihr zartes weibliches Gefühl war schmerzlich verletzt, ihr Herz sagte ihr, daß ein Mann, der solche Gesinnungen an den Tag legte, wie Herr Paskal, keineswegs der edle und rechtschaffene Mann sein könnte, den sie bis dahin in ihm zu finden geglaubt hatte.

In diesem Augenblicke erhob sich auch Dutertre in peinlicher Verlegenheit. Jetzt erst bemerkte seine Gattin seine verstörten Züge, und rief, indem sie auf ihn zueilte:

— Mein Gott, Karl, . . . wie blaß Du bist, . . . fehlt Dir den Etwas?

— Nein, . . . Sophie, . . . es fehlt mir Nichts, . . . ein leichter Kopfschmerz . . .

— Ich sage Dir aber, Du hast etwas Anderes . . . Diese bleiche Farbe ist Dir nicht natürlich . . . Herr Paskal, sehen Sie nur Karln an . . .

— In der That, mein wackerer Dutertre, Sie scheinen sich nicht wohl zu befinden . . .

— Es fehlt mir Nichts, mein Herr, —

erwiderte Dutertre mit ganz kaltem Tone, der Sophiens unerklärliche Angst noch steigerte.

Schweigend sah sie bald ihren Gatten, bald Herrn Paskal an, und bemühte sich, die Ursache der Veränderung zu entdecken, welche sie bemerkte, und die ihre Bangigkeit erregte.

— Nun, mein lieber Dutertre, — sagte Herr Paskal, — Sie haben unsere Unterredung mit angehört, . . . stehen Sie mir bei, Ihrer lieben, vortrefflichen Gattin begreiflich zu machen, daß Fräulein Antonine, trotz ihrer thörichten und kindischen Liebe, keinen bessern Gatten finden kann, als mich.

— In Betreff dieser Sache bin ich vollkommen derselben Ansicht, mein Herr, wie meine Gattin.

— Wie! . . . böser Mann, . . . Sie auch!!

— Ja, mein Herr!

— Bedenken Sie doch, daß . . .

— Meine Gattin hat es Ihnen gesagt, wir haben unsere Verbindung aus Neigung geschlossen, und wie sie, glaube auch ich, daß nur solche Heirathen glücklich sein können.

— Antoninen verhandeln, — sagte Sophie bitter, — ich, . . . ihr eine Handlung von

empörender Gemeinheit anzurathen, eine Geldheirath, ja, sich zu verkaufen, da sie mir erst vorhin ihre reine und edle Liebe gestanden hat . . . Ach! mein Herr, ich glaubte, Sie würden mich für ehrenwerther halten.

— Nun, lassen Sie hören, mein lieber Dutertre, Sie ein Mann von gesundem Verstande, gestehen Sie, daß diese Gründe aus den Romanen hergeholt sind, . . . helfen Sie mir doch, Ihre Gattin zu überzeugen.

— Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, ich bin vollkommen der Ansicht meiner Gattin . . .

— Ach! — rief Herr Paskal, — ich hatte nicht gedacht, hier so kalte, gegen mich so gleichgültige Freunde zu finden.

— Mein Herr, — rief Sophie, — dieser Vorwurf ist ungerecht.

— Ungerecht! . . . Ach! ich mögte es wünschen, aber kurz . . . ich habe nur zu sehr Recht . . . Vorhin schlug mir Ihr Gatte eine Bitte ab, jetzt . . . Sie auch . . . Ach! es ist traurig, traurig . . . Auf wen soll man nun noch rechnen!

— Was schlugst Du ab? — sagte Sophie mit immer wachsender Besorgniß zu ihrem Gat-

ten, — von welcher Weigerung ist die Rede, Karl?

—Es ist unnütz, Dir das zu erzählen, meine Liebe Sophie . . .

—Ich aber glaube im Gegentheil, — versetzte Paskal, — es wäre gut, Ihrer Gattin Alles zu sagen, mein lieber Dutertre, um ihre Meinung zu hören.

—Herr, — rief Dutertre aus, indem er erschrocken die Hände faltete.

—Wie? hat man denn in einer aus Neigung geschlossenen Ehe Geheimnisse vor einander? — versetzte Paskal.

—Karl, . . . ich bitte Dich inständig, erkläre mir, was das zu bedeuten hat . . . Ach! ich hatte es wohl gemerkt, daß Dich ein Kummer quälte; . . . aber, Herr Paskal, so ist also Etwas zwischen Ihnen und Karl vorgefallen? — sagte sie mit flehender Stimme, — antworten Sie mir, ich bitte Sie.

—Mein Gott! es ist etwas ganz Einfaches vorgefallen . . . Sie sollen es selbst beurtheilen, meine liebe Madame . . .

—Herr, — rief Dutertre, — um der Dankbarkeit willen, die wir Ihnen schuldig sind,

um der Barmherzigkeit willen, kein Wort weiter, ich bitte Sie flehentlich; denn ich werde nie glauben, daß Sie auf Ihrem Entschlusse beharren könnten. Und wozu nützt es dann, meiner Gattin unnöthige Besorgnisse einzuflößen? . . . Dann wendete er sich an diese, und fügte hinzu: — Beruhige Dich, Sophie, ich beschwöre Dich.

Dutertre's Vater, welcher von seinem Zimmer aus gehört hatte, daß die Stimmen immer lauter wurden, öffnete plötzlich seine Thür, trat rasch in den Salon herein, indem er die Hände vor sich ausstreckte, und rief mit verstörtem Antlitz:

— Karl! Sophie! mein Gott! was ist denn vorgefallen?

— Mein Vater! — murmelte Dutertre niedergeschlagen.

— Der Alte! — sagte Paskal bei sich, — gut, der kommt mir gerade recht.

Neuntes Kapitel.

Beim Eintritte des blinden Greises in den Salon enstand eine augenblickliche Stille.

Dutertre ging seinem Vater rasch entgegen, faßte eine seiner zitternden Hände, drückte sie mit Rührung und sagte:

— Beruhigen Sie Sich, liebster Vater, es ist Nichts, . . . wir besprachen blos ein wenig lebhaft gewisse Geschäfte, . . . erlauben Sie, daß ich Sie wieder in Ihr Zimmer zurückbegleite.

— Karl, — sagte der Blinde, traurig das Haupt schüttelnd, — Deine Hand ist kalt, . . . Du bebst, . . . Deine Stimme ist unsicher, . . . es geht hier Etwas vor, was Du mir verheimlichen willst . . .

—Sie täuschen sich nicht, mein Herr, — sagte Paskal zu dem Greise — Ihr Sohn verbirgt Ihnen Etwas, und in seinem eigenen Interesse, in dem Ihrigen, in dem Ihrer Schwiegertochter und ihrer Kinder müssen Sie von Allem unterrichtet werden.

—Aber, mein Herr, so kann Sie also Nichts rühren, — rief Karl Dutertre, — Sie kennen also kein Mitleiden, haben kein Herz in der Brust?

—Gerade weil ich Mitleiden habe mit Ihrer thörichten Hartnäckigkeit und mit dem Starrsinn Ihrer Gattin, mein lieber Dutertre, will ich mich an den gesunden Verstand Ihres ehrwürdigen Vaters wenden . . .

—Karl, — rief Sophie, — wie schmerzlich auch die Wahrheit sein mag, sage sie . . . Diese Ungewißheit, diese Angst übersteigt meine Kräfte.

—Mein Sohn, — fügte der Greis hinzu, — sei offen, wie Du es immer warst, und wir werden Alle Muth fassen.

—Sie sehen es, mein lieber Dutertre, — bemerkte Herr Paskal, — Ihr würdiger Vater selbst wünscht die Wahrheit zu erfahren.

— Mein Herr, — erwiderte Dutertre mit herzzerreißender Stimme, indem er auf Paskal seine von mühsam unterdrückten Thränen befeuchteten Augen heftete, — seien Sie gütig, seien Sie edelmüthig, wie Sie es bisher waren. Ihre Macht ist ungeheuer, ich weiß es; mit einem einzigen Worte können Sie uns Alle in Trauer versenken, ins Unglück stürzen; aber mit einem einzigen Worte können Sie uns Alle auch wieder Ruhe und Glück verleihen, wie wir es Ihnen bisher verdankten. Ich bitte Sie flehentlich, seien Sie nicht unbarmherzig.

Beim Anblicke der Thränen, welche ungeachtet seines Widerstrebens seinen Augen entströmten, da er doch sonst ein so muthiger, so entschlossener Mann war, ahnte Sophie die Größe der Gefahr, und an Herrn Paskal gewendet rief sie mit herzzerreißendem Tone:

— Mein Gott! . . . ich kenne die Gefahr nicht, mit welcher Sie uns bedrohen, aber . . . ich fühle eine Angst, . . . eine entsetzliche Angst, und auch ich flehe Sie an, Herr Paskal.

— Nachdem Sie unser Retter waren, — rief Dutertre, indem er die Thränen trocknete, die ihm wider Willen aus den Augen flossen,

— werden Sie doch nicht unser Henker sein wollen!

—Ihr Henker, — versetzte Paskal, — Gott bewahre mich, meine armen, lieben Freunde; . . . nicht ich, . . . Sie selbst wollen Ihre eigenen Henker werden! . . . Dieses Wort, welches Sie von mir erwarten, dieses Wort, welches Ihr Glück sichern kann, sprechen Sie es aus, mein lieber Dutertre, und unser kleines Fest wird eben so vergnügt sein, als es anfänglich sein sollte, . . . wo nicht, . . . so beklagen Sie Sich nicht über das unglückliche Loos, welches Sie erwartet, . . . ach! Sie wollten es ja selbst . . .

—Aber, Karl, wenn es von Dir abhängt, — rief Sophie mit unbeschreiblicher Angst, — mein Gott! so sage doch dieses Wort, welches Herr Paskal wünscht, . . . da es sich um Deines Vaters, um Deiner Kinder Wohl handelt . . .

—Sie hören Ihre Gattin, mein lieber Dutertre, — sagte Paskal, — werden Sie auch bei ihrer Stimme gefühllos bleiben?

—Wohlan denn! — rief Dutertre bleich und trostlos, — weil dieser Mann kein Erbarmen kennt, . . . so höre denn Alles, mein Va-

ter, und auch Du, Sophie . . . Ich habe Marcelange aus meinem Dienste entlassen. Herr Paskal hat ein Interesse dabei, welches mir unbekannt ist, daß dieser Mensch in das Geschäft von Durand aufgenommen wird, . . . und er verlangt von mir, ich soll mich bei diesem Hause für die Redlichkeit eines Menschen verbürgen, den ich als einen nichtswürdigen Schurken fortgeschickt habe . . .

— O, mein Herr, — sagte der Greis empört, indem er sich nach der Seite wendete, wo er Paskal vermuthete, — das ist ja unmöglich. Eine solche unwürdige Handlung können Sie meinem Sohne nicht zumuthen!

— Und wenn ich mich weigere, diese ehrlose Handlung zu begehen, — fuhr Dutertre fort, — so kündigt mir Herr Paskal die Capitalien auf, die ich so unüberlegt angenommen habe, entzieht mir seinen Credit, und bei der gegenwärtigen Krisis ist das unser Sturz, . . . unser Untergang!

— Großer Gott! — murmelte Sophie erschrocken.

— Das ist noch nicht Alles, mein Vater, fuhr Dutertre fort, — meine Gattin muß auch

ihren Tribut der Schmach entrichten . . . Herr Paskal ist, wie er sagt, in Fräulein Antoninen verliebt, und Sophie soll dieser Liebe, von deren Unmöglichkeit sie überzeugt ist, förderlich sein, dieser Liebe, welche sie aus ehrenwerthen Gründen mißbilligt, wo nicht, . . . so schwebt abermals eine Drohung über unsern Häuptern . . . Nun wissen Sie die Wahrheit, mein Vater, . . . entweder einen eben so fürchterlichen, als unvermutheten Sturz zu erleiden, oder eine unwürdige Handlung zu begehen, . . . dies ist die Wahl, zu welcher mich der Mann zwingt, den wir so lange für edel und bieder gehalten.

— Ganz recht, vollkommen richtig! so geht es in der Welt, — versetzte Herr Paskal seufzend und die Achseln zuckend, — so lange es sich darum handelt, Dienste zu empfangen, ohne welche zu leisten, . . . ja, da wird man geliebkost, in den Himmel erhoben; da heißt es immer: mein edler Wohlthäter! mein großmüthiger Retter! da wird man ein Biedermann genannt, mit Zuvorkommenheiten überhäuft, man erhält gestickte Börsen zum Geschenke, man veranstaltet dem Wohlthäter zu Ehren Feste; . . . die kleinen Kinder sagen uns Glück-

wünsche her; dann kommt der Tag, wo dieser arme gutmüthige Wohlthäter es wagt, seinerseits um einen oder zwei armselige kleine Dienste nachzusuchen, . . . dann heißt es: der Schurke, der Unwürdige, der Niederträchtige!!

— Hätten Sie von mir alle Opfer, die sich mit der Ehre vereinigen lassen, verlangt, mein Herr, — rief Dutertre mit herzzerreißender Stimme, — ich würde sie mit Freuden gebracht haben . . .

— Da kann es denn nicht fehlen, — fuhr Paskal fort, ohne Dutertre zu antworten, — so gutmüthig, so einfältig gutmüthig man auch den Wohlthäter glaubt, am Ende wird er es doch überdrüssig; . . . namentlich die Undankbarkeit zerreißt ihm das Herz, denn er ist von Natur empfindsam, nur zu empfindsam.

— Die Undankbarkeit, — rief Sophie, in Thränen zerfließend, — wir, wir, undankbar! . . . O! mein Gott! . . .

— Und da der gute Mann ein wenig zu spät einsieht, daß er sich getäuscht hat, — fuhr Paskal fort, ohne Sophien zu antworten, — da er mit Schmerz gewahr wird, . . . daß er mit Leuten zu thun hatte, die nicht fähig sind,

ihrer dankbaren Freundschaft einige geringfügige Vorurtheile zum Opfer zu bringen, . . . so gesteht er sich endlich, daß er auch gar zu gutmüthig sein würde, wenn er noch fernerhin so zweideutigen Freunden seine Börse öffnete . . . Also entzieht er ihnen Geld und Credit, . . . wie ich es jetzt thue, da ich überdies durch gewisse Umstände, welche ihren Grund in der Weigerung dieses lieben Dutertre haben, den ich so lieb hatte, und auch fernerhin noch gern so nennen möchte, zu diesem Entschlusse gezwungen werde, . . . indem er sich an den Greis wendete, — ich habe Ihnen mein Benehmen gegen Ihren Sohn, so wie das seinige gegen mich, ganz offen geschildert; aber da es meinem Herzen zu schwer fallen würde, dem Glauben, den ich an die Freundschaft dieses lieben Dutertre's hatte, zu entsagen, da ich weiß, welch großer Jammer durch seine eigene Schuld ihn und seine Familie treffen kann, . . . bewillige ich ihm noch eine Viertelstunde, um zu überlegen und sich eines Bessern zu besinnen . . . Er besorge mir den bewußten Brief, und Madame Dutertre gebe mir das Versprechen, das ich von ihr erwarte, und Alles bleibt beim Alten, . . . mit lauter Stimme

rufe ich dann nach dem Frühstück und bringe einen Toast auf die Freundschaft aus . . . Sie sind Dutertres Vater, mein Herr, Sie üben großen Einfluß auf ihn aus, . . . urtheilen und beschließen Sie . . .

— Karl, — sagte der Greis mit bewegter Stimme zu seinem Sohne, — Du hast als Ehrenmann gehandelt, . . . es ist brav von Dir, . . . aber es bleibt Dir noch Etwas zu thun übrig; . . . denn sich zu weigern, für die Redlichkeit eines Schurken Bürgschaft zu leisten, genügt nicht . . .

— So, so? — sagte Paskal, — und was bleibt denn noch zu thun übrig?

— Wenn Herr Paskal, — fuhr der Greis fort, — seinen verderblichen Plan auszuführen sucht, so mußt Du, mein Sohn, dem Hause Durand schreiben, daß Herrn Paskal aus Dir unbekannten, aber vielleicht gefährlichen Gründen sehr viel daran gelegen ist, dem Marcelange bei diesen wackern Leuten Eintritt zu verschaffen, und daß sie auf ihrer Hut sein möchten, denn wenn man bei einem bösen Vorhaben schweigt, so wird man dadurch Mitschuldiger desselben.

— Ich werde Ihren Rath befolgen, mein Vater, — erwiderte Dutertre mit fester Stimme.

— Immer schöner, immer besser, — versetzte Paskal seufzend. — Zur Undankbarkeit kommt nun auch noch ein greulicher Mißbrauch des Vertrauens . . . Nun gut, ich werde den Kelch bis auf die Hefe leeren, . . . nur besorge ich, meine vormaligen Freunde, — fügte er hinzu, indem er auf die an diesem Auftritte Betheiligten einen sonderbaren und Unheil verkündenden Blick heftete, — nur besorge ich, daß wenn ich ihn geleert habe, mir viel Bitterkeit, viel Galle im Herzen zurückbleiben wird, . . . und dann, . . . Sie wissen, wenn der zärtlichsten Freundschaft ein gerechter Haß folgt, so wird dieser Haß unglücklicher Weise immer fürchterlich . . .

— O! Karl, ich fürchte mich vor ihm, — murmelte die junge Frau, indem sie sich ihrem Gatten näherte.

— Was Sie betrifft, meine liebe Sophie — sagte der Greis mit unerschütterlicher Ruhe, und ohne auf Herrn Paskal's Drohung zu antworten, — Sie müssen Heirathspläne, welche Sie mißbilligen, nicht nur in keiner Art und

Weise begünstigen, sondern, wenn Herr Paskal auf seinen Absichten beharrt, müssen Sie auch noch Fräulein Antoninen und ihren Verwandten über den Charakter des Mannes, der sich um ihre Hand bewerben will, Aufschluß geben . . . In dieser Rücksicht brauchen Sie nur zu erzählen, um welchen schändlichen Preis er Ihrem Gatten auch fernerhin zu Diensten sein wollte.

— Es ist meine Pflicht, — erwiderte Sophie mit schwankender Stimme, — ich werde sie erfüllen, mein Vater.

— Auch Sie, meine liebe Madame Dutertre wollten ein redliches Vertrauen mißbrauchen! — versetzte Herr Paskal mit süßlichem und dennoch grimmigem Tone, — mich in meinen schönsten Hoffnungen zu verwunden, . . . ach! das ist nicht edel. Gott gebe, daß ich mich nicht hinreißen lasse, grausames Wiedervergeltungsrecht auszuüben . . . Nach zweijähriger Freundschaft . . . sich von solchen Gefühlen erfüllt zu verlassen . . . So muß es denn sein? wirklich? — fügte Paskal hinzu, indem er Dutertre und seine Gattin wechselsweise ansah, — so ist denn Alles aus zwischen uns?

Sophie und ihr Gatte schwiegen mit dem Gefühl der Würde und Ergebung.

— Also, — sagte Paskal, indem er seinen Hut ergriff, — abermals ein Beweis von der Undankbarkeit der Menschen, . . . ach!

— Herr! rief Dutertre, erbittert durch die affectirte und der Wahrheit Hohn sprechende Empfindsamkeit Paskal's, — Ihr beständiges Gespött bei dem entsetzlichen Schlage, womit Sie uns niederschmettern, ist wahrhaft gräßlich; . . . verlassen Sie uns, . . . verlassen Sie uns . . .

— So werde ich denn aus diesem Hause gejagt, . . . von Leuten, welche sich bewußt sind, mir so lange ihr Glück, ihr Wohl verdankt zu haben, — erwiderte Paskal, indem er langsam der Thür zuschritt; — fortgejagt von hier, . . . ich! Ha, diese Demüthigung, dieser Kummer fehlte mir noch!

Dann blieb er stehen, suchte in seiner Tasche, und zog die kleine Börse hervor, welche Sophie Dutertre ihm wenige Augenblicke zuvor überreicht hatte, und indem er sie der jungen Frau hinhielt, fuhr er mit dem Tone des unbarmherzigen Hohnes und der Zerknirschung fort:

— Glücklicher Weise sind sie stumm, diese

kleinen Stahlperlen, welche mir jeden Augenblick sagen sollten, wie sehr man meinen Namen in diesem Hause segnete, aus dem man mich fortjagt.

Aber als hätte er sich eines Bessern besonnen, steckte er die Börse wieder in seine Tasche, nachdem er sie mit schwermüthigem Lächeln betrachtet hatte, und sagte:

– Nein, . . . nein, . . . ich werde Dich behalten, arme, kleine, unschuldige Börse, . . . Du wirst mich an das wenige Gute erinnern, das ich gethan habe, und an die grausame Täuschung, mit der mir gelohnt wurde.

Mit diesen Worten faßte Herr Paskal die Thürklinke, öffnete die Thür und entfernte sich, während Sophie, ihr Gatte und sein Vater in düsteres Schweigen versunken dastanden.

Diese drückende Stille dauerte noch fort, als Herr Paskal zurückkam, die Thür halb öffnete, und hineinrief:

—Ich habe mir es doch überlegt, . . . hören Sie, mein lieber Dutertre . . .

Ein Strahl von eitler Hoffnung erleuchtete Dutertre's Antlitz; einen Augenblick glaubte er, Herr Paskal fühle trotz seiner höhnischen und

kaltblütigen Grausamkeit doch endlich einiges Mitleiden.

Sophie war von derselben Hoffnung belebt; wie ihr Gatte, erwartete auch sie mit unsäglicher Angst, was der Mann, der so unumschränkt über ihr Loos verfügen konnte, zu sagen habe. Herr Paskal fuhr fort:

—Künftigen Sonnabend ist der Verfalltag und Zahlungstermin, . . . nicht wahr, mein lieber Dutertre? lassen Sie mich Sie so nennen, trotz dem, was zwischen uns vorgefallen ist.

—Gott sei gelobt, . . . er fühlt Mitleiden, — dachte Dutertre und versetzte laut:

—Ja, mein Herr.

—Sie begreifen, mein lieber Dutertre, — begann Herr Paskal wieder, — ich möchte Sie nicht in eine so große Verlegenheit setzen, ich kenne Paris, ich kenne diesen Platz; und in der gegenwärtigen Geschäftskrise würden Sie für keinen Heller Credit finden, namentlich wenn man erführe, daß ich Ihnen den meinigen aufgekündigt habe, . . . und da Sie doch am Ende auf meine Kasse gezählt hatten, um Ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, . . . nicht so? . . .

—Karl, wir sind gerettet, — murmelte

Sophie mit pochendem Herzen, — es war eine Prüfung . . .

Betroffen von diesem Gedanken, der ihm um so wahrscheinlicher schien, da er ihn anfänglich selbst gehabt hatte, zweifelte Dutertre nicht mehr an seiner Rettung; sein Herz pochte gewaltig, seine verstörten Züge heiterten sich etwas auf, und er erwiderte stotternd, so aufgeregt er war:

— In der That, . . . mein Herr, . . . blindlings Ihrem Versprechen vertrauend . . . zählte ich, wie bisher, auf den Credit bei Ihnen . . .

— Wohlan! . . . mein lieber Dutertre, . . . damit Sie nicht in Verlegenheit gerathen, wie ich soeben erwähnt habe, und da Ihnen übrigens noch acht Tage Zeit bleiben, so werden Sie wohl thun, sich anderweitig umzuthun, und weder auf den Platz Paris, noch auf mich zu rechnen.

Und Herr Paskal machte die Thür zu und ging fort.

Die so furchtbar getäuschte Hoffnung wirkte so heftig auf Dutertre, daß er bleich, regungslos und wie entkräftet auf einen Stuhl sank,

und rief, indem er sein Gesicht in den Händen verbarg und sein Schluchzen unterdrückte:

— Verloren, . . . verloren . . .

— O! . . . unsere Kinder, — rief Sophie mit herzzerreißender Stimme, indem sie vor ihrem Gatten auf die Knie sank, — unsere armen Kinder!

— Karl, — sagte jetzt der Greis, indem er die Hände ausstreckte, und sich zu seinem Sohn zu wenden suchte, — mein Karl, . . . mein geliebter Sohn, . . . Muth . . .

— Mein Vater, . . . das ist vollkommener Ruin, . . . Bankerott, — sagte der Unglückliche, krampfhaft schluchzend, — Kummer und Elend, o! mein Gott! . . . Elend für Euch Alle . . .

Ein grausamer Contrast machte das Maß dieser Verzweiflung voll; die zwei kleinen Kinder sprangen lärmend in den Salon herein, mit dem freudigen Geschrei:

— Mutter! . . . Mutter! . . . eine große, schöne Dame will zu Dir!

Zehntes Kapitel.

Als der lärmende Eintritt der fröhlichen Kinder das peinliche Schweigen nach Herrn Paskals Entfernung unterbrach, folgte ihnen das Dienstmädchen auf dem Fuße, mit der Meldung, daß eine wunderschöne fremde Dame, welche sich Marquise von Miranda nennte, Madame Dutertre zu sprechen wünschte.

Gleich darauf trat die heilige Magdalene, Sophiens Jugendfreundin, in den Salon.

Beim Anblicke Magdalenens, welche die Marquise von Miranda in eigener Person war, erfüllte eine solche Wonne das Herz der Madame Dutertre, daß sie einen Augenblick all ihren Kummer und ihre fürchterlichen Besorgnisse wegen der Zukunft vergaß; ihr anmuthiges und sanftes Antlitz strahlte vor Freude; mit bewegter Stimme vermochte sie nur die Worte hervorzubringen:

— Magdalene, . . . theure Magdalene, . . . da bist Du endlich . . . nach einer so langen Abwesenheit . . .

Nachdem die ersten Umarmungen unter diesen jungen Frauen ausgetauscht waren, sagte

Sophie zu ihrer Freundin, mit dem Blicke auf Dutertre und den Greis zeigend:

— Magdalene, . . . hier mein Gatte, . . . hier sein Vater, . . . unser Vater, denn er nennt mich auch seine Tochter.

Die Marquise, welche sehr schnell eingetreten war, hatte Sophien mit so ungestümer Liebe umarmt, daß Karl Dutertre die Züge der Fremden nicht hatte unterscheiden können; als sich diese aber bei den letzten Worten der Madame Dutertre gegen ihn umwendete, empfand er einen plötzlichen, unerklärlichen Eindruck, der so lebhaft war, daß er einige Minuten lang die racheschnaubenden Worte des Herrn Paskal nicht minder vergaß, als seine Gattin.

Was Karl Dutertre beim Anblicke Magdalenens empfand, war ein sonderbares Gemisch von Erstaunen, Bewunderung und beinahe von Unruhe, denn sein Gewissen machte ihm gleichsam Vorwürfe, daß er in einem so kritischen Augenblicke andern Gedanken Raum geben konnte, als dem Gedanken an den Ruin, der ihn und die Seinigen bedrohte.

Die Marquise von Miranda schien gleichwohl beim ersten Anblicke keine so rasche und lebhafte Einwirkung hervorbringen zu können. Sie war von ziemlich hohem Wuchse, aber ihre Taille und ihr Oberkörper verschwanden völlig unter einer weiten Mantille von lebhaftem Zeuge,

das der Frühlingszeit angemessen war, und dem Stoffe ihres Kleides glich, dessen lange, schleppende Falten kaum die Spitze ihres Halbstiefelchens bemerken ließen; eben so verhielt es sich mit ihren Händen, welche unter der äußersten Spitze der Aermel ihres Kleides, das sie gegen die damalige Mode lang und fast wallend trug, beinahe gänzlich versteckt waren; ein kleiner schneeweißer Krepphut, nur mit einem weißseidenen Bande geziert, welches unter ihrem Kinn eine Schleife bildete, umschloß ihr länglich rundes Gesicht und hob ihre Farbe noch mehr hervor, denn, sonderbar genug, Magdalene hatte die blasse und matte Gesichtsfarbe einer sehr dunkeln Brunette, und sehr große Augen vom sanftesten und klarsten Blau mit Wimpern, kohlschwarz, wie ihre Augenbrauen, während ihr mit Löckchen à la Sévigné frisirtes Haar von jener reizenden, duftigen, aschfarbigen blonden Farbe war, in welcher Rubens die Haarflechten über die weißen Schultern seiner Najaden herabwallen läßt.

Magdalenens Wangen waren trotz ihrer elastischen Festigkeit und ihrer so feinen, so sammetartigen, dem feinsten Papiere zu vergleichenden Haut mit leichten Grübchen versehen, ihre glänzend schwarzen Wimpern aber so dicht, so stark, daß man hätte glauben mögen, nach dem Beispiele der orientalischen Frauen, welche ihrem Blicke einen so glühenden und zugleich schmach=

tenden Ausdruck von Wollust zu geben wissen, färbe auch die Marquise die untere Seite ihrer, über dem breiten blauen Augapfel fast immer halb geschlossenen, Augenlider schwarz; ihre rosafarbigen, beweglichen, nervigen Nasenlöcher öffneten sich auf beiden Seiten ihrer griechischen fein gezeichneten Nase; ihre so glänzend rothen Lippen, daß man das purpurne, warme Blut unter der zarten Haut fließen zu sehen vermeinte, waren fleischig, zierlich geformt, ein wenig hervorragend, wie die der Erigone des Alterthums, und ließen manchmal zwischen ihren purpurnen Rändern eine Reihe blendend weißer Zähne sehen. Aber wozu dieses Portrait weiter ausführen? Wird nicht immer zwischen unserer Schilderung, wie getreu, wie farbreich sie auch ausgemalt sein mag, und der Wirklichkeit die unermeßliche Kluft sich befinden, welche zwischen einem Gemälde und einem lebenden Wesen besteht? Es hieße das Unmögliche versuchen, wollte man die Atmosphäre unwiderstehlicher, vielleicht magnetischer Anziehungskraft schildern, welche von diesem sonderbaren und unerklärlichen Wesen auszuströmen schien. Was bei jedem andern weiblichen Wesen einen unvortheilhaften Eindruck hervorgebracht hätte, schien bei ihr gerade die Mittel der Verführung zu verhundertfältigen; wir meinen ihre faltenreiche lange Kleidung, welche mit Ausnahme der Linie ihrer niedern und we-

nig hervortretenden Schultern, über welche ihre Mantille herabwallte, nicht die mindesten Umrisse verrieth, und kaum ihre Finger- und Fußspitzen sehen ließ; kurz, der züchtige, weite Faltenwurf, der bis zu den Füßen irgend einer antiken Muse, mit ernstem und nachdenklichem Antlitze, herabwallt, wird nur das Ehrfurcht-Gebietende ihres Aeußern steigern, über die reizenden Formen der Venus Aphrodite aber einen weiten Schleier werfen; die Einbildungskraft wird sich um so mehr erhitzen, um so mehr gereizt werden, je geheimnißvoller das unbekannte Wesen ist.

Dies war der Eindruck, welchen Magdalene auf Karl Dutertre hervorgebracht hatte, so daß er stumm und verlegen einige Augenblicke ganz in ihrem Anschauen versunken war.

Sophie, welche die Ursache des Stillschweigens und der Aufregung ihres Gatten nicht ahnen konnte, glaubte ihn nur mit dem Gedanken an das ihn bedrohende Unglück beschäftigt; dieser Gedanke erinnerte sie selbst wieder an ihre Lage, die sie einen Augenblick vergessen hatte, und sie sagte zur Marquise, indem sie sich zum Lächeln zwang:

— Du mußt entschuldigen, daß Karl so in Gedanken vertieft ist, meine liebe Magdalene; . . . in dem Augenblicke, wo Du eintratst, sprachen wir von Geschäften, . . . und . . . von sehr ernsten Geschäften . . .

— In der That, Madame, entschuldigen Sie mich gütigst, — sagte Dutertre, indem er erbebte und sich über den sonderbaren Eindruck, den die Freundin seiner Frau auf ihn machte, noch heftigere Vorwürfe machte, — glücklicher Weise läßt mich Alles, Madame, was Sophie mir von dem Ihnen so eigenthümlichen Wohlwollen erzählt hat, hoffen, daß Sie nachsichtig sein werden.

— Nachsichtig? . . . aber ich bin es ja, die Ihrer Nachsicht bedarf, lieber Herr, — erwiderte die Marquise lächelnd, — denn, indem ich dem lebhaften Verlangen, meine theure Sophie wiederzusehen, nachgab, und ihr ganz unerwartet hierher eilte, fiel ich ihr um den Hals, ohne an Ihre Gegenwart und die Ihres Herrn Vaters zu denken, . . . der mir vielleicht auch gütigst verzeihen wird, daß ich Sophien als Schwester behandelte, . . . während er sie wie seine Tochter betrachtet.

Bei diesen Worten wendete sich Magdalene zu dem Greise.

— Ach, Madame, — versetzte dieser ohne Ueberlegung, — nie bedurften meine armen Kinder der Anhänglichkeit ihrer Freunde mehr, als jetzt . . . Wahrlich, der Himmel sendet Sie . . .

— Liebster Vater, — sagte Dutertre halblaut zu dem Greise, als wollte er ihm freundlich vorwerfen, daß er eine Fremde in ihren häuslichen Kummer einweihe, denn Magdalene hatte plötzlich auf Sophien einen überraschten und fragenden Blick geworfen.

Der Greis verstand den Gedanken seines Sohnes und sagte ganz leise zu ihm:

— Du hast Recht, . . . ich hätte schweigen

sollen; aber der Schmerz ist so unbedachtsam! . . . Nun, . . . komm, Karl, . . . führe mich in mein Zimmer zurück, . . . ich fühle mich sehr müde . . .

Mit diesen Worten ergriff er seines Sohnes Arm. In dem Augenblicke, wo Dutertre den Salon verlassen wollte, nahte sich ihm die Marquise und sagte:

— Auf baldiges Wiedersehen, Herr Dutertre, denn ich sage es Ihnen im Voraus, . . . ich bin entschlossen, meine theure Sophie während meines Aufenthaltes in Paris oft, . . . o! recht oft zu besuchen . . . Ueberdies habe ich Sie um einen Dienst zu ersuchen, und um Ihrer Einwilligung gewiß zu sein, werde ich Sophien den Auftrag geben, Sie darum zu bitten. Sie sehen, ich mache gar keine Umstände, gerade wie eine Freundin, . . . wie eine alte Freundin, . . . denn meine Freundschaft für Sie, Herr Dutertre, stammt von dem Augenblicke her, wo Sie anfingen, Sophien zu beglücken . . . Auf baldiges Wiedersehen denn, — fügte die Marquise hinzu und reichte Dutertre mit anmuthiger Herzlichkeit die Hand.

Sophiens Gatte schämte sich zum ersten Male seiner von der Arbeit geschwärzten Hände; kaum wagte er es, die zierlichen rosigen Fingerspitzen Magdalenens zu drücken, und leicht erbebte er, als er sie berührte; eine glühende Röthe bedeckte seine Stirn, und um seine Verwirrung und Verlegenheit zu verbergen, verbeugte er sich tief vor der Marquise, und entfernte sich mit seinem Vater.

Von Anfang dieser Scene an hielten sich die beiden Kinder Sophiens bei der Hand, und

halb verborgen hinter ihrer Mutter, bei welcher sie stehen geblieben waren, betrachteten sie stillschweigend mit weit geöffneten Augen und mit wachsender Neugierde die Dame.

Nun erst bemerkte die Marquise ihre Anwesenheit, und rief, indem sie ihre Freundin ansah:

— Deine Kinder! mein Gott, wie hübsch sind sie! . . . Du mußt stolz auf sie sein!

Und sie kniete zu ihnen nieder, um sich so zu sagen ihnen gleich zu stellen; dann strich sie mit der einen Hand die blonden und krausen Locken zurück, welche Stirn und Augen ihres Pathchens verdeckten, das sein Köpfchen halb gesenkt hielt; sie richtete ihm sanft mit der andern Hand das Kinn in die Höhe, betrachtete einen Augenblick dieses köstliche, so rosige und so frische Gesichtchen, und küßte mit mütterlicher Zärtlichkeit die Wangen, Augen, Stirn, Haare und den Hals der Kleinen.

— Und Du, hübscher Cherubim, sei nicht eifersüchtig, — fügte sie hinzu, indem sie das braune Köpfchen des kleinen Knaben dem blonden des Mädchens näherte, und beide wechselsweise liebkoste.

Bis zu Thränen gerührt lächelte Sophie Dutertre schwermüthig beim Anblicke dieser holden Gruppe, als die Marquise, die immer noch vor den Kindern kniete, die Augen zu ihr aufschlug, während sie die beiden Kinder unabläßig in ihre Arme schloß, und sagte:

— Du glaubst es vielleicht nicht, Sophie, daß ich, indem ich diese kleinen Engel liebkose, die Wonne, welche Du empfinden mußt, wenn Du sie mit Liebkosungen überhäufest, begreife, ja sie fast selbst fühle, und Du bist mir deshalb

nur noch theurer, da ich Dich so glücklich, so vollkommen glücklich weiß.

Als Sophie so ihr vollkommenes Glück preisen hörte, senkte sie, von Neuem auf schmerzliche Weise an ihre gegenwärtige Lage erinnert, die sie einen Augenblick vergessen hatte, das Haupt, erblaßte, und ihre Züge trugen plötzlich das Gepräge einer so schmerzlichen Angst, daß Magdalene sich rasch erhob und ausrief:

— Mein Gott! . . . Sophie . . . Du erblassest, . . . was fehlt Dir denn?

Madame Dutertre erstickte einen Seufzer, schüttelte traurig das Haupt und antwortete:

— Es fehlt mir Nichts, . . . Magdalene, . . . die Aufregung, . . . die Freude, Dich nach einer so langen Abwesenheit wiederzusehen . . .

— Die Aufregung! die Freude!? — versetzte die Marquise mit einer Miene schmerzlichen Zweifels, — nein, . . . nein, vorhin war es Aufregung, Freude, aber jetzt hast Du eine sehr bekümmerte Miene, meine arme Sophie . . .

Madame Dutertre erwiderte Nichts und verbarg ihre Thränen, indem sie ihre Kinder küßte und leise zu ihnen sagte:

— Geht nun wieder zu eurer Muhme, meine lieben Kleinen.

Magdalene und August gehorchten und verließen den Salon, nicht ohne sich noch mehrmals umzuwenden, um die Dame zu betrachten, die ihnen so sehr gefiel.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

Die

Sieben Todsünden.

Deutsche Originalausgabe

von

Eugen Sue.

Zwölfter Band.

IV.

Unkeuschheit.

Zweiter Band.

Leipzig 1849.
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.

Magdalene.

Deutsche Originalausgabe

von

Eugen Sue.

Zweiter Band.

Leipzig 1849.
Verlag von Chr. E. Kollmann.

Magdalene

von

Eugen Sue.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Kaum hatten die beiden Kinder den Salon verlassen, als Magdalene lebhaft zu ihrer Freundin sagte:

— Jetzt sind wir allein, Sophie . . . Ich beschwöre Dich, antworte mir: was ist Dir? Woher diese plötzliche Niedergeschlagenheit? Hat mich die Abwesenheit, die Entfernung Deines Vertrauens verlustig gemacht?

Sophie besaß Muth genug, um Herr ihrer Niedergeschlagenheit zu werden und, ohne jedoch eine Lüge zu sagen, ein schmerzliches Geheimniß zu verbergen, welches nicht das ihrige war, indem sie nicht einmal ihrer besten Freundin den nahen und wahrscheinlichen Ruin Dutertres zu bekennen wagte; sie antwortete also Magdalenen mit scheinbarer Ruhe:

— Ich muß Dir schon meine Schwäche bekennen, liebe Freundin; ich theile bisweilen manche Besorgnisse meines Gatten in Betreff der ohne Zweifel nur vorübergehenden Krise, in welcher sich die Industrie befindet, und stelle sie mir noch schlimmer vor, denn, — fügte Sophie mit gezwungenem Lächeln hinzu, — die Frau Marquise weiß freilich nicht, daß wir armen Gewerbetreibenden eine augenblickliche Krise durchzumachen haben!

— Aber diese Krise, meine liebe Sophie, ist doch nicht von Dauer, nicht wahr? Sie ist doch nicht gefährlich? oder, wenn sie es wird, welches Mittel gibt es dann, um sie mit leichterer Mühe zu ertragen? Ohne eben sehr reich zu sein, lebe ich doch im Wohlstande; könnte ich nicht...

— Gute, vortreffliche Freundin, — sagte Sophie, indem sie ihre Freundin gerührt unterbrach; — immer dasselbe Herz; beruhige Dich, diese Krise wird hoffentlich nur eine augenblickliche sein; laß uns nicht mehr davon sprechen, sondern mich jetzt nur der Freude hingeben, Dich wiederzusehen.

— Aber wirklich, . . . wenn Deine Besorgnisse . . .

— Magdalene, — versetzte Sophie mit sanftem Lächeln, indem sie ihre Freundin von Neuem unterbrach; — zuerst . . . laß uns von Dir reden . . .

— Selbstsüchtige . . .

— Es ist wahr, . . . nach Deiner eignen Weise; . . . aber, sage mir, Du bist glücklich, nicht wahr? . . . obgleich Du Marquise bist, hast Du ohne Zweifel, wie ich, eine Verbindung aus wahrer Neigung geschlossen, . . . und Dein Gatte . . .

— Ich bin Wittwe . . .

— O, mein Gott! schon . . .

— Ich war es am Vorabende meiner Hochzeit schon, meine liebe Sophie.

— Was willst Du damit sagen?

— So außerordentlich Dir es auch vorkommen mag, so ist es doch ganz einfach . . . Höre mich an; als ich die Erziehungsanstalt verließ, und nach Meriko zurückkam, wohin ich, wie Du weißt, von meinem Vater berufen wurde, . . . fand ich nur noch einen Verwandten meiner Mutter, den Marquis von Miranda, der an den Folgen der Epidemie, welche in Lima so große Verheerungen angerichtet hatte, tödtlich darnieder

lag . . . Er hatte mich nur gesehen, als ich noch ganz klein war; er hatte keine Kinder, und wußte, daß meines Vaters Vermögen durch kostspielige Prozesse fast gänzlich aufgerieben war. Er benahm sich mit wahrhaft väterlicher Güte gegen mich, und fast schon auf dem Todtenbette trug er mir seine Hand an . . . — Schlage ein, meine liebe Magdalene, meine arme Waise, — sagte er zu mir. — Mein Name wird Dir in der Welt eine ehrenvolle Stellung verschaffen, mein Vermögen Dich in eine unabhängige Lage versetzen, und ich werde ruhig sterben, wenn ich Dich glücklich weiß.

— Edles Herz! — sagte Sophie.

— Ja, — erwiderte Magdalene gerührt, — er war der beste Mann von der Welt . . . Die Verlassenheit, in der ich nach seinem Tode dastehen mußte, und seine dringenden Bitten bewogen mich, sein edelmüthiges Anerbieten anzunehmen . . . An seinem Krankenlager segnete der Priester unsere Verbindung ein, . . . und kaum war die Ceremonie beendigt, als die Hand des Herrn von Miranda in der meinigen erstarrte.

— Magdalene, . . . vergib mir, . . . ich habe Dich wider Willen traurig gestimmt, indem

ich Dir so schmerzliche Erinnerungen ins Gedächtniß zurückrief . . .

— Schmerzliche? nein, mit süßer Wehmuth denke ich an Herrn von Miranda. Nur die Undankbarkeit erregt Bitterkeit im Herzen.

— Und noch so jung! . . . Ist Deine Freiheit Dir nicht lästig? Allein, . . . ohne Familie, . . . konntest Du Dich an dieses einsame Leben gewöhnen?

— Ich nenne mich, . . . und halte mich auch für die glücklichste der Frauen, . . . wohlverstanden nach Dir, — versetzte Magdalene lächelnd.

— Und es ist Dir nicht in den Sinn gekommen, Dich zum zweiten Male, . . . oder vielmehr, — fügte Sophie ihrerseits lächelnd hinzu, — oder vielmehr zum ersten Male zu verheirathen? . . . Denn im Grunde, . . . obgleich Wittwe, bist Du doch noch Mädchen . . .

— Dir, gute Sophie, verschweige ich Nichts . . . Wohlan! . . . ja, . . . einmal hatte ich Lust, mich . . . mich zu verheirathen; eine heiße Liebe, ein ganzer Roman, — versetzte Magdalene munter.

— Frei, wie Du bist, wer hinderte Dich an dieser Heirath?

—Ach! ich habe meinen Helden nur fünf Minuten lang gesehen, . . . und zwar nur von meinem Erker aus . . .

—Fünf Minuten blos?

—Nicht länger.

—Und Du hast Dich sogleich in ihn verliebt?

—Leidenschaftlich.

—Und seitdem hast Du ihn nicht wiedergesehen?

— Nie, . . . er ist ohne Zweifel wieder zu seinen Brüdern, zu den Erzengeln im Himmel, aufgefahren, . . . denn er war idealisch schön, wie sie.

—Magdalene, redest Du im Ernste?

—So höre: . . . vor sechs Monaten war ich in Wien, und bewohnte ein in der Nähe der Vorstadt gelegenes Landhaus . . . Eines Morgens befand ich mich in einem Kiosk,*) dessen Fenster auf das Feld ging . . . Plötzlich ward meine Aufmerksamkeit durch das Geräusch eines dumpfen Stampfens und klirrender Waffen in Anspruch genommen . . . Ich eilte an mein Fenster . . . Es war ein Duell!

---

*) Gartenhaus in morgenländischer Bauart.

— O, mein Gott!

— Ein junger Mann von höchstens neunzehn bis zwanzig Jahren, anmuthig und schön, wie man die Engel malt, schlug sich mit einer Art von Riesen von wildem und Schrecken erregendem Aeußern. Mein erster Wunsch war, der blonde Erzengel (denn blond ist meine Liebe) möchte über den fürchterlichen Dämon den Sieg davontragen, . . . und obgleich der Kampf vor meinen Augen nur kaum zwei Minuten währte, hatte ich doch Zeit genug, die Unerschrockenheit, die Ruhe und die Gewandtheit meines Helden zu bewundern; seine halbentblößte weiße Brust, seine langen blonden Haare, die im Winde flatterten, die heitere Stirn, die glänzenden Augen, das Lächeln auf den Lippen, Alles bewies, daß er der Gefahr mit reizender Anmuth Trotz bot, und ich gestehe es Dir offen, seine Schönheit schien mir eine überirdische zu sein; plötzlich sah ich mitten in der Art Verblendung, welche mir das Funkeln der Degen verursachte, den Koloß wanken und zusammensinken. Sogleich warf mein schöner Held seinen Degen weit weg, sank mit gefalteten Händen neben seinem Gegner auf die Knie, und erhob sein bezauberndes Antlitz

zum Himmel; ein so rührender, so biederer Ausdruck hatte sich über dasselbe verbreitet, daß, als er mit Wehmuth über seinen besiegten Feind gebeugt, er einem jungen Mädchen glich, welches trostlos ist, seine Taube verwundet zu sehen, insofern ich diesen großen häßlichen Koloß mit einer Taube vergleichen darf; übrigens schien er nicht tödtlich verwundet zu sein, denn er setzte sich auf, und sagte mit seiner rauhen Stimme, welche durch die Sommerläden bis zu mir gelangte, zu seinem jungen Gegner:

— Auf den Knieen sollte ich Sie für mein treuloses Benehmen und meine grobe Herausforderung um Verzeihung bitten; hätten Sie mich getödtet, so wäre mir nur mein Recht wiederfahren. —

Fast in demselben Augenblicke näherte sich eine Kutsche; man trug den Verwundeten hinein, und einige Minuten darauf waren Alle, die Zeugen, sowie die Kämpfenden, verschwunden. Der ganze Auftritt hatte so rasch stattgefunden, daß ich Alles für einen Traum gehalten hätte, wäre mir nicht seit jenem Augenblicke die Erinnerung an meinen Helden, als das Ideal des Schönsten, des Tapfersten und des Edelmüthigsten

auf der Welt, immer treu im Gedächtniß geblieben.

— Ich glaube es, wie Du, Magdalene, und jetzt begreife ich, daß man unter solchen Umständen binnen fünf Minuten einen tiefen, vielleicht unauslöschlichen Eindruck empfinden kann . . . Deinen Helden hast Du also nie wieder gesehen?

— Nein, sage ich Dir, . . . ich weiß nicht einmal seinen Namen, und wenn ich mich verheirathen soll, . . . so wird es nur mit ihm geschehen.

— Magdalene, Du weißt, daß unsere alte Freundschaft mich berechtigt, gegen Dich offen zu sein.

— Wie anders?

— Es scheint mir, als raube Dir diese innige Leidenschaft Nichts von Deiner Munterkeit?

— Warum sollte ich traurig sein?

— Aber wenn man leidenschaftlich liebt, . . . so gibt es nichts Schmerzlicheres, als die Abwesenheit, die Trennung, und besonders die Besorgniß, Denjenigen, welchen man liebt, nie wieder zu sehen . . . Und in dieser Lage befindest Du Dich doch . . .

— Es ist wahr, und doch offenbaren sich die Wirkungen dieser tiefen Leidenschaft, ich schwöre es Dir, bei mir auf eine ganz andere Weise.

— Was soll ich Dir sagen? Als ich Karln zu lieben begann, wäre ich vor Kummer gestorben, wenn man mich von ihm getrennt hätte.

— Es ist sonderbar, . . . meine Leidenschaft äußert sich, ich wiederhole es Dir, auf eine ganz entgegengesetzte Weise . . . Es vergeht kein Tag, an welchem ich nicht an meinen Helden, . . . an mein Ideal denke, . . . kein Tag, an welchem ich mich nicht mit Liebe und mit der größten Umständlichkeit an das Ereigniß erinnere, in Folge dessen ich ihn das einzige Mal sah, . . . kein Tag, an welchem nicht alle meine Gedanken ihm zueilen, kein Tag, wo ich nicht mit Stolz triumphire, indem ich ihn mit allen Uebrigen vergleiche, denn er ist schöner, als die Schönsten, edler, als die Edelsten! kein Tag endlich, wo ich mich nicht, ihm sei es gedankt, in die süßesten Träume einwiege. Ja, ich fühle es, meine Seele ist durch eben so geheimnißvolle als unauflösliche Bande für immer an die seinige gefesselt; . . . es ist mir unbekannt, ob ich

ihn je wiedersehen werde, und dennoch erfüllt nur Wonne und Heiterkeit mein Herz.

— Ich sage nun meinerseits, wie Du, meine liebe Magdalene, das ist sonderbar . . .

—Höre, Sophie, laß uns aufrichtig sprechen, . . . wir sind allein, und unter Frauen . . . (obgleich ich nur noch ein heirathsfähiges Mädchen bin) sagt man sich Alles . . . Nicht wahr, Du findest meine Liebe ein wenig platonisch, . . . Du bist darüber erstaunt, daß ich mich um die rauschähnliche Verwirrung, die Du empfinden mußtest, als Deines Karls Hand die Deinige zum ersten Male mit inniger Liebe drückte, so wenig kümmere oder sie gar nicht einmal kenne . . .

— Geh doch, Magdalene, . . . Du bist eine Närrin . . .

— Sei offen, habe ich Dich nicht errathen? —

— Beinahe, . . . aber doch weniger, als Du denkst.

— Dieses Wenige genügte mir, um Deine geheimen Gedanken zu errathen, Frau Materialistin.

— Nochmals, Magdalene, Du bist eine Närrin . . .

— O! . . . nicht so gar närrisch . .

Dann fuhr nach einem kleinen Stillschweigen die Marquise lächelnd fort:

— Wenn Du wüßtest, Sophie, . . . wie viel Sonderbares, Außergewöhnliches, ja ich möchte fast sagen, mir selbst Unbegreifliches in gewissen Umständen meines Lebens enthalten ist, was für merkwürdige Abenteuer mir begegneten, seit wir uns nicht gesehen haben . . .

— O, erzähle!

— Später vielleicht.

— Warum nicht jetzt?

— Wenn es sich darum handelte, mein Herz von der Last eines Kummers zu erleichtern, würde ich dann nur einen Augenblick zögern? Aber trotz der ganz außerordentlichen Ereignisse in meinem Leben, . . . oder vielleicht gerade deshalb, halte ich mich, sage ich Dir, für die glücklichste der Frauen . . . Warte demnach, bis der erste Kummer sich meiner bemächtigen wird . . . Aber, mein Gott! siehe, in diesem Augenblicke gerade empfinde ich fast Kummer, denn es ist ein bekümmerndes Gefühl, wenn man sich eines Vergehens gegen die Freundschaft oder einen Mangel des Gedächtnisses anzuklagen hat.

— Einen Mangel des Gedächtnisses?

— Nun, Antonine? Habe ich sie nicht vergessen, seit ich hier bin, um Dir nur von mir zu erzählen? Ist das nicht recht häßlich? Heißt das nicht, sehr undankbar sein?

— Meine Schuld wäre wenigstens eben so groß, wie die Deinige, aber wir haben uns keine Vorwürfe zu machen; diesen Morgen war sie bei mir, um mir Deinen Brief zu bringen und Deine Ankunft zu verkünden . . . Denke Dir ihre Freude, denn sie hegt für Dich, Du kannst es mir glauben, immer noch die zärtlichste Anhänglichkeit.

— Die gute Kleine! welch ein liebevoller, welch ein herzlicher Charakter! Aber, sage mir, hat sie erfüllt, was sie versprach? Sie muß schön sein, wie ein Engel, mit ihren noch nicht vollen sechzehn Frühlingen.

— Ganz richtig, frisch wie eine Rosenknospe; dazu denke Dir die feinsten, zartesten Züge, die man nur sehen kann. Seit dem Tode ihrer nächsten Verwandten wohnt sie bei ihrem Oheim, dem Präsidenten Hubert, der sie immer sehr liebevoll behandelt hat. Unglücklicher Weise ist er recht ernstlich krank, und sollte sie ihn verlieren,

so wäre sie ohne Zweifel genöthigt, bei einer ziemlich fernen Verwandten zu leben, die, wie behauptet wird, von einer sehr hoffärtigen und mürrischen Gemüthsart ist; sie ist die Gattin, oder vielmehr der Tyrann eines Gelehrten, von welchem Du vielleicht sprechen hörtest, denn dieser arme Mann soll einen europäischen Ruf besitzen.

— Wie heißt er denn?

— Monistrol; mein Gatte sagt, es sei einer der gelehrtesten Geologen, die leben.

— Es ist mir wirklich, als hätte ich diesen Namen in Deutschland nennen hören.

— Der Gedanke, bei der Frau dieses Gelehrten leben zu müssen, macht Antoninen also vielen Kummer; übrigens wirst Du sie sehen, und sie wird Dir alle Geheimnisse anvertrauen ... Eines ist darunter, welches sie mir ziemlich umständlich anvertraut hat, um mich um meinen Rath zu bitten, denn die Verhältnisse sind ziemlich ernster Natur ...

— Und dieses Geheimniß?

— Wenn Sie Magdalenen eher sehen, als ich, — sagte Antonine zu mir, — so theilen Sie ihr Nichts davon mit, meine liebe Sophie. Ich

wünsche, ihr Alles selbst anzuvertrauen; ihre innige Liebe zu mir gibt mir dieses Recht, und ich habe auch noch andere Gründe, die mich bestimmen, Ihnen dies anzuempfehlen.

— Ich bestehe nicht darauf, mehr zu erfahren . . . Heute oder morgen werde ich dieses liebe Kind besuchen, — erwiderte die Marquise, indem sie aufstand, um von Madame Dutertre Abschied zu nehmen.

— Du willst mich schon verlassen, Magdalene?

— Leider bin ich dazu genöthigt, . . . zwischen drei und vier Uhr habe ich eine Zusammenkunft mit dem Gesandten unseres Landes; er soll mich morgen einer Deutschen kaiserlichen Hoheit vorstellen . . . Du siehst, daß ich mit sehr vornehmen Personen zu thun habe.

— Eine kaiserliche Hoheit?

— So kaiserlich, daß er, wie alle Prinzen fremder regierender Familien, das Elysée Bourbon bewohnt.

Madame Dutertre konnte eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken, und sagte, nachdem sie einen Augenblick nachgesonnen hatte:

— Es ist doch sonderbar.

— Was denn, Sophie?

— Antonine wohnt in einem Hause, welches an das Elysée stößt, . . . darin ist freilich eben nichts Erstaunliches, . . . aber . . .

— Aber?

— Ich darf Dir nicht mehr sagen, Magdalene; wenn Dir Antonine ihr Geheimniß erst anvertraut hat, wirst Du begreifen, warum mich ein gewisses Zusammentreffen überraschte.

— Was haben denn Antonine und das Elysée mit einander gemein?

— Nochmals, meine liebe Freundin, Du mußt warten, bis Antonine Dir ihr Geheimniß anvertraut.

— Nun so mag es sein, liebe Geheimnißvolle . . . Uebrigens wußte ich nicht, daß sie so nahe bei dem Palais wohnte; ich hatte auf meinen Brief an sie ihre frühere Wohnung gesetzt. Dies trifft sich ja aber ganz herrlich; ich werde unserm Gesandten ihre Wohnung als Zusammenkunftsort bezeichnen, und sie vor meiner Audienz bei dem Prinzen besuchen.

— Sieh' doch, nun gehörst Du ja ganz und gar den höchsten Ständen an.

— Beklage mich lieber, meine liebe Sophie,

denn es handelt sich um ein Gesuch, . . . nicht für mich, denn ich pflege mich wenig mit dem Bitten zu befassen; aber ich leiste damit einer geächteten Familie, die der lebhaftesten Theilnahme würdig ist, einen großen Dienst. Die Sache ist sehr zarter Natur, sehr schwierig; jedoch ich habe bei meiner Abreise von Venedig zugesagt, mich damit zu befassen, . . . und ich will wenigstens Alles aufbieten, um sie glücklich auszuführen.

—Und gewiß, es wird Dir gelingen . . . Kann man Dir wohl Etwas abschlagen? Erinnere Dich doch, so oft im Pensionate an unsere Vorsteherin eine Bitte gerichtet werden sollte, so wurdest Du immer abgeschickt, und man that recht daran, . . . denn wirklich, man hätte glauben sollen, Du besäßest einen Talisman, um Alles zu erlangen.

—Ich versichere Dir, meine gute Sophie, — erwiderte Magdalene unwillkürlich lächelnd, — ich versichere Dir, daß ich bei Weitem keine so große Zauberin bin, als Du Dir denkst, oder wenn ich es bin, so ist es ganz wider meinen Willen . . . — Mein Gott! — fügte die Marquise lächelnd hinzu, — wie viel komische Be-

gebenheiten hätte ich Dir in dieser Beziehung mitzutheilen! Nun, . . . später werden wir sehen . . . Jetzt aber lebe wohl, liebe Sophie, auf baldiges Wiedersehen . . .

—O ja, auf recht baldiges, . . . ich beschwöre Dich!

—Mein Gott, Du kannst fast alle Tage auf mich zählen, . . . denn ich bin ein Zugvogel, und fest entschlossen, meine Zeit in Paris recht gut anzuwenden; daraus kannst Du schließen, ob ich Dich oft besuchen werde!

—Wie, Du denkst schon an Deine Abreise?

—Ich weiß nicht; das wird von den Gedanken abhängen, welche mein Held, . . . meine Leidenschaft, . . . mein Ideal mir einflößen wird, . . . denn ich fasse nie einen Entschluß, ohne ihn im Geiste um Rath zu fragen . . . Aber da er mir immer ganz herrliche Gedanken einflößt, zweifle ich gar nicht daran, daß er mich auffordern wird, so lange wie möglich bei Dir zu verweilen.

—Ach, mein Gott! Magdalene, . . . jetzt denke ich erst daran; . . . Du sagtest zu meinem Gatten, Du habest ihn um einen Dienst zu ersuchen . . .

— Es ist wahr, . . . ich hatte es ganz vergessen; die Sache ist ganz einfach; ich verstehe mich nämlich durchaus nicht auf Geldgeschäfte, und machte neulich in Deutschland diese Entdekkung zu meinem eigenen Schaden . . . Ich hatte einen Creditbrief, ausgestellt auf einen gewissen Aloysius Schmidt in Wien; er hat mich auf schändliche Weise betrogen; daher gelobte ich mir, in Zukunft auf meiner Hut zu sein; ich habe also einen andern Creditbrief auf Paris . . . Ich wünschte, Dein Gatte möchte die Güte haben, für mich das Geld einzucassiren, dessen ich bedürftig bin; er würde es notiren, so mein Interesse überwachen, und durch seine gütige Fürsorge wäre ich dann nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, abermals einem Aloysius Schmidt in die Klauen zu gerathen.

— Nichts ist leichter, als das, meine liebe Magdalene; Karl wird in Deinem Namen die Eincassirung des Creditbriefes besorgen, und sich von der Richtigkeit aller Deiner Rechnungen überzeugen.

— Dies wird um so nöthiger sein, da man mir gesagt hat, — aber das bleibt unter uns, — daß der Mann, auf welchen man mir diesen

Creditbrief ausstellte, ungeheuer reich und so zahlungsfähig wäre, wie nur irgend Jemand, aber listig und geldgierig im höchsten Grade.

— Du thust wohl daran, daß Du mir das sagst; Karl wird nur um so vorsichtiger sein.

— Uebrigens muß Dein Gatte, der doch ein Geschäftsmann ist, den Mann, von welchem ich rede, kennen; man behauptet, er sei einer der reichsten Capitalisten in Frankreich.

— Wie heißt er denn?

— Paskal.

— Paskal, — wiederholte Madame Dutertre, und konnte sich nicht enthalten zu zittern und zu erblassen.

Die Marquise, welche die Unruhe ihrer Freundin bemerkte, sagte lebhaft zu ihr:

— Sophie, . . . was ist Dir denn?

— Nichts, . . . wirklich Nichts . . .

— Ich sehe wohl, daß Dir Etwas fehlt . . . Ich bitte Dich, . . . antworte mir.

— Wohlan! . . . ich muß es Dir schon sasagen, . . . mein Gatte stand mit Herrn Paskal in Geschäftsverbindung; unglücklicher Weise erfolgte eine große Mißhelligkeit, . . . und . . .

— Wie? Sophie, . . . Du bist schwach ge-

nug, Dich so sehr darüber zu bekümmern, daß Dein Gatte in Folge seiner Mißhelligkeit mit Herrn Paskal mir vermuthlich den Dienst, den ich von ihm erwartete, nicht leisten kann?

Madame Dutertre, die ihrer Freundin diesen Irrthum nicht benehmen mochte, bemühte sich, ihre Unruhe zu bekämpfen, und sagte:

— In der That, der Gedanke, daß Karl Dir den ersten Dienst, um welchen Du uns ersuchest, nicht wird leisten können, ist mir im höchsten Grade unangenehm.

— Siehe, Sophie, ich möchte es fast bereuen, daß ich mich so zutraulich an Dich gewendet habe . . .

— Magdalene . . .

— Wahrlich, ist denn das ein Unglück? Ich werde mich, um nicht betrogen zu werden, unmittelbar an Herrn Paskal wenden, aber jede Woche meine Rechnungen von ihm verlangen; Dein Gatte wird sie prüfen, und wenn sie nicht in Ordnung sind, werde ich es meinem Herrn Banquier schon recht gut zu sagen und mich über ihn zu beklagen wissen, und einen andern wählen.

— Du hast Recht, Magdalene, — sagte Sophie, die nach und nach ihre Unbefangenheit

wieder erlangte, — und die Controle meines Gatten wird Dir in der That nöthiger sein, als Du denkst.

— Dieser Herr Paskal ist also ein geldgieriger Mensch?

— Magdalene, — sagte Madame Dutertre, ohne ihre Aufregung unterdrücken zu können, — ich beschwöre Dich, ... laß mich als Freundin, als Schwester mit Dir sprechen ... Mache Dich nicht von Herrn Paskal abhängig, ... aus welchem Grunde, unter welchem Vorwande es auch sei.

— Was willst Du damit sagen, Sophie?

— Kurz, wenn er Dir seine Dienste anbietet, ... so schlage sie aus ....

— Seine Dienste? aber ich habe ihn ja um keinen Dienst zu ersuchen? Ich habe einen auf ihn ausgestellten Creditbrief, und wenn ich Geld brauche, so hole ich es an seiner Kasse, oder lasse es holen, ... weiter habe ich Nichts mit ihm zu thun.

— Gut, ... aber kurz, aus Unbedachtsamkeit, aus Mangel an Geschäftskenntnissen könntest Du Deinen Credit überschreiten, ... und dann ...

— Und dann?

— Ich weiß es von . . . von einer Person, welche es uns, Karl und mir, gesagt hat; wenn man erst von Herrn Paskal abhängig ist, mißbraucht er seine Gewalt auf eine unwürdige, ach, höchst unwürdige und grausame Weise.

— Nun, meine gute Sophie, ich sehe schon, daß Du mich für eine Verschwenderin, für eine Unbesonnene hältst. Beruhige Dich und bewundere mich; ich habe in meinen Geschäften eine solche Ordnung, daß ich jedes Jahr von meinen Einkünften einen kleinen Theil zurücklege, und diese allerdings nicht sehr bedeutenden Ersparnisse stelle ich zu Deiner Verfügung.

— Theure, zärtliche Freundin, . . . tausend, tausend Dank; ich wiederhole Dir, die Krise, welche meinem Gatten, und folglich auch mir, so viele Sorgen macht, wird bald vorüber sein; aber nochmals, traue Herrn Paskal nicht . . . Wenn Du Antoninen besucht hast, werde ich Dir mehr sagen.

— Abermals Antonine? . . . wie vorhin, als von dem Elysée die Rede war . . . Was hat dies für eine Bewandtniß?

— Dies Alles hängt mit einander zusam-

men ... Uebermorgen wirst Du es selbst sehen, ich werde mich dann ganz deutlich erklären ... Für Antoninen wird es sehr wichtig sein.

— Also übermorgen, meine liebe Sophie... Ich bekenne Dir offen, Du reizest meine Neugierde außerordentlich, ... und ich bemühe mich, zu errathen, welche Gemeinschaft stattfinden kann zwischen Antoninen und dem Elysée, zwischen Antoninen und diesem ziemlich widerlichen Manne, ... so scheint er wenigstens zu sein, ... der Herr Paskal heißt.

Die Fabrikuhr schlug halb vier.

— Mein Gott! wie habe ich mich verspätet, — sagte Magdalene zu ihrer Freundin, — jetzt muß ich mich eiligst fortmachen, ... jedoch nicht eher, als bis ich Deine kleinen Engelchen geherzt habe.

Die beiden jungen Frauen verließen den Salon.

Wir kehren nun mit dem Leser ins Elysée Bourbon zurück, wo wir den Erzherzog allein ließen, nachdem sich Herr Paskal entfernt hatte.

Zweites Kapitel.

Sorgenvoll und bekümmert ging der Erzherzog in seinem Cabinet auf und ab, während sein Geheimsecretair ihm den Inhalt der an diesem Tage eingelaufenen Briefe in dem Maße mittheilte, wie er sie entsiegelte.

— Dieser Brief, gnädigster Herr, — fuhr der Geheimsecretair fort, — bezieht sich auf den Oberst Pernetti, der mit seiner Familie in England in der Verbannung lebt . . . S. E. glaubt Ihre Kaiserliche Hoheit benachrichtigen zu müssen, Sie möchten auf der Hut sein vor den Schritten und Bitten der Freunde des Obersten Pernetti, die sich zur Aufgabe gemacht, Sie zu überlisten, gnädigster Herr.

— Ich bedurfte dieser Warnung nicht . . . Jener Mann ist zu gefährlich, als daß ich um

irgend einen Preis Jemandem zu seinen Gunsten Gehör geben könnte, möchte es auch sein, wer es wollte . . . Fahren Sie fort.

— S. E. der bevollmächtigte Gesandte der Republik Mexiko bittet um die Gnade, Ihrer Kaiserlichen Hoheit eine seiner Landsmänninnen vorstellen zu dürfen. Es handelt sich um eine sehr dringende Angelegenheit, und man würde die Gewogenheit J. K. H. in Anspruch nehmen, um morgen eine Audienz zu gestatten.

— Ist die Liste der für morgen zur Audienz zugelassenen Personen sehr zahlreich?

— Nein, gnädigster Herr.

— Schreiben Sie dem Herrn Gesandten von Mexiko, daß ich ihn und seine Landsmännin morgen um zwei Uhr empfangen werde.

— Der Secretair schrieb. Nach einer kleinen Weile jedoch sagte der Erzherzog zu ihm:

— Ist in diesem Briefe der Name der Person, die mir vorgestellt zu werden wünscht, nicht genannt?

— Nein, gnädigster Herr.

— Das ist ganz gegen den Gebrauch, ich bewillige die Audienz nicht.

Der Secretair legte den schon begonnenen

Brief bei Seite, und nahm ein anderes Blatt Papier; allein der Prinz hatte sich unterdessen anders besonnen, und sagte:

— Ich bewillige die Audienz.

Der Secretair verbeugte sich, nahm einen andern Brief, stand auf und überreichte ihn dem Prinzen unentsiegelt, mit den Worten:

— Auf diesem Briefe steht: im Vertrauen und insgeheim, gnädigster Herr.

Der Erzherzog nahm ihn und las; er war von Herrn Paskal, und in folgender vertraulichen Weise abgefaßt:

„Nach reiflicher Erwägung, gnädigster Herr, werde ich Sie morgen gegen drei Uhr besuchen, anstatt bis Donnerstag zu warten; es wird ganz von Ihnen abhängen, ob unser Geschäft morgen abgeschlossen und unterzeichnet wird.

Ihr ganz ergebener

Paskal."

Eine augenblickliche Hoffnung, die jedoch durch die Erinnerung an den sonderbaren Charakter des Herrn Paskal bald wieder gedämpft ward, hatte wie ein Blitz den Prinzen durchzuckt; mit kalter Ruhe befahl er dem Secretair:

—Schreiben Sie Herrn Paskal für morgen um drei Uhr auf die Audienzliste ein.

Ein Adjutant trat ein und fragte, ob der Prinz den Herrn Grafen Franz von Neuberg zu empfangen geneigt sei.

—Ei freilich, — sagte der Erzherzog.

Nachdem er noch einige Augenblicke mit seinem Geheimschreiber gearbeitet hatte, befahl er, Franz einzuführen.

Dieser erschien vor dem Prinzen, seinem Pathen, mit Schamröthe auf den Wangen, denn Franz war außerordentlich schüchtern und von einer Sittenreinheit, über welche unsere zwanzigjährigen Wüstlinge weidlich lachen würden. In einem Dorfe Deutschlands, welches zu einem der zahlreichen Apanagegüter des Erzherzogs gehörte, von einem protestantischen Pfarrer erzogen, hatte er diese Einsamkeit nur verlassen, um in seinem sechzehnten Jahre in eine Militairschule einzutreten, welche für die Nobelgarden bestimmt und mit puritanischer Strenge eingerichtet war.

Von dort war Franz auf Befehl des Prinzen zur russischen Armee gegangen, um die Kriege am Kaukasus als Freiwilliger mitzumachen. Die rauhe Disciplin im Felde, die strengen Sitten

des alten Generals, welchem er übergeben und von seinem kaiserlichen Pathen anempfohlen worden war; die ernsten oder traurigen Vorstellungen, welche in manchen tapfern, aber dennoch zartfühlenden und schwermüthigen Herzen der Anblick der Schlachtfelder in einem Kriege, wo man keine Schonung kennt, erweckt; der gewöhnliche Ernst, welchen die Erwartung, oder wenigstens die Möglichkeit eines schaudervollen Todes, dem man tagtäglich mitten in den größten Gefahren kaltblütig Trotz bietet, eben diesen Gemüthern verleiht; das Geheimniß seiner Geburt, womit sich noch die peinliche Gewißheit verband, sich nie der Liebkosungen einer Mutter oder eines Vaters erfreuen zu dürfen; kurz, Alles hatte bisher dazu beigetragen, ihn mit Verhältnissen und Betrachtungen vertraut zu machen, die wenig geeignet waren, die schüchterne Zurückhaltung seines Charakters und die Offenheit seines kindlichen Gemüths, das aufrichtig und gut war, wie das eines Kindes, umzuwandeln; wie es übrigens bei so vielen Andern zu geschehen pflegt, paarte sich sein Heldenmuth vollkommen mit einer außerordentlichen und unüberwindlichen Schüchternheit in den gewöhnlichen Beziehungen des Lebens.

Mochte es aber aus Vorsicht, mochte es aus Berechnung geschehen, während der sechs Monate, welche Franz nach seiner Rückkehr aus dem Kriege in Deutschland zubrachte, hielt der Prinz seinen Pathen vom Hofe entfernt. Diese Verfügung stimmte vollkommen mit der Neigung des jungen Mannes zu einem einfachen Leben und zu den Wissenschaften überein, denn er hatte sich sein Glück immer nur in einem zurückgezogenen ruhigen Leben unter nützlicher Thätigkeit geträumt. Was seine Gefühle für den Prinzen, seinen Pathen, betrifft, so waren sie von Dankbarkeit, Ergebung und der achtungsvollsten Anhänglichkeit erfüllt, wurden jedoch durch seine Schüchternheit und durch die imponirende Hoheit des erhabenen Ranges seines Gönners verhindert, sich offen an den Tag zu legen.

Franzens Verlegenheit war so groß, als er nach des Secretairs Entfernung bei seinem Pathen eintrat, daß er anfänglich stumm, regungslos und mit gesenkten Augen dastand.

Glücklicher Weise schien der Prinz beim Anblicke des jungen Mannes seine kummervollen Gedanken zu vergessen; sein kaltes und stolzes Gesicht nahm einen mildern Ausdruck an, seine

Stirn heiterte sich auf, ein freundliches Lächeln überzog seine Lippen, und mit Herzlichkeit kam er auf Franz zu.

— Guten Tag, mein Sohn, — sagte er zu dem jungen Manne, und küßte ihn zärtlich auf die Stirn, indem er sein blondes Haupt mit den Händen faßte, und als ob er das Bedürfniß gefühlt hätte, sein Herz theilweise auszuschütten, fuhr er dann fort:

— Ich freue mich, Dich zu sehen, Franz ... Ich war diesen Morgen überhäuft mit Geschäften, ... mit traurigen Geschäften ... Komm, gib mir den Arm, wir wollen einen kleinen Spaziergang im Garten mit einander machen.

Franz öffnete eine der Glasthüren, welche auf eine Freitreppe führten, dem Rasenplatze gegenüber, und der Prinz wendete sich mit seinem Pathen Arm in Arm nach der schattigen Allee, in welcher der junge Mann am Morgen lange auf und abgegangen war.

— Aber was ist Dir, Franz? — sagte jetzt der Prinz zu seinem Pathen, dessen Verlegenheit er bemerkte.

— Gnädigster Herr, — erwiderte der junge

Mann mit steigender Verlegenheit, — ich habe Ihrer Kaiserlichen Hoheit Etwas anzuvertrauen.

— Etwas anzuvertrauen, — versetzte der Prinz lächelnd, — nun, worin besteht denn das Geheimniß des Herrn Franz?

— Es ist . . . etwas Ernstes, gnädigster Herr.

— So laß mich denn das wichtige Geheimniß hören.

— Gnädigster Herr, . . . ich habe keine Aeltern; . . . Ihre Kaiserliche Hoheit haben bisher geruht, die Stelle derselben bei mir zu vertreten . . .

— Und Du hast meiner Sorgfalt und allen meinen Hoffnungen auf würdige Weise entsprochen, mein lieber Franz; . . . Du hast sie sogar übertroffen; . . . bescheiden, wißbegierig, muthvoll, hast Du vor drei Jahren, obgleich noch sehr jung, mit eben so vieler Einsicht als Unerschrockenheit jenen fürchterlichen Krieg mitgekämpft, wohin ich Dich geschickt hatte, um Deine ersten Waffenthaten zu vollführen; . . . Du hast dort die Feuertaufe, . . . Deine erste Wunde erhalten, mein armer Junge . . . Ich will eines Duelles nicht erwähnen, von dem ich

Nichts wissen darf, in welchem Du aber ebenfalls, wie ich recht wohl erfahren, eben so viel Muth als Edelsinn zeigtest . . .

— Gnädigster Herr . . .

— Ich bitte Dich, laß mich in diesem Augenblicke mir alle Ansprüche ins Gedächtniß rufen, welche Du auf meine innige Liebe hast . . . Es thut mir wohl, . . . es läßt mich bittern Verdruß vergessen, dessen unschuldige und unfreiwill'ge Ursache Du gewesen bist.

— Ich, gnädigster Herr?

— Du, . . . aber wenn Du mir auch fernerhin so viele Freude machst, kannst Du noch gar nicht voraussehen, welche Zukunft meine Liebe und mein Ehrgeiz Dir bereitet, welche ungehoffte Stellung Dich vielleicht erwartet.

— Sie wissen, gnädigster Herr, wie einfach meine Wünsche sind . . . und . . .

— Mein lieber Franz, diese Bescheidenheit, diese Einfachheit sind unter gewissen Umständen Tugenden, in andern Lagen aber werden eben diese Tugenden zur trägen Schwachheit. Aber wir vergessen ja Dein Geheimniß . . . Laß hören, was hast Du mir mitzutheilen?

— Gnädigster Herr . . .

— Wohlan, sprich, . . . hast Du Furcht vor mir? Ist in Deinem Herzen ein einziger Gedanke, den Du nicht mit freier Stirn, mit festem Blicke bekennen könntest?

— Nein, gnädigster Herr, . . . darum will ich Ihrer Kaiserlichen Hoheit ohne Umschweife sagen, daß ich mich zu verheirathen wünsche.

Hätte der Blitz vor den Füßen des Prinzen eingeschlagen, er hätte keine betäubendere Wirkung auf ihn hervorbringen können, als Franzens Worte; rasch ließ er den Arm des jungen Mannes los, wich zwei Schritte zurück, und rief aus:

— Dich verheirathen, Franz?

— Ja, gnädigster Herr.

— Aber Du bist wohl närrisch?

— Gnädigster Herr . . .

— Heirathen, . . . kaum zwanzig Jahre alt, . . . heirathen, wo ich mit dem Gedanken umgehe, für Dich . . .

Dann unterbrach sich der Prinz, und fügte hinzu, indem er aus Ueberlegung wieder ruhig und kalt wurde:

— Und . . . mit wem willst Du Dich verheirathen, Franz?

—Mit Fräulein Antonine Hubert, gnädigster Herr.

—Und wer ist denn diese Fräulein Antonine?... wie nennst Du ihren Familiennamen?

—Hubert, ... gnädigster Herr.

—Und wer ist diese Fräulein Hubert?

—Die Nichte eines französischen Staatsbeamten, gnädigster Herr, des Präsidenten Hubert...

—Und wo hast Du die Bekanntschaft dieses Fräuleins gemacht?

—Hier, ... gnädigster Herr.

—Hier? ... Ich habe nie Jemanden dieses Namens empfangen.

—Wenn ich sage: hier, gnädigster Herr, so verstehe ich damit, in dieser Allee, wo wir uns jetzt befinden.

—Erkläre Dich deutlicher.

—Ihre Kaiserliche Hoheit sehen jene Mauer, welche diesen Garten von dem benachbarten trennt...

—Nun?

—Ich ging in dieser Allee spazieren, gnädigster Herr, als ich Fräulein Antonine zum ersten Male erblickte...

— In jenem Garten? — versetzte der Prinz, indem er bis an die Mauer vorschritt, und einen Blick hinüber warf; dann fügte er hinzu:

— Dieses Fräulein . . . wohnt also in dem benachbarten Hause?

Ja, gnädigster Herr, . . . ihr Oheim bewohnt einen Theil des Erdgeschosses . . .

— Sehr wohl.

Nachdem der Prinz einige Augenblicke nachgedacht hatte, fuhr er in strengem Tone fort:

— Du hast mir angeboten, mir Dein Geheimniß anzuvertrauen; ich nehme es an; . . . aber eröffne mir es freimüthig, . . . mit der vollkommensten Aufrichtigkeit.

— Gnädigster Herr! — sagte Franz mit einem Tone schmerzlicher Ueberraschung.

— Es mag sein, ich hatte Unrecht, Franz, daß ich in Betreff Deiner Aufrichtigkeit Argwohn hegte; . . . Du hast mir nie in Deinem Leben eine Unwahrheit gesagt . . . Rede! ich werde Dich anhören.

— Ihre Kaiserliche Hoheit wissen, daß ich seit unserer Ankunft in Paris Abends sehr selten ausgegangen bin.

— Es ist wahr, . . . ich kannte Deinen wenigen Hang für die Gesellschaft; Deine außerordentliche Schüchternheit, welche durch die Scheu, in den so sehr gefürchteten französischen Salons, in welchen Du doppelt fremd sein mußtest, zu erscheinen, noch vermehrt wurde; ich wollte nicht in Dich dringen, Franz, und ließ Dich hier in der Einsamkeit über fast alle Deine Abende verfügen.

— An einem dieser Abende, gnädigster Herr, sah ich vor sechs Wochen zum ersten Male Fräulein Antoninen in dem anstoßenden Garten . . . Sie begoß Blumen . . . Ich hatte mich dort auf jene Mauer gestützt . . . Sie bemerkte mich . . . Ich grüßte sie . . . sie erwiderte meinen Gruß erröthend . . . und fuhr fort, ihre Blumen zu begießen; noch zwei Mal blickte sie nach mir her . . . Wir grüßten uns nochmals, . . . dann verließ Fräulein Antonine, als die Nacht völlig eingebrochen war, den Garten.

Unmöglich ist es, die reizende Offenherzigkeit zu beschreiben, mit welcher der arme Franz so harmlos sein erstes Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen erzählte . . . Seine bewegte Stimme, seine erröthende Stirn waren ein Be-

weis von der vollkommenen Unschuld dieser makellosen und reinen Seele.

— Erlaube mir eine Frage, Franz, — sagte der Prinz, — hat dieses Fräulein noch eine Mutter?

— Nein, gnädigster Herr, . . . Fräulein Antonine hat ihre Mutter verloren, als sie noch in der Wiege lag, und ihr Vater ist schon lange gestorben.

— Ist ihr Oheim, der Herr Präsident Hubert, verheirathet?

— Nein, gnädigster Herr.

— Und wie alt ist sie?

— Funfzehn und ein halbes Jahr, gnädigster Herr.

— Und . . . sie ist . . . hübsch?

— Antonine!! Gnädigster Herr . . .

Und in diesem Ausrufe Franzens lag beinahe ein Vorwurf, als wäre es nicht erlaubt gewesen, von der Schönheit dieses jungen Mädchens Nichts zu wissen.

— Ich frage Dich, Franz, — wiederholte der Erzherzog, — ob dieses junge Mädchen hübsch ist?

— Gnädigster Herr, Sie erinnern sich doch

der schlafenden Hebe, welche Sie in der Gale-rie Ihres Palastes in Offenbach besitzen?

— Einer meiner schönsten Correggio . . .

— Gnädigster Herr, . . . Fräulein Anto-nine gleicht diesem Gemälde von Correggio, . . . obgleich sie noch viel schöner ist . . .

— Das ist kaum möglich.

— Sie wissen, gnädigster Herr, daß ich immer die Wahrheit sage, — erwiderte Franz ganz unbefangen.

— Fahre in Deiner Erzählung fort.

— Ich kann Ihnen unmöglich beschreiben, gnädigster Herr, was ich empfand, als ich in meine Wohnung zurückgekehrt war; . . . ich dachte an Fräulein Antoninen, . . . ich war auf-geregt, unruhig, und fühlte mich doch zugleich glücklich . . . Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, . . . der Mond ging auf, ich öffnete mein Fenster und blieb bis zum Morgen auf meinem Balcon, um die Wipfel der Bäume in dem Garten des Fräulein Antonine zu betrach-ten . . . O, gnädigster Herr, wie lang kam mir der folgende Tag vor! . . . Schon lange vor Sonnenuntergang war ich dort an der Mauer

. . . Endlich erschien Fräulein Antonine wieder, um ihre Blumen zu begießen . . . Da ich jeden Augenblick in der Meinung war, sie habe mich schon bemerkt, war ich immer im Begriffe, sie zu grüßen, . . . aber ich weiß nicht, wie es kam, sie bemerkte mich nicht. Jedoch kam sie, während sie ihre Blumen begoß, ganz nahe zur Mauer, wo ich stand . . . Ich hatte große Lust, ein klein wenig zu husten, damit sie meine Anwesenheit bemerken möchte, . . . aber . . . ich wagte es nicht . . . Die Nacht brach ein, mein Herz war kummervoll, gnädigster Herr . . . Fräulein Antonine bemerkte mich immer noch nicht; endlich kehrte sie nach dem Hause zurück, nachdem sie ihre kleine Gießkanne bei dem Brunnen hingestellt hatte; da sie aber zum Glück finden mochte, daß dieser Platz nicht passend wäre, so kam sie zurück, und trug sie auf eine Bank an der Mauer, wo ich stand. Da endlich bemerkte sie mich, indem sie zufälliger Weise ihre Blicke nach mir zu warf . . . Wir grüßten uns Beide zu gleicher Zeit, gnädigster Herr, und schnell kehrte sie in ihre Wohnung zurück; ich aber blieb dort bis in die Nacht hinein, und betrachtete die kleine grüne Gießkanne, die ich

fast hätte berühren können, aber ich wagte es nicht; ich pflückte einige schöne Rosen, und indem ich mich recht zusammennahm, obgleich mein Herz gewaltig pochte, war ich so glücklich, den Strauß gerade in die Oeffnung der Gießkanne fallen zu lassen. Als ich in meine Wohnung zurückgekehrt war, zitterte ich bei der Betrachtung, was Fräulein Antonine wohl denken möchte, wenn sie am folgenden Tage diese Blumen finden würde; ich war so unruhig, daß ich mich versucht fühlte, wieder hinunterzugehen und über die kleine Mauer zu springen, um den Strauß zurück zu holen . . . Ich weiß nicht, was mich zurückhielt . . . Ich hoffte, Fräulein Antonine würde es vielleicht nicht übel aufnehmen. O! gnädigster Herr, was für eine Nacht brachte ich zu . . . Am folgenden Tage eilte ich zur Mauer . . . Die Gießkanne und der Strauß befanden sich noch auf der Bank, aber vergebens erwartete ich Fräulein Antoninen; sie kam weder an diesem Abende, noch am folgenden, um ihrer Blumen zu warten; ich vermag es nicht, gnädigster Herr, Ihnen meine Betrübniß und meine Angst während dieser drei Tage und drei Nächte zu schildern; Sie würden meinen Kummer be-

merkt haben, wenn Sie nicht gerade damals abwesend gewesen wären.

Ach so, vermuthlich, als ich an den Hof nach Fontainebleau reiste.

—Ja, gnädigster Herr . . . Aber vergeben Sie mir, ich mißbrauche vielleicht die Geduld Ihrer Kaiserlichen Hoheit . . .

—Nein, . . . nein, . . . Franz, fahre nur fort; . . . im Gegentheil, es liegt mir daran, Alles zu erfahren; ich bitte, fahre mit derselben Aufrichtigkeit in Deiner Erzählung fort.

Drittes Kapitel.

Aufgefordert von dem Erzherzoge fuhr Franz von Neuberg mit köstlicher Offenheit folgendermaßen in seiner Erzählung fort:

— Seit drei Tagen war Fräulein Antonine nicht zum Vorschein gekommen, gnädigster Herr; niedergebeugt von Traurigkeit, hoffnungslos ging ich dennoch zur bestimmten Stunde in den Garten; wie groß war meine Ueberraschung, meine Freude, gnädigster Herr, als ich, bei der Mauer angelangt, unter mir Fräulein Antonine auf der Bank sitzen sah. In der Hand hielt sie das auf ihrem Schooße liegende Sträußchen verwelkter Rosen; ihr Haupt war gesenkt, ich sah nur ihren Hals und die äußersten Spitzen ihrer Haare; sie ahnte meine Anwesenheit nicht; ich blieb un-

beweglich stehen und hielt beinahe den Athem an; so sehr befürchtete ich, sie zu verscheuchen, wenn ich meine Gegenwart verriethe; . . . endlich faßte ich Muth, und sagte zitternd, denn zum ersten Male redete ich sie an: — Guten Abend, Fräulein. — Sie schrak zusammen; bei dieser Bewegung entfiel ihr der verwelkte Strauß; sie bemerkte es nicht, und ohne ihre Stellung zu ändern, ohne den Kopf zu wenden oder aufzurichten, antwortete sie mir mit einer Stimme, die eben so leise, eben so bewegt war, wie die meinige: „Guten Abend, mein Herr" . . . Ermuthigt durch ihre freundliche Erwiderung fuhr ich fort: — Seit drei Tagen haben Sie Ihre Blumen nicht begossen, Fräulein. — „Es ist wahr, mein Herr," versetzte sie mit zitternder Stimme, „ich war ein wenig unwohl." — O! mein Gott! — rief ich so ängstlich aus, daß Fräulein Antonine einen Augenblick zu mir aufschaute. Ich fand sie, leider, in der That sehr blaß, gnädigster Herr; bald jedoch nahm sie ihre frühere Stellung wieder ein, und ich sah nur ihren Hals, der mir ein wenig roth zu werden schien. — Aber jetzt, Fräulein, sind Sie weniger unwohl? — „Ja, mein Herr," erwi-

derte sie. Da fuhr ich nach kurzem Schweigen fort: —So können Sie jetzt, wie früher, des Abends wieder kommen, um Ihre Blumen zu begießen? — „Mein Herr, . . . ich weiß nicht, . . . aber ich hoffe es." — Und befürchten Sie nicht, Fräulein, daß die kühle Abendluft Ihnen, da Sie krank gewesen sind, schädlich sein könnte? — „Sie haben Recht, mein Herr, daran dachte ich nicht," erwiderte sie; „ich danke Ihnen, . . . ich will in meine Wohnung zurückkehren" . . . In der That, gnädigster Herr, es hatte den ganzen Vormittag geregnet, und es war sehr kühl. In dem Augenblicke, wo sie die Bank verlassen wollte, sagte ich: — Fräulein, wollen Sie mir den verwelkten Strauß geben, der zu Ihren Füßen liegt? — Sie hob ihn auf, reichte mir ihn schweigend, ohne nach mir aufzublicken; ich nahm ihn, wie einen Schatz, gnädigster Herr, und bald verschwand Antonine, wo die Allee eine Wendung machte.

Der Prinz hörte seinem Pathen mit großer Aufmerksamkeit zu. Die unbefangene Offenheit dieser Erzählung war ein Beweis für ihre Wahrheit. Bis dahin konnte Nichts zu dem Gedanken berechtigen, daß Franz von einer je=

ner Pariser Koketten, die den Fremden so gefährlich sind, geködert, oder von einem ränkesüchtigen und abgefeimten Mädchen angeführt worden wäre, wie der Erzherzog anfänglich befürchtet hatte; aber eine noch ernstere Besorgniß bemächtigte sich seiner; eine solche, ohne Zweifel keusche und reine Liebe mußte, gerade um ihrer Reinheit willen, welche diesen beiden jungen Leuten (die Eine war funfzehn und ein halbes, der Andere zwanzig Jahre alt), alle Gewissensbisse fern hielt, in ihrem Herzen schon tiefe Wurzel gefaßt haben.

Als Franz die Gesichtszüge des Prinzen immer düsterer werden sah, und er seinem Blicke, der wieder stolz und kalt geworden war, begegnete, hielt er ganz bestürzt inne.

— Also, — bemerkte der Erzherzog spöttisch, während sein Pathe eine Pause machte, — Sie wollen ein junges Mädchen heirathen, mit dem Sie kaum vier Worte gewechselt haben, und dessen seltene Schönheit, wie Sie selbst sagen, Ihnen den Kopf verdreht hat . . .

— Ich hoffe, die Einwilligung Ihrer kaiserlichen Hoheit zu erlangen, mich mit Fräulein Antonine zu verheirathen, weil ich sie liebe, gnä-

digster Herr, und weil unsere Heirath unmöglich verschoben werden kann.

Bei diesen Worten, welche Franz trotz seiner Schüchternheit muthig und entschlossen aussprach, zuckte der Prinz zusammen und machte sich Vorwürfe, daß er hier an eine jener keuschen germanischen Liebschaften geglaubt hatte, deren reine Unschuld sprüchwörtlich geworden ist.

—Und warum, — rief er mit drohender Stimme, — warum könnte diese Heirath nicht aufgeschoben werden?

—Weil ich ein Mann von Ehre bin, gnädigster Herr.

—Ein Mann von Ehre! — Sie sind ein sehr ehrvergessener Mensch, . . . oder man hat sie angeführt . . .

—Gnädigster Herr . . .

—Entweder haben Sie die Unschuld eines funfzehnjährigen Kindes auf unwürdige Weise gemißbraucht . . . oder Sie ließen sich von ihr täuschen, sage ich Ihnen; die Pariserinnen befassen sich frühzeitig mit der Kunst, die Männer zu verlocken.

Franz sah den Prinzen einen Augenblick schweigend an, ohne jedoch Verlegenheit oder

Zorn zu zeigen, und als wenn er sich vergebens den Sinn dieser Worte, welche weder seine Liebe, noch seine Ehre verletzen könnten, zu erklären gesucht hätte.

— Entschuldigen Sie, gnädigster Herr, — versetzte er, — ich verstehe Sie nicht.

Franz sagte diese Worte mit einem so aufrichtigen Tone, mit einer so offenen Zuversicht, daß der Prinz, dessen Erstaunen immer zunahm, nach einer Weile hinzufügte, indem er einen durchdringenden Blick auf den jungen Mann heftete:

— Haben Sie mir nicht gesagt, daß Ihre Heirath mit diesem Fräulein nicht aufgeschoben werden könnte?

— Allerdings, gnädigster Herr, ... die Erlaubniß Ihrer Kaiserlichen Hoheit vorausgesetzt, darf sie nicht verschoben werden . . .

— Weil sonst Ihre Ehre darunter leiden würde?

— Ja, gnädigster Herr.

— Und in wiefern, . . . und warum würde Ihre Ehre verletzt werden, wenn Sie Fräulein Antoninen nicht heiratheten?

— Weil wir uns im Angesichte des Him-

mels feierlichst geschworen haben, einander anzugehören, gnädigster Herr, — erwiderte Franz mit einer Wärme, die er vergebens zu mäßigen suchte.

Einigermaßen beruhigt, fuhr der Prinz jetzt fort:

— Aber . . . unter welchen Verhältnissen konnten Sie einander diesen Schwur leisten?

— Da ich befürchtete, Ihre Unzufriedenheit zu erregen, gnädigster Herr, oder Ihre Aufmerksamkeit zu ermüden, hatte ich meine Erzählung unterbrochen.

— Gut, . . . fahren Sie darin fort.

— Gnädigster Herr, ch besorge . . .

— Ich bitte Sie, fahren Sie fort, Franz, und vergessen Sie ja Nichts; . . . es liegt mir daran, Alles zu erfahren.

— Fräulein Antoninens Oheim ging Abends oft aus, gnädigster Herr, und sie blieb allein zu Hause . . . Die Jahreszeit war so schön, daß Fräulein Antonine die Abende im Garten zubrachte . . . Wir waren Beide kühner geworden, und hatten öfters lange mit einander geplaudert, sie auf der kleinen Bank, ich auf die Mauer gelehnt; sie hatte mir hren ganzen Le-

benslauf erzählt, . . . und ich, ich hatte ihr auch den meinigen mitgetheilt, und sie besonders von meiner ehrerbietigen Liebe gegen Sie, gnädigster Herr, unterrichtet, gegen Sie, dem ich so viel verdanke . . . Dafür theilt Fräulein Antonine jetzt die innige Dankbarkeit, die ich für Ihre Kaiserliche Hoheit hege.

Bei dieser Stelle von Franzens Erzählung zog das Geräusch von Schritten, welche sich näherten, des Prinzen Aufmerksamkeit auf sich; er wendete sich um, und sah einen seiner Adjutanten herbeikommen, der in einiger Entfernung ehrerbietig stehen blieb; auf ein Zeichen des Erzherzogs trat der Offizier heran.

— Was gibt es? fragte der Prinz.

— Se. Excellenz, der Herr Kriegsminister ist soeben angekommen; er erwartet die Befehle Ihrer Kaiserlichen Hoheit wegen des Besuchs, den Sie im Invaliden-Hotel machen wollen.

— Sagen Sie Sr. Excellenz, daß ich sogleich kommen werde.

Während sich der Adjutant entfernte, wendete sich der Prinz mit finsterer Miene zu Franz, und sagte:

—Sie kehren jetzt in Ihre Wohnung zurück, und bleiben dort bis zu Ihrer Abreise Arrestant.

— Bis zu meiner Abreise, gnädigster Herr?

— Ja . . .

— Meine Abreise? — wiederholte Franz vernichtet, — o mein Gott, und wohin senden Sie mich, gnädigster Herr?

— Sie werden es schon erfahren, ich werde Sie dem Major Butler anvertrauen . . . er wird mir für Sie stehen; ehe vier und zwanzig Stunden um sind, werden Sie nicht mehr in Paris sein.

— Gnade, gnädigster Herr — rief Franz mit flehender Stimme, der nicht glauben konnte, was er hörte, — haben Sie Mitleiden mit mir, . . . zwingen Sie mich nicht, von hier abzureisen.

— Kehren Sie in Ihre Wohnung zurück — sagte der Prinz zu ihm mit dem rauhen Tone militärischen Befehles, indem er ihm mit der Hand winkte, vor ihm her zu gehen — ich widerrufe nie einen Befehl, den ich gegeben habe . . . Gehorchen Sie.

Trostlos kehrte Franz in sein Zimmer zurück, das sich im ersten Stocke des Palastes, nicht weit von den Gemächern des Erzherzogs befand, und die Aussicht auf den Garten hatte. Gegen sieben Uhr trug man dem jungen Gefangenen eine Mahlzeit auf, die er nicht berührte. Als die Nacht hereingebrochen war, hörte Franz zu seinem großen Erstaunen, daß man außen den Schlüssel in seiner Thüre zweimal umdrehte, was ihn tief und schmerzlich demüthigte. Gegen Mitternacht, als Alles in dem Palaste schlief, öffnete er leise sein Fenster, trat auf den Erker hinaus, und, indem er sich über denselben hinabbeugte, gelang es ihm mit Hilfe eines Stockes, einen der Flügel eines Sommerladens an den Fenstern des Erdgeschosses ein wenig von der Wand abzudrücken, an welche er angelehnt war. Auf diesen schwankenden Stützpunkt setzte Franz, nachdem er das Geländer des Balkons überstiegen hatte, die Fußspitze mit eben so großer Gewandtheit, als Kühnheit, bediente sich dann der Sparren des Sommerladens, wie einer Leiter, erreichte den Boden, eilte in die schattige Allee, stieg über die kleine Mauer hinüber, und befand sich bald

in dem Garten des von Antoninen bewohnten Hauses.

Obgleich der Mond von dichten Wolken verhüllt war, so herrschte dennoch über den großen Bäumen, unter welchen Antonine und Franz ihre Zusammenkünfte veranstaltet hatten, eine gewisse Helligkeit. Nach einigen Augenblicken bemerkte er in der Ferne eine weiße Gestalt, welche rasch näher kam; bald war das junge Mädchen bei dem Jünglinge angelangt, und sagte mit hastigem Tone zu ihm:

— Ich komme nur für eine Minute, damit Sie nicht in Unruhe sind, Franz. Ich habe einen Augenblick benutzt, wo mein Oheim ein wenig eingeschlummert ist; er befindet sich sehr unwohl, . . . ich kann nicht länger von ihm entfernt bleiben. Leben Sie wohl, Franz — fügte Antonine tiefseufzend hinzu — es ist recht traurig, daß ich mich so schnell von Ihnen trennen muß; aber es muß sein. Nochmals, leben Sie wohl, . . . morgen vielleicht sehen wir uns.

Der junge Mann war so traurig über das, was er dem jungen Mädchen mittheilen mußte,

daß er den Muth nicht hatte, sie zu unterbrechen; mit schluchzender Stimme rief er:

— Antonine, wir sind verloren!

— Verloren!

— Ich reise ab . . .

— Sie?

— Der Prinz zwingt mich dazu.

— O! mein Gott! — murmelte Antonine erbleichend, indem sie sich auf die Lehne der hölzernen Bank stützte. — O! mein Gott!

Sie konnte kein Wort weiter hervorbringen, und zerfloß in Thränen. Nach einer schmerzlichen Pause begann sie wieder:

— Aber Sie hofften auf des Prinzen Einwilligung, Franz?

— Ach, ich glaubte sie zu erlangen, wenn ich ihm ganz offen erklärte, wie sehr ich Sie liebe, . . . wie sehr Sie diese Liebe verdienen . . . Der Prinz war unerbittlich.

— Abreisen . . . uns trennen, Franz — flüsterte Antonine mit gebrochener Stimme — das ist ja unmöglich; uns trennen, da müßten wir ja Beide vor Kummer sterben, . . . und das wird der Prinz doch nicht wollen.

— Sein Wille ist unbeugsam . . . Aber es mag geschehen, was da wolle — rief Franz, indem er vor dem jungen Mädchen auf die Knie sank, — ja, obgleich ich hier ein Fremdling bin, keine Familie habe, nicht weiß, was aus mir werden wird, . . . ich werde dennoch bleiben, auch wider den Willen des Prinzen . . . Beruhigen Sie Sich, Antonine.

Franz konnte nicht weiter sprechen, er sah in der Ferne ein Licht schimmern, und eine Stimme rief ängstlich:

— Fräulein Antonine!

— Mein Gott, es ist die Haushälterin meines Oheims! . . . sie sucht mich, — rief das junge Mädchen, dann fügte sie zu Franz gewendet hinzu:

— Franz, . . . wenn Sie abreisen, sterbe ich, — und Antonine verschwand nach der Richtung hin, wo das Licht erschienen war.

Niedergebeugt vom Schmerze sank der junge Mann auf die Bank, und verbarg sein Antlitz in den Händen. Einige Minuten darauf hörte er von der Allee des Gartens her eine Stimme rufen:

— Franz!

Er erbebte, denn er glaubte die Stimme des Prinzen zu erkennen; er täuschte sich nicht, und sein Name wurde zum zweiten Male ausgesprochen.

Die Scheu, die Gewöhnung an unbedingten Gehorsam, seine Achtung und Ehrerbietung gegen den Erzherzog, welcher bis dahin Vaterstelle an ihm vertreten hatte, trieben Franz zu der kleinen Mauer zurück, welche die beiden Gärten trennte; hinter derselben erblickte er im Mondschein den Prinzen; dieser reichte ihm mit kalter Miene die Hand, um ihm behilflich zu sein, in den Garten des Palastes wieder hinüber zu steigen.

— Bei meiner Rückkehr trat ich vorhin in Dein Zimmer, — sagte der Erzherzog mit strengem Tone zu ihm; — ich fand Dich nicht . . . Das geöffnete Fenster verrieth mir Alles; . . . jetzt folge mir.

— Gnädigster Herr, — rief Franz, indem er sich vor dem Prinzen auf die Knie warf, und die gefalteten Hände zu ihm erhob, — gnädigster Herr, hören Sie mich an . . .

— Major Butler, — sagte der Prinz laut,

indem er sich an eine Person wendete, die bis dahin im Schatten verborgen gestanden hatte, — begleiten Sie den Grafen Franz in sein Zimmer, . . . und bleiben Sie bei ihm.

Viertes Kapitel.

Am Tage nach diesen Ereignissen befand sich der Erzherzog, der immer in voller Uniform war, denn die militärische Etiquette war sein Steckenpferd, gegen zwei Uhr des Nachmittags in seinem Cabinet; einer seiner Adjutanten, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit ruhigen, entschlossenen Zügen, stand vor dem Tische, an dessen anderer Seite der Prinz sich niedergelassen hatte. Derselbe war mit Schreiben beschäftigt, seine Miene war noch kummervoller, noch strenger und stolzer als gewöhnlich; während er immerfort schrieb, sagte er zu dem Officiere, ohne ihn anzublicken:

— Ist der Hauptmann Blum beim Grafen Franz geblieben?

— Ja, gnädigster Herr.

— Haben Sie den Arzt gesprochen?

— Ja, gnädigster Herr.

— Was hält er von dem Zustande des Grafen?

— Er findet ihn besser, gnädigster Herr.

— Und glaubt er, daß der Graf Franz ohne Gefahr die Beschwerden einer Reise ertragen kann?

— Ja, gnädigster Herr.

— Um sechs Uhr diesen Abend werden Sie mit dem Grafen Franz abreisen . . . Hier ist Ihre Marschroute, — fügte der Prinz hinzu, indem er seinem Adjutanten überreichte, was er niedergeschrieben hatte. Dann begann er wieder:

— Major Butler, Sie werden die Beweise meiner Zufriedenheit nicht lange zu erwarten brauchen, wenn Sie mit Ihrer gewohnten Ergebenheit und Festigkeit den Auftrag, den ich Ihnen ertheile, ausführen.

— Ihre Kaiserliche Hoheit können auf mich zählen.

— Ich weiß es, . . . aber ich weiß auch, daß, wenn der Graf Franz sich von seiner Nie-

dergeschlagenheit erholt hat, und wenn er die Ehrerbietung und die Achtung gegen mich vergißt, er sicherlich den Versuch machen wird, sich Ihrer Aufsicht während der Reise zu entziehen, und um jeden Preis nach Paris zurückzukehren. Wenn dieser Unglücksfall sich ereignen sollte, Herr Major, dann hüten Sie Sich, . . . Sie hätten meine volle Ungnade zu fürchten.

—Ich habe die Gewißheit, daß ich die Gnade Ihrer Kaiserlichen Hoheit nicht verlieren werde.

—Das hoffe ich, Herr Major . . . Uebrigens versäumen Sie nicht, mir bis zu Ihrer Ankunft an der Grenze zweimal täglich zu schreiben.

—Ich werde nicht ermangeln, gnädigster Herr.

—Bei Ihrer Ankunft auf dem Boden der Rheinprovinzen werden Sie der Militärbehörde diese Depesche einhändigen.

—Ja wohl, gnädigster Herr.

—Wenn Sie das Ziel Ihrer Reise erreicht haben, werden Sie mich es wissen lassen, und dann sollen Sie neue Verhaltungsbefehle von mir erhalten.

Der Prinz hörte in diesem Augenblicke leise an die Thüre klopfen, und sagte zu dem Major.

—Sehen Sie nach, wer es ist.

Ein anderer Adjutant händigte dem Offizier einen Brief ein, indem er leise zu ihm sagte:

—Der Herr Gesandte von Mexiko hat mir so eben für Seine Kaiserliche Hoheit diesen Brief zugestellt.

Hierauf entfernte sich der Adjutant.

Der Major überreichte dem Prinzen den Brief, und sagte ihm, von wem er käme.

—Ich empfehle Ihnen nochmals die größte Wachsamkeit, Major Buttler, — sagte der Prinz, indem er den Brief des mexikanischen Gesandten neben sich legte, ohne ihn sogleich zu öffnen. — Sie bürgen mir dafür, den Grafen Franz bis an die Grenze zu geleiten.

—Ich gebe Ihnen mein Wort, gnädigster Herr.

—Reisen Sie, Herr Major, ich glaube Ihrem Worte; ich weiß, was es werth ist, und wenn Sie es halten, werden Sie Sich nur Glück zu wünschen haben . . . Also um

sechs Uhr werden Sie abreisen; . . . lassen Sie sogleich Alles in Stand setzen; Diesbach wird Ihnen das nöthige Geld zur Reise einhändigen.

Der Major verbeugte sich.

— Sagen Sie dem Obersten Heidelbach, er solle in einigen Augenblicken den Herrn Gesandten von Mexiko und die Dame, die ihn begleitet, einführen.

— Ja wohl, gnädigster Herr.

Der Offizier machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

Als der Prinz allein war, entsiegelte er langsam den Brief, welchen man ihm eingehändigt hatte, und sagte dabei für sich:

— Ich muß den unglücklichen Jüngling vor seiner eigenen Thorheit erretten . . . Eine solche Heirath!! . . . es ist sinnlos, . . . und übrigens bin ich selbst thöricht, daß ich wegen der Folgen von Franzens närrischer Leidenschaft auch nur einen Augenblick mich beunruhigen konnte, als wenn ich nicht Alles über ihn vermögte. Wirklich, nicht Zorn, sondern Mitleiden mußte mir sein Benehmen einflößen.

Während dieser Betrachtungen hatte der

Prinz den Brief entsiegelt, und mechanisch die Augen auf dessen Inhalt geworfen; plötzlich sprang er aus seinem Lehnstuhle auf, seine stolzen Züge nahmen einen Ausdruck zornigen Unwillens an, und er rief:

— Die Marquise von Miranda, . . . dieses höllische Weib, das erst kürzlich in Bologna so viel Skandal . . . beinahe eine Revolution erregte, indem sie den unglücklichen Cardinal-Legaten dem Hohne, der Wuth einer ihm ohnehin auffässigen Bevölkerung aussetzte.

Der Prinz eilte nach der Thüre, um den Befehl zu geben, die Marquise nicht vorzulassen; aber es war zu spät, denn in demselben Augenblicke öffneten sich beide Thürflügel, und sie erschien, begleitet von dem Gesandten von Mexiko.

Das Stillschweigen benutzend, welches des Prinzen Ueberraschung veranlaßte, machte der Diplomat, der übrigens diese Ueberraschung gar nicht bemerkte, eine tiefe Verbeugung und sagte:

— Gnädigster Herr, ich wage es zu hoffen, Ihre Kaiserliche Hoheit haben geruht, die Entschuldigungen gnädigst anzunehmen, die ich in

Betreff der wichtigen Formalität, welche ich in meiner gestrigen Bittschrift versäumte, schriftlich an Sie zu richten vorhin die Ehre hatte . . . denn ich hätte den Namen der Dame angeben sollen, zu deren Gunsten ich Ihre Kaiserliche Hoheit so dringend um eine Audienz ersuchte; ich habe damit das Versäumte nachgeholt; es bleibt mir nun Nichts zu thun übrig, als Ihrer Kaiserlichen Hoheit in aller Ehrerbietung die Frau Marquise von Miranda vorzustellen, welche einen der angesehensten Namen unseres Landes führt, und sie dem gnädigsten Wohlwollen Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu empfehlen.

Der Diplomat, welcher das fortwährende Schweigen des Prinzen für ein Zeichen hielt, daß er wieder abtreten könne, verbeugte sich ehrerbietig und entfernte sich, höchst betroffen über einen so frostigen Empfang.

Magdalene und der Erzherzog blieben allein.

Die Marquise trug nach ihrer Gewohnheit eine eben so einfache, eben so faltenreiche Kleidung, wie am Tage zuvor; nur war ihr weißer Krepphut, mogte es aus Zufall oder aus Absicht geschehen sein, mit einem Halbschleier

versehen, der mit Englischer Stickerei verziert war, und welcher ihr Antlitz fast gänzlich verbarg.

Der Prinz, dessen Sitten von militärischer Rauhheit und klösterlicher Strenge zeugten (seine Liebe zu Franzens Mutter war sein erster und einziger Jugendfehler gewesen), der Prinz betrachtete mit einer gewissen Unruhe und mit Widerwillen diese Frau, welche in seinen Augen die tiefste und gefährlichste Verworfenheit in Person war; denn das öffentliche Gerücht beschuldigte die Marquise, daß sie mit ihren Verführungskünsten vorzugsweise den Personen nachstellte, die mit den wichtigsten und heiligsten Aemtern bekleidet waren, und dann hatte auch das skandalöse Abenteuer des Cardinal-Legaten so beklagenswerthe Folgen gehabt, wenigstens nach dem absolutistischen und religiösen Sinne des Erzherzogs, daß ein politisches Rachgefühl seinen Haß gegen Magdalenen noch steigerte; daher hatte er anfänglich, trotz seiner gewöhnlichen kalthöflichen Gemessenheit, die Absicht, die überlästige Besucherin ohne Umstände zu verabschieden, oder sich mit einem Blicke der Geringschätzung in ein anstoßendes Gemach zurückzuzie-

hen. Allein die Neugierde, diese Frau, über welche so viele sonderbare Gerüchte im Umlauf waren, endlich einmal zu sehen, und besonders das heftige Verlangen, sie mit abstoßender Härte zu behandeln, wie sie seiner Meinung nach verdiente, änderten seinen Entschluß; er blieb; anstatt aber Magdalenen, welche ihn mit ihren noch immer verschleierten Augen aufmerksam betrachtete, einen Sitz anzubieten, lehnte er sich mit ausgespreizten Beinen an das Kamin, schlug die Arme über einander, und, das Haupt rückwärts gebeugt, die Augenbrauen mit stolzer Würde emporziehend, maß er die Bittstellerin mit der ganzen Hoheit seines Ranges von Kopf bis zu Füßen und beobachtete ein kaltes und verächtliches Schweigen, indem er nicht ein einziges ermunterndes oder höfliches Wort an sie richtete.

Magdalene, welche gewohnt war, einen ganz andern Eindruck hervorzubringen, und, vielleicht ohne ihr Vorwissen, eine gewisse Schüchternheit empfand, welche oft das fürstliche Geblüt einflößt, besonders wenn es sich mit einem gewissen trotzig übermüthigen Wesen kund gibt, Magdalene, durch diesen demüthigenden Em-

pfang aus der Fassung gebracht, empfand ihn um so lebhafter, da sie von der zuvorkommenden Artigkeit des Prinzen eine bessere Meinung gehabt hatte.

Da es sich jedoch ür sie um ein hochwichtiges Interesse handelte, und sie großen Muth besaß, so bemeisterte sie ihre Aufregung, und, wie das in Mexiko eingebürgerte Spanische Sprüchwort sagt, sie entschloß sich muthig, den Stier bei den Hörnern zu fassen. Also setzte sie sich nachläßig in einen Lehnstuhl, und sagte mit der lächelndsten und ungezwungensten Miene von der Welt zu dem Prinzen:

— Ich komme in der Absicht, gnädigster Herr, Sie ganz einfach um zwei Dinge zu bitten, wovon das eine kaum möglich, das andere aber völlig unmöglich ist . . .

Der Erzherzog gerieth in Verwirrung; bei seinem hohen Range, bei seinem stolzen, kalten Charakter, seiner unbeugsamen Strenge in Betreff der Etiquette, die an den Deutschen Höfen noch so streng beobachtet wird, war er so sehr daran gewöhnt, selbst von den Frauen immer mit der unterthänigsten und tiefsten Ehrerbietung angeredet zu werden, daß man sich leicht vor-

stellen kann, wie sehr ihn das vertrauliche und ungezwungene Benehmen Magdalenens überraschte, welche mit ungezwungener Munterkeit fortfuhr:

— Sie antworten mir nicht, gnädigster Herr? . . . Wie soll ich das Stillschweigen Ihrer Kaiserlichen Hoheit deuten? Ist es Ueberlegung? Schüchternheit? Zustimmung oder Mangel an Höflichkeit? . . . Mangel an Höflichkeit? nein, . . . das kann ich unmöglich glauben. So wie die Sklaven Frankreichs Boden berühren, werden sie frei, und eben so legen die Personen, welche sonst Nichts weniger als höflich sind, in diesem Lande die ausgesuchteste Artigkeit an den Tag.

Fast starr vor Erstaunen und Zorn stand der Prinz sprachlos da.

Lächelnd begann die Marquise wieder:

— Noch keine Antwort . . . Nun, gnädigster Herr, sagen Sie es frei heraus, was bedeutet das Stillschweigen Ihrer Kaiserlichen Hoheit? Ist es Ueberlegung? . . . nun, so überlegen Sie . . . Ist es Schüchternheit? . . . überwinden Sie dieselbe . . . Ist es Unhöflichkeit? . . . erinnern Sie Sich, daß wir in Frankreich

sind, daß ich ein Frauenzimmer bin . . . Willigen Sie blindlings und unbedenklich in das, um was ich zu bitten gekommen bin? nun, so sagen Sie es mir gleich, damit ich Ihnen wenigstens mittheile, welches die Gunstbezeugungen sind, die Sie mir vielleicht zum Voraus so freundlich bewilligen, und für welche ich Ihnen dann von ganzem Herzen danken will.

Hierauf zog Magdalene ihren Handschuh ab, und reichte dem Erzherzoge die Hand.

Diese niedliche, zarte, bewegliche, feingeformte Hand, die mit bläulichen Adern durchzogen war, und deren längliche Nägel rosenfarbenen Muscheln glichen, zog des Erzherzogs Aufmerksamkeit unwillkürlich auf sich; eine solche Hand hatte er in seinem Leben nicht gesehen; bald aber fühlte er Scham und Unwillen, daß er sich unter Verhältnissen dieser Art einer solchen Beobachtung hingeben konnte; der Aerger röthete seine Stirn, und er suchte nach irgend einem recht geringschätzigen und kränkenden Ausdrucke, um wie mit einem einzigen Keulenschlage dieses dreiste Weib, dessen Uebermuth der erzherzoglichen Würde gegenüber schon viel zu lange

gewährt hatte, niederzuschmettern und zu vernichten.

Unglücklicher Weise war der Prinz mehr daran gewöhnt, Truppen zu commandiren, oder die ehrerbiet'gen Huldigungen seiner Höflinge anzunehmen, als ohne Vorbereitung niederschmetternde und vernichtende Worte zu finden, besonders wenn es sich darum handelte, eine junge, hübsche Frau niederzudonnern und zu vernichten; und doch suchte er nach Worten . . .

Dieses Nachsinnen ließ Magdalenen Zeit, ihre niedliche Hand unter ihre weiten Aermel zurückzuziehen, und mit schalkhaften Lächeln zu dem Prinzen zu sagen:

— Es ist nicht mehr zu zweifeln, gnädigster Herr, das Schweigen Ihrer Kaiserlichen Hoheit ist Schüchternheit, . . . und zwar ächt Deutsche Schüchternheit! . . . ich kenne das . . . Nach der Schüchternheit des Gelehrten gibt es nichts Ueberwindlicheres, und folglich auch nichts Achtungswertheres; aber Alles hat seine Grenzen, . . . also . . . gnädigster Herr, fassen Sie Sich; ich habe doch, wie ich glaube, nichts so Achtunggebietendes an mir, — bemerkte die Mar-

quise, ohne jedoch den Schleier zurückzuschlagen, der ihre Züge noch immer verbarg.

Der Erzherzog hatte entschiedenes Unglück, er konnte sein niederschmetterndes, vernichtendes Wort nicht finden; da er aber fühlte, wie lächerlich jetzt seine Lage wurde, so rief er aus:

— Ich begreife nicht, Madame, wie Sie es wagen konnten, vor mir zu erscheinen.

— Ei, . . . ich bin mit Ihrer Bewilligung gekommen, gnädigster Herr.

— Als ich Ihnen gestern einen Audienz zugestand, wußte ich Ihren Namen nicht, Madame.

— Und was hat Ihnen denn mein Name gethan, gnädigster Herr?

— Ihr Name, Madame?

— Nun ja, gnädigster Herr.

— Ihr Name war ja ein Aergerniß in ganz Deutschland; Sie haben aus dem frömmsten, dem geistreichsten unserer Dichter einen Heiden, einen Götzendiener, einen Sinnesmenschen gemacht.

— Wahrhaftig, gnädigster Herr, — erwiderte Magdalene mit dem Tone eines unschuldigen Landmädchens, — meine Schuld ist das nicht.

— Es ist Ihre Schuld nicht?

— Und dann, was ist denn das für ein großes Unglück, gnädigster Herr? er machte mittelmäßige Verse . . . jetzt macht er wunderschöne.

— Diese Verse sind nur um so gefährlicher, Madame; . . . seine Seele aber . . .

— Seine Seele ist in die Verse übergegangen, gnädigster Herr; sie ist jetzt doppelt unsterblich.

— Und der Cardinal-Legat, Madame?

— Sie können mir nicht vorwerfen, gnädigster Herr, daß ich auf die Seele dieses Mannes eingewirkt habe.

— Wie, Madame, haben Sie die geheiligte Würde dieses Kirchenfürsten nicht hinlänglich in den Staub gezogen? Ihn, diesen bis dahin in seiner Pflichterfüllung so strengen Priester, diesen Staatsmann, der seit zwanzig Jahren der Schrecken der Gottlosen und der Aufrührer war, . . . ihn haben Sie der Verachtung, dem Hasse gottloser Menschen preisgegeben, und ohne eine unverhoffte Hilfe wurde er gemordet; kurz, Madame, Sie waren nahe daran, Bologna in Aufruhr zu versetzen.

—Ach! gnädigster Herr, Sie schmeicheln mir.

—Und Sie wagen es, Madame, Sich einem Prinzen vorzustellen, dem so viel daran gelegen ist, daß Deutschland und Italien ruhig und in Unterwerfung bleiben! . . . Sie wagen es, mich zu bitten . . . um was? um Dinge, die Sie selbst für unmöglich, oder fast unmöglich erklären! Und in welchem Tone richten Sie diese unbegreifliche Bitte an mich? In einem vertraulichen, scherzenden Tone, als wenn Sie überzeugt wären, Alles von mir zu erlangen . . . Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, Madame, ich gleiche weder dem Dichter Moser-Hartmann, noch dem Cardinal-Legaten, noch so vielen Andern, die Sie behext haben, wie behauptet wird; denn in der That, man mögte sich fragen, ob man schlafe oder wache . . . Aber wer sind Sie denn, Madame, daß Sie glauben, Sich über alle Schranken der Ehrerbietung, über alle Pflichten hinwegsetzen zu dürfen und es wagen, mich wie Ihres Gleichen zu behandeln, mich, dem die Prinzen der königlichen Familien, meines Gleichen, nur mit Ehrerbietung gegenüber treten?

— Ach, gnädigster Herr, ich bin nur eine arme Wittwe, — erwiderte Magdalene, indem sie ihren Schleier zurückschlug, der bis dahin ihr Antlitz den Blicken des Erzherzogs verborgen hatte.

Fünftes Kapitel.

Hingerissen von der Heftigkeit seines Unwillens und seines Zornes hatte sich der Prinz, während er sprach, der Marquise, die immer noch nachlässig in ihrem Lehnstuhle saß, nach und nach genähert.

Als diese ihren Schleier zurückgeschlagen hatte, indem sie ihr Haupt ein wenig rückwärts bog, um ihre Augen auf die des Prinzen heften zu können, blieb er regungslos stehen, und empfand jene Mischung von Erstaunen, Bewunderung und unwillkürlicher Unruhe, welche fast Jedermann beim Anblicke dieses zauberischen Antlitzes fühlte, dem die blasse, bräunliche Farbe, die großen azurblauen Augen, die schwarzen Augenbrauen und das blonde Haar einen so selt-

samen Reiz verliehen. Diesen tiefen Eindruck, welchem der Prinz unterlag, hatte auch Karl Dutertre empfunden, trotz seiner innigen Liebe zu seiner Gattin, trotz der entsetzlichen und kummervollen Gedanken, womit das ihm bevorstehende Unglück und der drohende Untergang ihn erfüllten.

Einige Secunden lang war der Erzherzog so zu sagen unter dem Zauber dieses durchdringenden Blickes, in welchem die feine Marquise allen Reiz und alles electrische Feuer, das in ihr wallte, zu vereinigen bemüht war; . . . dieser unverwandte Blick übte so zu sagen eine immer steigende Macht aus; man fühlte das Pulsiren desselben, wenn man sich so ausdrücken darf, und bei jedem dieser Pulsschläge, welche der Erzherzog auch physisch zu empfinden schien, zuckte er unwillkürlich zusammen; seine eisige Kälte schien nach und nach zu schmelzen, wie der Schnee an der Sonne; seine stolze Haltung ward geschmeidiger; seine trotzige Physiognomie verrieth eine unbeschreibliche Verwirrung und Unruhe. Plötzlich ließ Magdalene den Schleier wieder über Antlitz herabfallen, beugte das Haupt, und suchte wo möglich sich noch mehr

zu verhüllen in die weiten und breiten Falten ihrer Mantille und ihres Kleides, das ihren kleinen Fuß vollständig verdeckte, so wie es auch in seinen weiten Aermeln die bezaubernde Hand verbarg, welche sie dem Prinzen mit Herzlichkeit gereicht hatte, so daß dieser nur noch eine undeutliche, züchtig und dicht verhüllte Gestalt vor sich hatte.

Die herausforderndste, von der Züchtigkeit völlig entblößte und leichtfertigste Gefallsucht wäre noch unbefangen gewesen neben dieser geheimnißvollen Zurückhaltung, welche den Blicken Alles, sogar die Fuß- und Fingerspitzen verhüllte, und von der ganzen Person durchaus Nichts erblicken, aber der Einbildungskraft freien Spielraum ließ; und diese mußte sich entzünden bei den sonderbaren Gerüchten, welche über die Marquise umliefen. Ob diese Gerüchte unwahr oder gegründet waren, wird man später erfahren.

Als Magdalenens Antlitz wieder unter ihrem Schleier verschwand, schien der Prinz anfänglich von dem Zauber, der ihn wider Willen fesselte, befreit zu sein; er erlangte seine Kaltblütigkeit wieder, machte sich heimlich heftige

Vorwürfe über seine Schwäche, und um sich nun vor jeder gefährlichen Verlockung zu schützen, bemühte er sich, an die Thatsachen zu denken, welche nur zu klar bewiesen, wie verderblich der Einfluß war, den diese Frau auf Männer ausübte, die lange Zeit so unbeugsam, so unerbittlich gewesen waren; aber der Sündenfall oder die Umwandlung dieser bedeutenden Männer führten die Ideen des Prinzen nothwendiger Weise auf die Marquise und ihren unwiderstehlichen Einfluß zurück; er fühlte die große, drohende Gefahr, aber man weiß es ja, manchmal besitzt die ärgste Gefahr dieselbe Anziehungskraft, wie der Abgrund, und anstatt hier einer drohenden Gefahr zu entrinnen, handelte es sich darum, . . . und dieser Kampf war noch viel schwerer, . . . sich gegen eine zauberische Verführung zu vertheidigen, deren Wirkung auf seine Person er sich nicht verhehlen konnte, weil er sich alle Mühe gab, ihr zu entrinnen. Vergeblich sagte sich der Prinz, um sich zu beruhigen, daß er, mit einem phlegmatischen Charakter begabt, das reifere Alter erreicht habe, ohne jemals die Macht jener sinnlichen Leidenschaften empfunden zu haben, welche den

Menschen erniedrigen, weil Nichts sie rechtfertigen kann, als die blinde Gluth der Sinnlichkeit; daß er Prinz von kaiserlichem Geblüte, daß er es der hohen Würde seines Ranges schuldig sei, sich nicht durch schimpfliche Unordnung zu erniedrigen, und daß er nicht so lange ein strenges und ehrenfestes Leben geführt habe, um so spät noch zu unterliegen, . . . und zwar einer Frau zu unterliegen, die er mit den heftigsten Beschuldigungen überhäuft hatte, indem er ihr die greulichen Niederlagen vorwarf, deren Veranlassung sie war; kurz, der unglückliche Erzherzog philosophirte ganz vortrefflich, aber dennoch vergeblich, wie ein Mensch, der sich mit Schrecken einen steilen Abhang hinabrollen sieht, über die kostbaren Vortheile eines festen Stützpunktes philosophiren würde.

Leider bedarf es mehrerer Zeilen, Phrasen und Seiten, um Eindrücke zu beschreiben, die so blitzesschnell waren, wie der Gedanke, denn Alles, was wir so weitläufig geschildert haben, von dem Augenblicke an, wo Magdalene ihren Schleier zurückgeschlagen hatte, bis zu dem, wo sie ihn wieder senkte, hatte kaum zwei Minuten gedauert, und während sich der Erzherzog heftige

Vorwürfe machte, war er, vielleicht ohne es selbst zu wissen (so sehr schied seine Philosophie den Geist vom Körper), bemüht, noch Magdalenens Züge durch den Spitzenschleier hindurch, der sie bedeckte, zu erkennen.

— Ich sagte Ihnen also, gnädigster Herr, — begann die Marquise wieder, indem sie vor dem neugierigen und unruhigen Blicke des Erzherzogs ihr Haupt gesenkt hielt, — ich sagte Ihnen also, ich wäre eine arme Wittwe, . . . die vielleicht besser ist als ihr Ruf, . . . und welche vielleicht . . . Ihre Strenge auch nicht verdient.

— Madame . . .

— O! ich mache Ihnen damit keinen Vorwurf, gnädigster Herr; . . . Sie mußten, wie so viele Andere, gewissen Gerüchten Glauben beimessen . . .

— Gerüchte, Madame, — rief der Erzherzog, indem er mit einer unbeschreiblichen Freude in seinem Herzen seinen anfänglichen Zorn wieder erwachen fühlte, mit welchem sich aber schon das aufkeimende bittere Gefühl einer gewissen unerklärlichen Eifersucht vermischte, — Gerüchte, . . . nicht wahr, die skandalöse Abtrünnigkeit

des Dichters Moser-Hartmann war wohl nur ein leeres Gerücht?

— Was Sie seine Abtrünnigkeit nennen, gnädigster Herr, ist eine Thatsache . . . Aber . . .

— Die Herabwürdigung des Cardinal-Legaten, — fuhr der Erzherzog mit heftiger Stimme fort, indem er Magdalenen unterbrach, — ist vielleicht auch ein Gerücht?

— Auch dieses ist Thatsache, gnädigster Herr.

— Also, Madame, Sie selbst bekennen, daß . . .

— Gnädigster Herr, . . . hören Sie mich an . . . Ich heiße Magdalene . . . Das ist der Name einer großen Sünderin, . . . nicht wahr?

— Ihr ist vergeben worden, Madame.

— Ja, weil sie viel geliebt hatte; aber glauben Sie mir, gnädigster Herr, ich brauche in dem an Liebe so reichen Leben meiner heiligen Schutzpatronin weder eine Entschuldigung noch ein Beispiel zu suchen, denn ich brauche mir Nichts vergeben zu lassen, . . . durchaus Nichts, gnädigster Herr; dies scheint Sie sehr in Verwunderung zu setzen. Um mich ganz deutlich auszudrücken, . . . was seine großen

Schwierigkeiten hat, sehe ich mich genöthigt, mich, auf die Gefahr hin, für eine Pedantin zu gelten, auf die Erinnerungen Ihrer Kaiserlichen Hoheit an das klassische Alterthum zu berufen.

— Was wollen Sie damit sagen, Madame?

— Etwas ganz Seltsames; aber die Bitterkeit Ihrer Vorwürfe und noch andere Gründe nöthigen mich zu einem Geständnisse, oder vielmehr zu einer sehr sonderbaren Rechtfertigung.

— Aber Madame, . . .

— Sie wissen, gnädigster Herr, unter welcher Bedingung man in Rom die Priesterinnen der Vesta wählte?

— Freilich, Madame, — erwiderte der Prinz, und fügte ganz verwundert hinzu: — aber ich sehe nicht, in welcher Verbindung . . .

— Wohlan! gnädigster Herr, — versetzte Magdalene, über diese ächt deutsche Unbefangenheit lächelnd, — wenn wir in Rom wären, so hätte ich alle nur möglichen Ansprüche, . . . das heilige Feuer auf dem Altare der keuschen Göttin zu unterhalten, . . . ich bin nehmlich Wittwe, ohne je verheirathet gewesen zu sein;

denn als ich aus Europa in meine Heimath zurückkehrte, hat mich der Marquis von Miranda, mein Verwandter und mein Wohlthäter, auf seinem Todtenbette geheirathet, um mir seinen Namen und sein Vermögen zu hinterlassen.

Der Ton der Wahrheit ist so unwiderstehlich, daß der Prinz Magdalenens Worten Glauben schenkte, trotz des Erstaunens, in welches ihn diese Offenbarung versetzte, welche mit den über die Marquise umlaufenden Gerüchten von Abenteuern und Liebschaften, und den von ihr selbst zugegebenen Thatsachen in völligem Widerspruche stand. In das Erstaunen des Prinzen mischte sich bald eine geheime Freude, von der er sich keine Rechenschaft ablegen konnte; dann aber befürchtete er, es mögte ihm eine Falle gelegt werden, daher versetzte er, nicht mehr leidenschaftlich, aber mit dem Tone schmerzlichen Vorwurfs:

—Das heißt meiner Leichtgläubigkeit zu viel zumuthen, Madame, . . . wie? eben jetzt erst haben Sie mir bekannt, daß . . .

—Vergebung, gnädigster Herr, . . . erzeigen Sie mir die Gnade, auf einige Fragen zu antworten.

— Sprechen Sie, Madame.

— Sie haben vollkommen das Aeußere eines Kriegers, gnädigster Herr; und als ich Sie in Wien auf Ihrem schönen Schlachtroß stolz durch den Prater reiten sah, gefolgt von Ihren Adjutanten, sagte ich oft bei mir; das ist für mich das ächte Musterbild des Feldherrn, des Mannes, der zum Befehlen geboren ist.

— Sie haben mich in Wien gesehen? — fragte der Erzherzog, dessen rauhe Stimme einen bedeutend mildern Ton angenommen hatte; — Sie haben mich bemerkt?

— Glücklicher Weise wußten Sie es nicht, gnädigster Herr, denn Sie hätten mich des Landes verweisen lassen, nicht wahr?

— Ei, — erwiderte der Prinz lächelnd, — ich befürchte es.

— Nun, das nenne ich doch galant . . . Aber ich sagte Ihnen, gnädigster Herr, daß Sie Ihrem Aeußern entsprechen. Sie sind ein tapferer Kriegsheld. Sie werden mir jedoch zugeben, nicht wahr? daß zuweilen hinter dem kriegerischsten Aeußern ein Feigling stecken kann.

— Das weiß ich recht gut, Madame! Unter meinem Commando stand ein Generalmajor,

der die wildeste Miene hatte, die man sich nur denken kann, und doch ein großer Hasenfuß war!

— Sie werden mir auch zugeben, gnädigster Herr, daß manchmal die bescheidene Hülle einen Helden verbergen kann.

— Ganz gewiß, . . . der große Friedrich hatte kein schönes Aeußere.

— So ist es, leider! gnädigster Herr, . . . und ich, gerade das Gegentheil von diesem großen Manne, ich habe unglücklicher Weise nur zu viel Aeußeres.

— Was wollen Sie damit sagen, Madame?

— Ei, mein Gott, . . . ich bin wie der Feigling, vor dessen mürrischer Miene Jedermann zittert, und der für seine Person heftiger zittert, als die Furchtsamsten unter Denen, die er einschüchtert . . . Wider meinen Willen flöße ich Gefühle ein, die ich selbst nicht empfinde; Sie müssen sich, gnädigster Herr, mich gerade wie eine Eisscholle denken, die ganz erstaunt ist, daß Sie rings um sich her Alles in Feuer und Flammen setzt; daher könnte ich manchmal versucht sein, mich für ein Weltwunder zu halten,

wenn nicht die mir angeborene Demuth die Oberhand behielte, indem ich bedenke, daß die schönen, so purpurfarbigen, so köstlichen, so wohlriechenden Früchte meiner Heimath manchmal ungeheuern Appetit in mir erregten, . . . ohne daß diese nur im Mindesten den großen Appetit theilten, den sie mir verursachten, ohne daß sie das mindeste Verlangen fühlten, gegessen zu werden. So verhält es sich mit mir, gnädigster Herr; es scheint, daß ich, die ich doch in dieser Beziehung so unschuldig bin, wie die Früchte meiner Heimath, wahren Währwolfshunger errege, ich, die ich doch eine ächt klösterliche Mäßigkeit besitze . . . Nun, sehen Sie, ich habe den Entschluß gefaßt, über den Einfluß, welchen ich wider Willen ausübe, nicht mehr in Erstaunen zu gerathen; aber da gleichwohl diese Wirkung mächtig ist, wie alle Leidenschaften, welche den Menschen aufregen, so suche ich manchmal den größtmöglichsten Vortheil aus meinen leidenschaftlichen Anbetern zu ziehen, bald zu ihrem eigenen Besten, bald für Andere, und zwar, . . . ich schwöre es Ihnen, . . . ohne Koketterie, ohne Täuschung, ohne Versprechungen . . . — Ich glühe für Sie,

sagt man mir. — Glühet, . . . vielleicht wird die Gluth eures Feuers mein Eis schmelzen, vielleicht ist unter dem Schnee die Lava verborgen . . . Glühet nur, . . . glühet, . . . bewirket, daß Eure Flamme mich ergreife, es soll mir sehr lieb sein, . . . ich bin frei und bin zweiundzwanzig Jahre alt.

Und bei diesen Worten richtete Magdalene ihr Haupt empor, schlug den Schleier zurück, und sah den Erzherzog fest an.

Die Marquise sagte die Wahrheit, denn in ihre Leidenschaft für ihren blonden Erzengel, von welchem sie Sophien erzählte, hatte sich bis dahin nichts Irdisches gemischt.

Der Prinz schenkte Magdalenens Worten Glauben, einmal, weil die Wahrheit fast immer die Ueberzeugung mit sich führt, dann, weil er eine Wonne darin fand, ihren Worten zu glauben; er erröthete nicht mehr, indem er sich bekannte, welchen plötzlichen und tiefen Eindruck dieses sonderbare Wesen auf ihn machte, und sagte bei sich selbst, sie wäre am Ende doch würdig gewesen, das heilige vestalische Feuer zu unterhalten. Damit sog der Unbesonnene, indem er seine Blicke auf Magdalenens Augen

heftete, mit aller Muße den Zaubertrank in sich, ohne ein Wort zu sprechen; aber er näherte seinen Sitz dem Stuhle Magdalenens, um ihr näher zu sein, und betrachtete sie mit leidenschaftlicher Begierde.

Magdalene begann lächelnd wieder:

— Sehen Sie, gnädigster Herr, Sie richten vielleicht jetzt eine Frage an sich, die ich mir oft vorlege . . .

— Lassen Sie hören.

— Sie fragen sich . . . (um mich auszudrücken, wie eine Romanze der alten Zeit): wem wird es wohl gelingen, ihre Flamme mit mir zu theilen? . . . Auch ich wäre sehr begierig, in dieser Beziehung den Schleier der Zukunft lüften zu können.

— Und doch hängt ja diese Zukunft von Ihnen ab.

— Nicht doch, gnädigster Herr; damit eine Lyra ertöne, muß man ihre Saiten berühren.

— Und wer könnte das wohl?

— Mein Gott, vielleicht Sie, gnädigster Herr.

— Ich! . . . — rief der Prinz geblendet und entzückt, — ich!

— Ich sage: vielleicht.

— O! was müßte ich thun, um dies zu erreichen?

— Mir gefallen.

— Und wie das?

— Hören Sie, gnädigster Herr . . .

— Nennen Sie mich nicht gnädigster Herr, das klingt so förmlich.

— Ei, ei, gnädigster Herr, . . . mit Vertraulichkeit behandelt zu werden, das ist eine große Gunstbezeigung von einem Prinzen; die muß erst verdient werden. Sie fragen mich, wie Sie mir gefallen können, . . . ich will Ihnen nicht ein Beispiel, sondern eine Thatsache erzählen: Moser-Hartmann, an dessen Abtrünnigkeit, wie Sie es nennen, ich Schuld bin, hat mir die sonderbarste Erklärung von der Welt gemacht; er trifft mich bei einer Freundin an, die auch die seinige war, betrachtet mich lange, und sagt mir voll Bestürzung und in zornigem Tone: — Madame, zum Wohle der geistigen Menschennatur sollte man sie lebendig begraben; — und nach diesen Worten entfernt er sich. Am folgenden Tage jedoch kommt er zu mir, närrisch vor Liebe, gequält von der glühendsten

Leidenschaft, wie er mir sagte. Glühen Sie, sagte ich zu ihm, aber hören Sie den Rath einer Freundin, das Leben reibt Sie auf; . . . lassen Sie es in Ihre Verse überfließen. Werden Sie ein großer Dichter, und vielleicht wird Ihr Ruhm mich berauschen.

— Und dieser Rausch hat sich bei Ihnen nicht eingefunden? — fragte der Prinz.

— Als Trost blieb ihm aber der Ruhm, und mit dem Ruhme tröstet sich ein Dichter über Alles . . . Sagen Sie ganz offen, gnädigster Herr, habe ich einen guten oder einen schlechten Gebrauch von meinem Einflusse gemacht?

Plötzlich zuckte der Erzherzog zusammen; ein schmerzlicher Verdacht beklomm ihm das Herz; diese peinliche Angst jedoch verbergend, sagte er lächelnd zu Magdalenen:

— Aber Ihr Abenteuer mit dem Cardinal-Legaten hat für diesen kein so glückliches Ende genommen; was blieb ihm als Trost?

— Das Bewußtsein, ein Land, welches ihn verabscheute, von seiner Gegenwart befreit zu haben, — erwiderte Magdalene lachend; — ist das nicht genug, gnädigster Herr?

—Aber, im Vertrauen, lassen Sie hören, welches Interesse hatten Sie dabei, diesen unglücklichen Mann zum Opfer eines so fürchterlichen Skandales zu machen? . . . .

— Wie, welches Interesse, gnädigster Herr! nun, kein anderes, als einen unwürdigen Heuchler zu entlarven, ihn aus einer Stadt, welche er unterdrückte, zu verjagen, und ihn der Verachtung und der Schmach preiszugeben . . . . Auch hatte ich ihm, wenn ich Alles bekennen muß, um den Erfolg meiner Rache zu sichern, ein Versprechen gegeben, fest entschlossen, es nicht zu halten. Ich glaube an Ihre Leidenschaft, sagte ich zu ihm, und ich werde sie theilen, wenn Sie Sich als Ritter Pandur verkleiden, um mit mir auf den Ball von Retiro zu kommen; es ist von meiner Seite eine sonderbare, unsinnige Laune, ich gebe es zu, aber ich stelle diese Bedingung, und wer wird Sie übrigens unter dieser Maske erkennen? Der Elende hatte den Kopf verloren, er nahm den Vorschlag an, und ich stürzte ihn ins Verderben.

— Und was mich betrifft, . . . mich werden Sie nicht so ins Verderben stürzen, wie ihn, Madame, — rief der Prinz, indem er aufstand,

Bayerische Staatsbibliothek München

und die letzte, äußerste Anstrengung machte, um den Zauber zu brechen, dessen unwiderstehliche Gewalt er schon empfand. — Ich sehe die Schlinge, . . . ich habe Feinde, . . . Sie wollen mich durch Ihre gefährlichen Verführungskünste zu irgend einem unüberlegten Schritte verleiten, und mich dann auch der Verachtung und dem Hohne preisgeben . . . Aber, Gott sei gelobt, er öffnet mir die Augen noch zu rechter Zeit . . . Ich erkenne mit Schrecken, daß diese teuflische Verblendung, welche mir den Gebrauch meiner Vernunft raubte, nicht einmal Liebe war; nein, ich gab der unwürdigsten, der rohesten Leidenschaft Gehör, welche den Menschen erniedrigen kann, jener Leidenschaft, welche ich zu meiner und Ihrer Schande laut nennen will, . . . kurz, der Unkeuschheit.

Magdalene zuckte die Achseln, ließ ein sanftes und spöttisches Lachen vernehmen, stand auf, ging gerade auf den Prinzen zu, welcher in seiner Aufregung bis zum Kamine zurückgewichen war, faßte ihn sanft bei der Hand und führte ihn zu seinem Sitze zurück, um wieder neben ihm Platz zu nehmen, ohne daß er die Kraft gehabt hätte, sich dieser sanften Gewalt zu widersetzen.

Bayerische Staatsbibliothek München

— Erzeigen Sie mir die Gnade, mich anzuhören, gnädigster Herr, — sagte Magdalene, — ich habe Ihnen nur noch einige Worte zu sagen, . . . und dann werden Sie die Marquise von Miranda in Ihrem Leben nie wieder sehen.

Sechstes Kapitel.

Als Magdalene den Erzherzog bewogen hatte, sich wieder neben sie zu setzen, sagte sie zu ihm:

— Hören Sie, gnädigster Herr, . . . ich werde freimüthig sein, . . . so freimüthig, daß Sie mir gewiß glauben werden . . . Ich kam in der Hoffnung hierher, Ihnen den Kopf zu verdrehen . . .

— Sonach, — sagte der Prinz ganz verdutzt, . . . sonach gestehen Sie es also?

— Vollkommen; sobald ich diesen Zweck erreicht, wollte ich meinen Einfluß auf Sie anwenden, um von Ihnen, gnädigster Herr, wie ich Ihnen zu Anfange dieser Unterredung eröffnet habe, die Gewährung von zwei Dingen zu er-

langen, von denen das eine als fast unmöglich, das andere als völlig unmöglich zu betrachten ist.

—Sie hatten Recht, Madame, zu sagen, daß ich Ihnen gewiß glauben würde, — erwiderte er mit gezwungenem Lächeln, — ich glaube Ihnen.

—Die zwei Handlungen, die ich von Ihnen erlangen wollte, waren groß, edel, hochherzig; sie hätten Ihnen Liebe und Hochachtung erworben; . . . und ich bin weit entfernt, daß ich meinen Einfluß mißbrauchen, und Sie zum Bösen oder zu einer unwürdigen Handlung verleiten sollte, wie Sie wohl vermuthen.

—So sagen Sie mir doch endlich, Madame, um was es sich handelt?

—Zuerst um einen Act der Gnade oder vielmehr der Gerechtigkeit, . . . wodurch Sie in der Lombardei viele Herzen für sich gewinnen würden, . . . die volle und gänzliche Begnadigung des Obersten Pernetti.

Der Prinz fuhr von seinem Lehnstuhle auf und rief:

—Nie, Madame, nie!

—Die volle und gänzliche Begnadigung

des Obersten Pernetti, eines der geachtetsten Männer in ganz Italien, — fuhr Magdalene fort, ohne des Prinzen Unterbrechung zu beachten; — der gerechte Stolz dieses gefühlvollen Mannes wird ihm nie gestatten, Sie auch nur um die geringste Milderung seines Unglücks zu bitten, aber kommen Sie ihm edelmüthig entgegegen, und seine Dankbarkeit wird Ihnen seine ganze Ergebenheit sichern.

— Ich wiederhole Ihnen, Madame, daß wichtige politische Gründe sich der Gewährung Ihres Gesuches widersetzen; . . . es ist unmöglich, . . . rein unmöglich.

— Ganz recht, . . . ich habe es Ihnen ja selbst gleich gesagt, gnädigster Herr. Was die andere Bitte betrifft, so ist ihre Gewährung ohne Zweifel noch mehr unmöglich; es handelt sich ganz einfach um Ihre Einwilligung zur Heirath eines jungen Mannes, den Sie erzogen haben . . .

— Ich! — rief der Erzherzog, als traute er seinen Ohren nicht, — ich! . . . in die Heirath des Grafen Franz einwilligen?

— Ich weiß nicht, ob er Graf ist, ich weiß nur so viel, daß er Franz heißt, wie mir

diesen Vormittag Fräulein Antonine Hubert gesagt hat, ein Mädchen von engelgleicher Sanftmuth und Schönheit, das ich liebte, als es noch ganz klein war, und für das ich die innige Zärtlichkeit einer Schwester und zugleich einer Mutter fühle.

— Madame, . . . binnen hier und drei Stunden hat der Graf Franz Paris verlassen, . . . das ist meine Antwort.

— Mein Gott, gnädigster Herr, ganz vortrefflich, . . . das Alles ist unmöglich, rein unmöglich, wir sind einverstanden . . .

— Wozu aber dann Ihre Bitten, Madame?

— Ei! gnädigster Herr, . . . um deren Gewährung zu erlangen . . .

— Wie! trotz Allem, was ich Ihnen gesagt habe, hegen Sie noch Hoffnung?

— So verwegen bin ich, gnädigster Herr.

— Eine solche Zuversicht . . .

— Ist sehr bescheiden, . . . denn ich rechne dabei nicht auf meine Gegenwart.

— Und auf was rechnen Sie denn, Madame?

— Auf meine Abwesenheit, gnädigster Herr, — sagte Magdalene und erhob sich.

— Auf Ihre Abwesenheit?

— Auf die Erinnerung an mich, wenn Sie lieber wollen.

— Sie entfernen Sich, — sagte der Prinz lebhaft, ohne seinen Verdruß und sein Bedauern verbergen zu können, — Sie verlassen mich schon?

— Es ist mein einziges und letztes Mittel, um Sie zu einem Vergleiche zu bewegen.

— Aber, Madame . . .

— Hören Sie, gnädigster Herr, soll ich Ihnen sagen, was geschehen wird?

— Lassen Sie hören, Madame.

— Ich verlasse Sie jetzt . . . Zuerst werden Sie Sich gleichsam von einer großen Last befreit fühlen, meine Gegenwart wird Sie nicht mehr mit allen möglichen Gefühlen bestürmen, die zugleich ihr Beängstigendes und ihr Bezauberndes haben; Sie werden mich völlig aus Ihrem Andenken verbannen . . . Unglücklicher Weise werde ich nach und nach und wider Ihren Willen meine Stelle in Ihrer Erinnerung wieder einnehmen; meine geheimnißvolle, verschleierte Gestalt wird Ihnen überall folgen; Sie werden bald noch deutlicher empfinden, wie

wenig platonisch Ihre Neigung zu mir ist, und diese Betrachtungen werden nur um so aufregender, um so hartnäckiger sein . . . So werden Sie morgen, vielleicht erst übermorgen, wenn Sie überlegen, daß ich am Ende doch nur edle, hochherzige Handlungen von Ihnen forderte, meine Entfernung schmerzlich bedauern, Sie werden mich zurückrufen, aber es wird zu spät sein, gnädigster Herr.

— Zu spät?

— Zu spät . . . für Sie, nicht für mich; ich habe mir in den Kopf gesetzt, daß der Oberst Pernetti begnadigt werde, und daß Herr Franz Antoninen heirathe. Sie begreifen also, gnädigster Herr, daß es geschehen muß.

— Wider meinen Willen?

— Wider Ihren Willen.

— Das ist ein wenig stark . . .

— Und doch ist es so . . . . denn sehen Sie, gnädigster Herr, ich brauche Ihnen nur Thatsachen anzuführen, die Ihnen genau bekannt sind; wenn man es verstanden hat, den bewußten Cardinal-Legaten zu bewegen, als Pandur verkleidet den Maskenball zu besuchen, wenn man es verstanden hat, unter der Gluth eines

Blickes einen großen Dichter auszubrüten; wenn man es verstand, einen Mann, wie Sie, gnädigster Herr, verliebt zu machen (freilich in der ganz irdischen Bedeutung des Wortes, ich bekenne es in Demuth), . . . so ist es augenscheinlich, daß man noch mehr vermag . . . Nicht wahr, Sie zwingen diesen armen Franz, aus Paris abzureisen, . . . aber der Weg ist weit, und bevor er Frankreichs Grenzen überschritten hat, habe ich zwei Tage vor mir; . . . ein kleiner Aufschub der Begnadigung des Obersten Pernetti kann ihm keinen Nachtheil bringen, . . . und am Ende hängt seine Begnadigung nicht blos von Ihnen allein ab, gnädigster Herr. Sie können sich nicht vorstellen, wie weit ich mit meinem Einflusse reichen kann, und Gott sei Dank, hier, in Frankreich, stehen mir alle Mittel und alle Freiheit zu Gebote, nach Gutdünken zu handeln . . . Sie erklären mir also den Krieg, gnädigster Herr; gut, ich nehme die Kriegserklärung an. Ich gehe jetzt, und lasse Sie schon verwundet, . . . das heißt verliebt zurück. Ei, mein Gott! obgleich ich mit vollem Rechte über diesen Erfolg stolz sein könnte, so bediene ich mich dennoch nicht aus Eitelkeit des

plötzlichen Eindruckes, den ich auf Sie hevorgebracht habe; denn wahrlich, ich habe mir nicht die mindeste Koketterie zu Schulden kommen lassen; fast immer ließ ich meinen Schleier gesenkt, und ich bin doch wie eine wahre Großmutter gekleidet . . . Nun, so leben Sie wohl, gnädigster Herr; werden Sie mir wenigstens die Gnade erweisen, mich bis an die Thüre Ihres ersten Salons zu begleiten? . . . der Krieg darf der Höflichkeit nicht im Wege stehen.

Der Erzherzog befand sich in einer unbeschreiblichen Verwirrung; er fühlte, daß Magdalene die Wahrheit sagte, denn bei dem bloßen Gedanken schon, sie mögte sich jetzt, vielleicht für immer, entfernen, empfand er einen wahren Kummer. Indem er dann überlegte, daß, wenn der Reiz, der sonderbare und fast unwiderstehliche Zauber dieser Frau so mächtig auf ihn einwirkten, auf ihn, der um so vieler Gründe willen sich gegen einen solchen Einfluß gesichert glauben durfte, viele Andere außer ihm diesen mächtigen Zauber unterliegen könnten, empfand er eine gewisse unerklärliche, aber peinliche und nagende Eifersucht, und doch konnte er sich nicht entschließen, die Gnade, um die man ihn bat,

zu bewilligen, noch in Franzens Heirath zu willigen; dennoch versuchte er, wie alle unentschlossene Leute, Zeit zu gewinnen, und sagte bewegt zu der Marquise:

— Da ich Sie nicht wiedersehen soll, so verlängern Sie doch Ihren Besuch ein wenig.

— Wozu könnte das dienen, gnädigster Herr?

— Das kann Sie wenig kümmern, wenn es mich nur glücklich macht.

— Es wird Sie keineswegs glücklich machen, gnädigster Herr, denn Sie haben weder Kraft genug, mich zu entlassen, noch Kraft genug, um mir meine Bitte zu bewilligen.

— Es ist wahr, — erwiderte der Prinz seufzend, — die Gewährung der einen Bitte scheint mir eben so unmöglich, als die der andern.

— Ah! . . . wie Sie es morgen, wie Sie es nachher schon bereuen werden!

Nach ziemlich langem Schweigen versetzte der Prinz zögernd und mit dem einschmeichelndsten Tone:

— Hören Sie, meine liebe Marquise, . . . nehmen wir an, was jedoch nicht vorauszuse-

tzen ist, . . . daß ich vielleicht eines Tages darauf denke . . . Ihnen Pernetti's Begnadigung zu bewilligen . . .

— Eine Voraussetzung? . . . vielleicht werden Sie eines Tages daran denken? . . . Wie unklar und dunkel ist dies Alles, gnädigster Herr . . . Sagen Sie doch lieber ganz einfach: Nehmen Sie an, daß ich Ihnen die Begnadigung des Obersten Pernetti bewillige . . .

— Wohlan denn, . . . es mag sein, nehmen Sie dies an . . .

— Gut, . . . Sie gewähren mir diese Gnade, gnädigster Herr, und Sie willigen in Franzens Heirath? . . . ich muß Alles haben oder Nichts . . .

— Was dies betrifft, . . . nie, . . . nie . . .

— Sprechen Sie das Wort n i e ja nicht aus, gnädigster Herr; . . . sind Sie denn Ihrer Sache so gewiß?

— Am Ende verpflichtet eine bloße Voraussetzung zu Nichts . . . So wollen wir denn voraussetzen, ich thue Alles, was Sie wünschen, . . . so werde ich wenigstens meiner Belohnung gewiß sein? . . .

—Das fragen Sie mich, gnädigster Herr? Trägt nicht jede edle Handlung ihre Belohnung in sich selbst?

—Freilich, . . . aber es gibt noch eine, . . . in meinen Augen die köstlichste von allen, . . . und diese . . . können Sie allein nur gewähren.

—O, keine Bedingungen, gnädigster Herr.

—Wie?

—Sehen Sie, gnädigster Herr, ganz offen, kann ich mich zu Etwas verbindlich machen? Alles hängt ja blos von Ihnen ab, nicht von mir. Suchen Sie mir zu gefallen, dies ist Ihre Sache.

—O, was für eine Frau sind Sie! — sagte der Prinz ärgerlich; — aber kurz, . . . werde ich Ihnen gefallen? Glauben Sie, daß ich Ihnen gefallen kann?

—Wahrhaftig, gnädigster Herr, das weiß ich nicht . . . Bis jetzt haben Sie in dieser Beziehung Nichts gethan, . . . außer daß Sie mich ziemlich barsch empfangen haben, was ich jedoch sage, ohne Ihnen einen Vorwurf machen zu wollen.

—Mein Gott, ich that unrecht, vergeben

Sie mir; wenn Sie aber auch wüßten, liebe Marquise, welche Unruhe, ja ich mögte sagen, welche Angst Sie mir einflößten . . . .

— Nun gut, ich verzeihe Ihnen, was vorüber ist, gnädigster Herr; ich verspreche Ihnen auch, mein Möglichstes zu thun, um mich verführen zu lassen, . . . und da ich sehr offenherzig bin, . . . so will ich sogar hinzufügen, daß es mir scheint, als würde ich es gern sehen, wenn Ihr Unternehmen Ihnen gelingt.

— Wirklich! — rief der Prinz entzückt aus.

— Ja, . . . Sie sind schon jetzt ein halber Regent, . . . Sie werden es vielleicht eines Tages ganz sein, . . . und dann kann sich die Gelegenheit darbieten, daß Sie Sich einst durch die Gewalt dieser glühenden Leidenschaft, die Sie soeben, wie ein wahrer Türke . . . verzeihen Sie mir diesen Ausdruck . . . gebrandmarkt haben, zu schönen und edlen Handlungen bestimmen lassen . . . Glauben Sie mir, gnädigster Herr, wenn der gütige Gott diese Leidenschaft allen seinen Geschöpfen eingepflanzt hat, so wußte er wohl, was er that; . . . sie trägt eine ungeheure Kraft in sich, denn in der Hoffnung, sie

zu befriedigen, fühlen sich Diejenigen, welche sie empfinden, zu Allem fähig, selbst zu den edelsten Handlungen, . . . nicht wahr, gnädigster Herr?

— Ich darf also hoffen? . . . sagte der Prinz mit immer größerem Entzücken.

— Hoffen Sie nach Ihrem Belieben, gnädigster Herr, weiter sage ich Nichts, . . . denn wahrhaftig, ich mache mich zu Nichts anheischig. Glühen Sie, glühen Sie, . . . bewirken Sie, daß das Eis, welches mein Herz einhüllt, an der Flamme Ihrer Leidenschaft schmelze.

— Aber nehmen Sie einmal an, ich hätte Ihnen Alles bewilligt, was Sie von mir verlangen, was würden Sie dann für mich empfinden?

— Vielleicht würde dieser erste Beweis Ihrer Ergebenheit einen lebhaften Eindruck auf mich machen . . . aber ich kann es nicht versichern, denn mein Seherblick reicht nicht so weit, gnädigster Herr.

— Ah! Sie sind unbarmherzig, — rief der Prinz mit schmerzlichem Verdrusse, — Sie können nur Forderungen stellen.

— Wäre es besser, wenn ich Ihnen falsche

Versprechungen machte, gnädigster Herr? Es wäre weder Ihrer, noch meiner würdig, und am Ende, ich frage Sie noch einmal, . . . lassen Sie uns als Leute sprechen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben, . . . was verlange ich von Ihnen Anderes, als daß Sie Sich gerecht und gnädig gegen den ehrenwerthesten der Männer zeigen, und väterlich gegen den Verwaisten, den Sie erzogen haben? Wenn Sie wüßten, wie innig sich die armen jungen Leutchen lieben! Welche Offenheit! welche Zärtlichkeit! welche Trostlosigkeit! . . . Als Antonine mit mir diesen Morgen von der Vernichtung aller ihrer Hoffnungen sprach, rührte sie mich bis zu Thränen.

— Franz ist von hoher Geburt, ich habe andere Pläne und andere Absichten mit ihm, — versetzte der Prinz ungeduldig, — er kann keine solche Mißheirath schließen.

— Der Ausdruck ist hübsch gewählt . . . Und wer bin ich denn, gnädigster Herr? Magdalene Peres, die Tochter eines ehrlichen Kaufmannes in Mexiko, der durch Bankerott zu Grunde gerichtet ward, und nur durch Zufall

bin ich Marquise . . . Dennoch lieben Sie mich, ohne eine Mißheirath zu befürchten . . .

— Ei, Madame, ich . . . ich . . .

— Sie . . . Sie, . . . das ist etwas ganz Anderes, nicht wahr? wie es in der Comödie heißt.

— Wenigstens bin ich Herr meiner Handlungen.

— Und warum wäre denn Franz nicht auch Herr der seinigen, wenn sich seine Wünsche auf ein bescheidenes und ehrenwerthes Leben beschränken, das durch eine reine und edle Liebe verschönert wird? . . . Gewiß, gnädigster Herr, wenn Sie mich liebten, wie Sie sagen, so würden Sie inniges Mitleiden haben mit der hoffnungslosen Liebe dieser armen jungen Leutchen, die einander anbeten, mit der Unschuld und der Innigkeit ihrer zarten Jugend. Wenn die Liebe Sie nicht besser, nicht edler macht, so ist sie keine wahrhafte Liebe, . . . und wenn ich sie je theilen soll, . . . so muß ich zuerst daran glauben können, was mir unmöglich ist, wenn ich sehe, wie unerbittlich hart Sie Sich gegen Franz beweisen.

— Ei, mein Himmel! wenn ich ihn weniger liebte, würde ich nicht so unerbittlich sein.

— Das ist eine sonderbare Art, die Leute zu lieben.

— Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich große Pläne mit ihm im Sinne habe?

— Und ich sage Ihnen, gnädigster Herr, daß die großen Pläne, die Sie mit ihm vorhaben, seinen Neigungen durchaus zuwider sind; . . . er ist für ein glückliches, bescheidenes und ruhiges Leben geschaffen; sein Sinn für die Einfachheit, sein schüchterner Charakter, sogar seine Tugenden entfernen ihn von hohen Ehrenstellen und Glanz; ist es nicht so?

— Aber, — sagte der Prinz sehr überrascht, — Sie kennen ihn also?

— Ich habe ihn nie gesehen.

— Woher wissen Sie denn . . .

— Hat mir die liebe Antonine nicht Alles anvertraut? kann man nach der Art und Weise, wie die Leute lieben, nicht auf ihren Charakter schließen? kurz, gnädigster Herr, ist Franzens Charakter so, wie ich sage, oder nicht?

— Es ist wahr, . . . sein Charakter ist allerdings so.

— Und Sie könnten grausam genug sein, ihn zu einem Leben zu zwingen, das ihm unerträglich wäre, während er das Glück seines Daseins hier gerade vor sich hat?

— Aber, so wissen Sie denn, daß ich Franz wie meinen eigenen Sohn liebe, . . . und nie werde ich darein willigen, mich von ihm zu trennen.

— Wie könnte es Ihnen Freude machen, unaufhörlich das kummervolle Antlitz eines armen Wesens vor Augen zu haben, dessen zeitliches und ewiges Unglück Sie verursacht haben würden? Ueberdies ist Antonine eine Waise, und Nichts hindert sie, Franz zu begleiten; anstatt eines Kindes würden Sie deren zwei haben. Welch' herrlichen Ersatz würden Sie in dem Anblicke dieses immer lächelnden und wonnigen Glückes für die lästigen Pflichten Ihrer hohen Würde und die Schmeicheleien einer heuchlerischen und eigennützigen Umgebung finden! mit welcher Freude würden Sie Herz und Seele bei diesen Kindern erquicken, welche Ihnen für all das Glück, das sie Ihnen verdankten, mit der innigsten Liebe lohnen würden!

— Ich bitte, ... dringen Sie nicht in

mich, — rief der Prinz mit immer wachsender Rührung. — Ich weiß nicht, welche unbegreifliche Macht in Ihren Worten liegt, aber ich fühle, daß meine festesten Entschlüsse wanken; ich fühle die Ideen und Begriffe meines ganzen Lebens erschüttert.

—Beklagen Sie Sich doch nicht darüber, gnädigster Herr; . . . sehen Sie, . . . unter uns gesagt, . . . ohne die Prinzen verleumden zu wollen, glaube ich doch, daß sie oft wohl daran thun, den Ideen ihres ganzen Lebens zu entsagen, denn Gott weiß es, was es für Ideen sind; . . . wohlan, glauben Sie mir, geben Sie dem Eindrucke nach, der Sie bewältigt, . . . er ist gut und edel.

— Ei! mein Gott, . . . vermag ich es auch nur in diesem Augenblicke, das Gute vom Bösen zu unterscheiden?

— Suchen Sie, gnädigster Herr, die Antwort auf diese Frage auf dem Antlitze der Wesen, deren Glück Sie sichern, indem Sie zu dem Einen sagen werden: Gehen Sie, armer Verbannter, kehren Sie in das Vaterland zurück, nach dem Sie Sich sehnen, Ihre Brüder strecken

die Arme nach Ihnen aus; und zu dem Andern: Mein geliebter Sohn, . . . sei glücklich, heirathe Antoninen . . . Dann betrachten Sie Beide wohl, gnädigster Herr, . . . und wenn dann Thränen ihre Augen befeuchten, wie sie jetzt die Ihrigen und die meinigen erfüllen, dann seien Sie getrost, gnädigster Herr, denn Sie haben recht gehandelt, . . . und um Sie zur Vollbringung dieser Edelthat zu ermuthigen, . . . denn Ihre Rührung bewegt mich, . . . verspreche ich Ihnen, Antoninen nach Deutschland zu begleiten.

— Ist das wahr! — rief der Prinz außer sich, — Sie versprechen es mir?

— Gnädigster Herr, — versetzte Magdalene lächelnd, — ich muß Ihnen ja wohl Zeit gestatten, um mich zu verführen . . .

— Wohlan! . . . möge geschehen, was da wolle, . . . mögen Sie thun, was Ihnen beliebt, . . . denn vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, Ihr Spiel mit mir zu treiben, . . . — erwiderte der Prinz, indem er sich vor Magdalenen auf die Knie warf, — ich gebe Ihnen mein fürstliches Wort, daß ich dem Verbannten verzeihe, . . . daß ich . . .

Der Erzherzog wurde plötzlich durch ein ziemlich starkes Geräusch unterbrochen, welches sich auf einmal hinter der Salonthüre vernehmen ließ; dieses Geräusch wurde von mehreren Stimmen übertönt, welche ziemlich lebhafte Worte mit einander wechselten, unter andern diese:

— Ich sage Ihnen, mein Herr, Sie dürfen nicht hinein.

Rasch erhob sich der Erzherzog; er wurde bleich vor Aerger und Zorn, und sagte zu Magdalenen, welche gleichfalls erstaunt auf den Wortwechsel horchte:

— Ich beschwöre Sie, treten Sie in das Nebenzimmer, es geht hier etwas Ungewöhnliches vor, . . . in einem Augenblicke bin ich wieder bei Ihnen.

Jetzt hörte man einen ziemlich heftigen Schlag an der Thüre; der Prinz fuhr fort, indem er das anstoßende Zimmer öffnete:

— Ich bitte Sie, treten Sie hier hinein.

Dann machte er die Thüre wieder zu, trat rasch aus dem Salon hinaus, um die Ursache

des ungebührlichen und ungewohnten Lärmens zu erfahren, und sah Herrn Paskal, den zwei Adjutanten in höchster Aufregung zurückzuhalten bemüht waren.

Siebentes Kapitel.

Als die Adjutanten den Erzherzog erblickten, zogen sie sich ehrerbietig zurück, und Herr Paskal, der außer sich zu sein schien, rief aus:

— Alle Wetter, gnädigster Herr, das ist ja ganz sonderbar, wie die Leute hier empfangen werden . . .

Nun erst erinnerte sich der Prinz, daß Herr Paskal zu einer Besprechung bestellt worden war, und da er für seine persönliche Würde irgend eine neue Beleidigung von Seiten dieses groben Menschen befürchtete, sagte er, indem er ihm winkte, ihm zu folgen:

— Kommen Sie, Herr Paskal, kommen Sie.

Alsbald schloß sich die Thüre hinter dem

Prinzen und dem Geldmann vor den Augen der Adjutanten, die stillschweigend dastanden.

— Herr, — sagte der Erzherzog bleich vor Zorn, indem er nur mit Mühe an sich hielt, — werden Sie mir jetzt die Ursache dieses ärgerlichen Lärmens mittheilen?

— Wie? gnädigster Herr? Sie bestellen mich zur Audienz um drei Uhr; . . . ich finde mich pünktlich ein, eine Viertelstunde vergeht, . . . es kommt Niemand; eine halbe Stunde, . . . wieder Niemand; wahrhaftig, da reißt mir die Geduld, und ich bitte einen Ihrer Officiere, Sie daran zu erinnern, daß ich Sie erwarte; . . . man erwidert mir, daß Sie Jemanden Audienz geben . . . Ich verbeiße nochmals meinen Verdruß, . . . endlich aber, nach Verlauf einer neuen halben Stunde, erkläre ich Ihren Herren förmlich, daß, wenn sie Ihnen nicht Nachricht geben wollten, ich entschlossen sei, es selbst zu thun . . .

— Herr, . . . das ist eine Kühnheit . . .

— Wie? eine Kühnheit! ei! gnädigster Herr, bedarf ich Ihrer, oder bedürfen Sie meiner?

— Herr Paskal . . .

— Habe ich mich an Sie gewendet, gnädigster Herr? Habe ich Sie um Geld ersucht?

— Aber, Herr . . .

— Aber, gnädigster Herr, wenn ich darein willige, meine Geschäfte zu verschieben, um hier in Ihrem Vorzimmer zu warten, was ich Niemandem zu Liebe thue, . . . so scheint es mir, Sie sollten mich nicht eine Stunde lang lauern lassen, wie einen Narren, und es ist noch dazu gerade die wichtigste Stunde der Börse, die ich heute, um Ihretwillen, gnädigster Herr, versäumt habe; diese Unannehmlichkeit wird mich gewiß nicht hindern, es höchst befremdend zu finden, daß Ihre Adjutanten mich zurückstoßen, da ich, nach ihrer Weigerung, mich anzumelden, den Entschluß fasse, mich selbst zu melden . . .

— Die Discretion, . . . die gewöhnlichsten Regeln des Anstandes, geboten Ihnen, das Ende der Audienz, die ich gerade ertheilte, abzuwarten, mein Herr . . .

— Es ist möglich, gnädigster Herr, aber leider gebot mir meine gerechte Ungeduld gerade das Gegentheil, und offen gestanden, ich glaubte einen andern Empfang zu verdienen, indem ich

in der Absicht kam, mit Ihnen über eine Gefälligkeit zu sprechen, um die Sie mich so dringend gebeten hatten.

Im ersten Anfluge seines durch Herrn Paskals Grobheiten gesteigerten Aergers und Zornes hatte der Prinz vergessen, daß die Marquise von Miranda aus dem anstoßenden Zimmer, in welchem sie sich befand, Alles hören konnte. Von Scham erfüllt und das Bedürfniß fühlend, die widrige, unausstehliche Laune dieses Menschen, die sich nur schon zu sehr geäußert hatte, zu beschwichtigen, that sich der Prinz allen möglichen Zwang an, um ruhig zu erscheinen, und bemühte sich, Herrn Paskal, während er mit ihm sich unterhielt, nach einer Fenstervertiefung zu führen, damit Magdalene die Fortsetzung dieses Gesprächs nicht hörte.

— Sie wissen, Herr Paskal, — begann er wieder, — daß ich immer nachsichtig gegen Ihre heftige Gemüthsart gewesen bin, . . . auch diesmal soll es geschehen.

— In Wahrheit, Sie sind gar zu gütig, gnädigster Herr, — erwiderte Paskal ironisch — aber sehen Sie, Jeder hat manchmal seine kleinen Anfechtungen, ich aber habe in diesem

Augenblicke sogar große, . . . und das ist die Ursache, warum ich nicht völlig die Sanftmuth eines Lammes besitze.

— Diese Entschuldigung, . . . oder vielmehr diese Erläuterung genügt mir und erklärt mir Alles, Herr Paskal, — erwiderte der Prinz, der wohl fühlte, wie sehr er der Dienste des Geldmannes bedurfte. — Eine Unannehmlichkeit, das weiß ich wohl, erbittert oft den leutseligsten Charakter, wir wollen also nicht mehr von dem Geschehenen sprechen . . . Sie haben mich gebeten, die Unterredung, die wir festgesetzt hatten, um unsere Angelegenheit zu Ende zu führen, zwei Tage früher anzusetzen . . . Ich hoffe, daß Sie mir eine befriedigende Antwort bringen.

— Ich bringe Ihnen ein ganz vollständiges Ja, gnädigster Herr, — antwortete unser Held, indem er seinen Ton freundlicher stimmte, und eine Brieftasche hervorzog; — noch mehr, um diesem Ja Nachdruck zu geben, händige ich Ihnen hier eine Anweisung auf die Bank von Frankreich ein, um das erste Zehntel der Summe zu erheben, und diese Verpflichtung von meiner Seite für den übrigen Betrag des Anlehens.

—Ah! mein lieber Herr Paskal! — rief der Prinz, strahlend vor Freude, — Sie sind wirklich, . . . ein Goldmann!

—Das ist ein wahres Wort, gnädigster Herr, und ohne Zweifel ist dies die Ursache Ihrer Neigung zu mir.

Der Prinz erwiderte Nichts auf diesen beißenden Spott; er fühlte sich ganz glücklich, daß dieser Tag, wie es den Anschein hatte, seine verschiedenartigsten Wünsche krönte, und voll Ungeduld, Magdalenen wieder zu sehen, den Geldmann aber loszuwerden, sagte er zu ihm:

—Da schon Alles abgemacht ist, mein lieber Herr Paskal, so wollen wir blos noch unsere gegenseitigen Unterschriften austauschen, . . . und morgen Vormittag oder später, . . . wann es Ihnen belieben wird, wollen wir uns besprechen, um diese Angelegenheit vollständig ins Reine zu bringen.

—Ich begreife, gnädigster Herr, haben Sie erst das Geld und die Unterschrift in der Tasche, dann ist es der lebhafteste Wunsch Ihres Herzens, sich so schnell wie möglich Ihres ganz unterthänigen Dieners Paskal zu entledigen, und morgen werden Sie ihn an irgend ei-

nen Ihrer Untergebenen adressiren, der mit Ihren Vollmachten beauftragt ist, um das Geschäft in Ordnung zu bringen.

— Mein Herr! . . .

— Schon recht, gnädigster Herr, ist es doch so der natürliche Lauf der Dinge. Ehe man das Darlehn hergiebt, ist man ein guter Schutzgeist, . . . so ungefähr ein halber oder auch ein drei Viertels-Gott; . . . hat man aber erst das Geld hingegeben, da ist man ein Jude, ein Wucherer . . . Ich kenne das, da zeigt sich die Kehrseite; beeilen Sie Sich also nicht so sehr, gnädigster Herr, besagte Kehrseite sehen zu lassen.

— Herr Paskal, sprechen Sie doch deutlicher.

— Sogleich, gnädigster Herr, denn ich habe Eile . . . Das Geld ist da, meine Unterschrift ist auch da, — fügte er hinzu, indem er auf seine Brieftasche klopfte, — unter einer Bedingung ist die Sache abgemacht.

— Noch ein Bedingung?

— Ein Jeder, gnädigster Herr, treibt sein Geschäft, wie er es versteht. Meine Bedingung ist übrigens eine ganz einfache.

— Nun denn, mein Herr, lassen Sie uns zum Ziele kommen.

— Gestern zeigte ich Ihnen einen schönen jungen blonden Mann in dem Garten, wo er gerade spazieren ging, und der hier wohnt, wie Sie mir gesagt haben . . .

— Ganz recht . . . es ist der Graf Franz, mein Pathe.

— Es kann sicherlich keinen hübschern jungen Mann geben, wie ich Ihnen schon bemerkte . . . Da Sie nun der Pathe dieses hübschen jungen Herrn sind, so müssen Sie einigen Einfluß auf ihn haben, nicht wahr?

— Was beabsichtigen Sie mit diesen Fragen?

— Gnädigster Herr, im Interesse Ihres lieben Pathen muß ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich meine, die Luft von Paris . . . ist für ihn nicht zuträglich.

— Wie?

— Ja, und Sie würden wohl daran thun, ihn nach Deutschland zurückzuschicken, seine Gesundheit würde sehr, sehr dabei gewinnen.

— Ist das ein Scherz, Herr Paskal?

— Ich meine es so ernstlich, gnädigster

Herr, daß die einzige Bedingung, die ich an den Abschluß unseres Geschäftes knüpfe, diese ist; Sie senden Ihren Pathen längstens binnen vier und zwanzig Stunden nach Deutschland zurück.

— In der That, Herr Paskal . . . ich kann mich von meinem Erstaunen gar nicht erholen; . . . welches Interesse haben Sie an Franzens Abreise? . . . Es ist mir unerklärlich.

— So will ich mich denn deutlicher erklären, gnädigster Herr, und um Ihnen das Interesse begreiflich zu machen, welches ich an dieser Abreise nehme, muß ich Ihnen Etwas im Vertrauen mittheilen; das wird mir auch Gelegenheit geben, Ihnen noch genauer auseinander zu setzen, was ich von Ihnen erwarte; also, gnädigster Herr, wie Sie mich hier sehen, bin ich sterblich verliebt, . . . ja, . . . sterblich verliebt; . . . das kommt Ihnen komisch vor, . . . mir auch, . . . aber kurz, es ist so . . . Ich bin also sterblich verliebt in ein junges Mädchen, Namens Fräulein Antonine Hubert, Ihre Nachbarin . . .

— Sie? . . . mein Herr! — rief der

Prinz im höchsten Grade überrascht aus, — Sie!

— Freilich, ich! ich, Paskal! und warum denn nicht, gnädigster Herr? Lieben kann man jederzeit, sagt ein Liedchen, nur, da man auch in dem Alter Ihres Pathen lieben kann, hat sich Herr Franz auf die unschuldigste Weise von der Welt in Fräulein Antonine verliebt, . . . und diese hat ihm auf nicht minder unschuldige Weise ihre Gegenliebe geschenkt, was mich, wie Sie sehen, in eine sehr unangenehme Lage versetzt; glücklicher Weise können Sie mir jedoch aus dieser Lage heraus helfen, gnädigster Herr.

— Ich, Herr Paskal?

— Ja, gnädigster Herr, und hören Sie, wie: lassen Sie Herrn Franz sogleich abreisen, bürgen Sie mir dafür, . . . und Sie können das leicht, . . . daß er unter einem Jahre Frankreich nicht wieder sieht; das Uebrige ist dann meine Sache.

— Aber das ist doch nicht Ihr Ernst, Herr Paskal; wenn dieses junge Mädchen Franz liebt . . .

— Das Uebrige ist meine Sache, sage ich Ihnen, gnädigster Herr; der Präsident Hubert

wird keine zwei Tage mehr leben, meine Batterien sind gerüstet, die Kleine wird gezwungen sein, bei einer alten Verwandten zu leben, die entsetzlich geizig und habsüchtig ist; hundert tausend Franken werden mir diese Megäre gewinnen, und hat sie erst die Kleine in ihren Klauen, so schwöre ich darauf, dieses junge Mädchen muß Madame Paskal werden, sie mag wollen oder nicht, und es wird noch dazu gar keiner Gewalt bedürfen. Glauben Sie mir, gnädigster Herr, alle im funfzehnten Jahre entstandenen Liebschaften halten nicht aus gegen das Verlangen, ich will nicht sagen, Frau Erzherzogin, aber Frau Erzmillionärin zu werden. Sie sehen jetzt, gnädigster Herr, daß ich mit Ihnen offenes Spiel gespielt habe; da Sie kein Interesse dabei haben, anders zu handeln, kann Ihnen eben Nichts daran liegen, daß Ihr Pathe ein junges Mädchen heirathet, das keinen Heller besitzt. Die Bedingung, die ich Ihnen stelle, ist ganz leicht zu erfüllen . . . Nochmals, sagen Sie ja oder nein?

Der Prinz war ganz bestürzt, weniger über die abscheulichen Pläne Paskal's und seine entsetzliche Gemeinheit, als über die schmerzliche

Wahl, welche ihm die von dem Wucherer auferlegte Bedingung stellte.

Auf Franzens Abreise bestehen und sich seiner Verbindung mit Antoninen widersetzen, hieß Magdalenen verlieren; ... die von Herrn Paskal gemachte Bedingung zurückweisen, hieß dagegen einem Anlehen entsagen, welches ihn in den Stand setzte, ehrgeizige Vergrößerungspläne auszuführen.

Mitten in diesem Kampfe zweier heftiger Leidenschaften erinnerte sich der Prinz, wie es einem ächten Prinzen zukam, daß er Magdalenen nur wegen der Begnadigung des Verbannten sein Wort gegeben hatte, da der durch Paskals Ungestüm verursachte Lärm den Prinzen in dem Augenblicke unterbrochen hatte, wo er Magdalenen sein Wort geben wollte, auch in Franzens Heirath zu willigen.

Trotz des bequemen Ausweges, welchen ihm diese Ausflucht gewährte, fühlte der Erzherzog dennoch gerade in diesem Augenblicke, wie mächtig schon der Einfluß der Marquise auf ihn war, denn am Tage zuvor, selbst noch an diesem Morgen, hätte er keinen Augenblick gezaudert, Franz seinem Ehrgeize aufzuopfern.

Des Prinzen Zögern und Unschlüssigkeit überraschten Paskal sehr; er hatte nicht geglaubt, daß seine Bitte in Bezug auf Franz auch nur im Mindesten Anstand finden könnte; um jedoch auf des Prinzen Entschluß kräftig einzuwirken, und ihm die Folgen, welche eine Weigerung von seiner Seite nach sich ziehen könnte, vor Augen zu stellen, brach er zuerst das Stillschweigen und sagte:

— Wahrlich, gnädigster Herr, Ihr Zögern ist mir unbegreiflich! Wie? aus Schwäche, aus Nachgiebigkeit, gegen eine Schüler-Liebschaft wollten Sie der Gewißheit entsagen, eine Krone zu erlangen, denn das Herzogthum, dessen Abtretung man Ihnen anbietet, giebt Ihnen ja die Rechte eines unabhängigen Herrschers, . . . und mein Darlehn allein kann Sie in den Stand setzen, diese Abtretung zu bewirken, . . . was, unter uns gesagt, für den guten Paskal nicht wenig schmeichelhaft ist; . . . denn kurz und gut, . . . durch die Macht seines Geldsäckchens kann er Monarchen schaffen, oder nach seinem Belieben auch nicht; er kann diesen hübschen kleinen Handel, durch welchen man sich die einfältigen Unterthanen verkauft, wieder verkauft,

abtritt und wieder abtritt, gerade so, als wenn es eine Trift mit Ochsen oder Hammeln wäre, begünstigen oder verhindern . . . Das geht mich aber Nichts an . . . Ich bin kein Staatsmann, aber Sie sind einer, gnädigster Herr, und daher begreife ich Ihre Unschlüssigkeit nicht. Noch einmal, heißt es ja oder nein?

— Es heißt nein, — sagte Magdalene, welche plötzlich aus dem Nebenzimmer trat, von wo aus sie, trotz der Vorsichtsmaßregeln des Prinzen, die ganze Unterredung mit angehört hatte.

Achtes Kapitel.

Bei dem unerwarteten Eintritte der Marquise von Miranda war der Prinz eben so überrascht, wie Paskal; dieser heftete anfänglich ganz erstaunte Blicke auf Magdalene, welche er für eine Bewohnerin des Palastes hielt, denn sie hatte ihren Hut abgelegt, und ihre ausgezeichnete Schönheit strahlte so in ihrem vollen Glanze.

Der Schatten, welchen bis dahin der Rand des Hutes, der ihre Stirne und ihre Wangen zum Theil verdeckte, auf ihrem Antlitz verbreitet hatte, war verschwunden, und das lebhafte Tageslicht hob die durchsichtige Reinheit ihrer blassen und bräunlichen Gesichtsfarbe noch mehr hervor, vergoldete die zierlichen Locken ihres

prachtvollen blonden Haares, und verlieh dem dunkeln Blau ihrer großen Augen, den langen schwarzen Augenbrauen jene schimmernde Klarheit, welche der durchdringende Sonnenstrahl der blauen Färbung eines ruhigen Meeresspiegels verleiht.

Die Wangen vom Unwillen, welchen Paskals unwürdiger Plan in ihr erregte, leicht geröthet, mit funkelndem Blicke und bebenden Lippen, das Haupt stolz zurückgebogen auf ihrem zierlichen und geschmeidigen Halse, trat Magdalene bis in die Mitte des Salons hervor, und wiederholte, indem sie sich an den Wucherer wendete:

— Nein, Herr, . . . der Prinz wird Ihre ehrlose Bedingung nicht annehmen.

— Madame, — stammelte Paskal, welcher fühlte, daß seine gewohnte Dreistigkeit ihn verließ, und daher verlegen und zu gleicher Zeit bezaubert zurückwich, — Madame, . . . ich weiß nicht, . . . wer Sie sind, . . . ich weiß nicht, mit welchem Rechte Sie . . .

— Und Sie, gnädigster Herr, — fuhr sie fort, indem sie sich an den Erzherzog wendete, — verleugnen Sie doch nicht Ihre Würde, . . .

nicht als Prinz, sondern als Mann, weisen Sie doch die demüthigende Bedingung, welche man Ihnen stellt, mit der gebührenden Verachtung zurück . . . Großer Gott, um welchen Preis würden Sie einen Zuwachs der Macht erkaufen? Sie sollten den Muth haben, eine herzogliche Krone vor den Füßen dieses Mannes aufzuheben? Sie würden ja Ihre Stirn damit besudeln! ein Mann von Ehre aus dem niedrigsten Stande würde ja nicht einmal den tausendsten Theil der Beschimpfungen ertragen haben, die Sie Sich gefallen ließen, . . . und Sie sind Fürst? und Sie sind stolz? und Sie rechnen Sich zu Denen, welche meinen und behaupten, einem edlern Stamme anzugehören, als das gewöhnliche Volk? So hätten Sie denn nur Stolz für Ihre Höflinge, für Ihre Schmeichler, für Ihre eingeschüchterten Unterthanen, und dagegen vor Leuten solcher Art wollten Sie Ihre Fürstenhoheit herabwürdigen? . . . Das ist also die Macht des Geldes! — fügte Magdalene mit wachsendem Eifer hinzu, indem sie Paskal mit einer Geberde zermalmender Verachtung zum Schweigen zwang, — vor solchen Menschen also beugt man sich! das sind also jetzt die Könige

der Könige! . . . Bewahre mich Gott davor!! und Sie, Prinz, Sie bedenken nicht, daß es Ihr Ehrgeiz ist, welcher diesem Manne die Kraft, die Gewalt und die Unverschämtheit verleiht? . . . Wohlan, gnädigster Herr, anstatt sich freiwillig der Gnade dieses Mannes preiszugeben, anstatt um den Preis der schmerzlichsten Erniedrigung das zerbrechliche Spielwerk eines souveränen Ranges zu erkaufen, . . . entsagen Sie dieser armseligen Eitelkeit, . . . verleugnen Sie doch nicht Ihre Rechte als Mann von Ehre, und dann können Sie Denjenigen, der Sie entehrender behandelte, als Sie je den geringsten Ihrer Unterthanen behandelt haben, mit Schimpf und Schande fortjagen.

Seitdem Herr Paskal seine Reichthümer erworben, hatte er sich an eine despotische Herrschaft und an die demüthige und ängstliche Ehrerbietung Derer gewöhnt; deren Schicksal er in Händen hielt; man denke sich daher seine Bestürzung, seine Wuth, sich so von Magdalenen, der Frau, welche, wo nicht die schönste, doch gewiß die reizendste war, die er je gesehen, auf solche Weise anreden zu hören; . . . man denke sich überdies seine Erbitterung, indem er besorgte,

ohne Zweifel der Hoffnung, Antonine zu heirathen, und dem Gewinne, den er aus dem Darlehn (nach seiner Ansicht ein vorzügliches Geschäft, . . . denn in Paskals Herzen fanden alle schlechtern Gefühle Platz) zu ziehen hoffte, entsagen zu müssen, und man wird seine Wuth begreifen, denn er las auf des Prinzen Antlitz, welchen mächtigen Eindruck Magdalenens Worte auf ihn machten; daher rief er mit drohender Miene aus:

— Madame, . . . hüten Sie Sich! . . . diese Macht des Geldes, welche sie so unwürdig behandeln, kann ihrer Rache mit vielen Hilfsmitteln dienen, . . . hüten Sie Sich also!!

— Gott stehe mir bei! die Drohung ist fürchterlich, und erschreckt mich gewaltig, — versetzte Magdalene mit sardonischem Lachen, indem sie den Prinzen, der Paskal lebhaft einen Schritt näher trat, mit einer Geberde zurückhielt. — Ihre Macht ist groß, sagen Sie, Mann der Geldkiste! es ist wahr, das Geld übt eine ungeheure Gewalt aus; . . . ich habe in Frankfurt ein gutes altes Männchen gesehen, das im Jahre 1830 zu zwei oder drei großen Königen

sagte: Ihr Rasenden, ihr wollt Frankreich bekriegen, es steht mir nicht an; weder ich, noch meine Familie werden Euch zu diesem traurigen Geschäfte Geld hergeben, . . . und es hat kein Krieg stattgefunden . . . Dieser gute alte Mann, der hundertmal reicher ist, als Sie, bewohnt das bescheidene Haus seines Vaters, und lebt von Wenigem, während sein rühmlicher Name auf zwanzig glänzenden Denkmälern öffentlicher Wirksamkeit eingegraben steht; . . . man nennt ihn den König der Armen, und sein Name wird eben so sehr gesegnet, als der Ihrige gehaßt oder verhöhnt wird, Herr Paskal; denn, Sie wissen es wohl nicht? Ihr Ruf als biederer und redlicher Mann ist im Auslande eben so sehr verbreitet, als in Frankreich. Ganz gewiß, o! Sie sind bekannt, . . . nur zu sehr bekannt; . . . Sie glauben gar nicht, wie sehr man Ihr Zartgefühl, Ihre gewissenhafte Redlichkeit zu schätzen weiß; . . . was aber namentlich allgemeine Berücksichtigung findet, ist die ehrenvolle Art und Weise, auf welche Sie Ihr ungeheures Vermögen erworben und vermehrt haben, . . . 'das Alles hat Ihnen einen weit verbreiteten Ruf erworben, Herr Paskal, und ich schätze mich

glücklich, es Ihnen bei dieser Gelegenheit bestätigen zu können.

— Madame, — versetzte Paskal mit einer eisigen Ruhe, die schrecklicher war, als der Zorn, — Sie wissen Vieles, aber das wissen Sie nicht, wer der Mann ist, den Sie reizen . . . Sie wissen nicht, was er vermag, . . . dieser Mann der Geldkiste, wie Sie ihn bezeichnen.

Der Prinz machte von Neuem eine drohende Geberde, welche Magdalene abermals abwehrte; dann erwiderte sie:

— Ich weiß so viel, daß dieser Mann trotz seiner Frechheit, trotz seiner Unverschämtheit und seiner Geldkiste, nie, was er auch beginnen mag, Fräulein Antonine Hubert heirathen kann, welche morgen mit Franz von Neuberg verlobt werden wird; der Erzherzog wird Ihnen das sogleich versichern.

Und ohne Paskals Antwort abzuwarten, machte die Marquise eine kleine ironische Verbeugung, und trat wieder in das Nebenzimmer.

Hingerissen von dem edlen Unwillen, der sich in Magdalenens Worten kund gab, immer mehr gefesselt von ihrer Schönheit, welche ihm unter einem ganz neuen Lichte erschienen war,

empfand der Erzherzog, welcher fühlte, wie die volle Erbitterung, der ganze Zorn, den Paskals Unverschämtheit in ihm erregt hatte, in seinem Herzen wieder von Neuem erwachten, die Freude des Sklaven, der endlich von einem verhaßten Joche befreit ist; bei den mit inniger Wärme gesprochenen Worten der jungen Frau durchzuckten wenigstens einige edle Gefühle das verderbte, durch den Stolz seiner hohen Geburt verhärtete, und durch die Atmosphäre trauriger Schmeichelei, in welcher er bis dahin gelebt hatte, zu Eis verwandelte Herz dieses Prinzen; Schamröthe bedeckte jetzt die Stirn des stolzen Mannes, als er bedachte, wie tief er sich vor Herrn Paskal erniedrigt hatte.

Da dieser durch die Gegenwart der Marquise nicht mehr eingeschüchtert und in Verlegenheit gesetzt wurde, fühlte er seine Unverschämtheit wieder aufleben, und indem er sich hastig an den Prinzen wendete, sagte er zu ihm mit seiner gewohnten brutalen Ironie, zu welcher sich die neidische Eifersucht gesellte, den Prinzen im Besitze einer so schönen Maitresse zu sehen (das war sie nämlich nach Paskals Meinung):

— Der Henker! nun wundert es mich nicht

mehr, gnädigster Herr, daß ich so lange in Ihrem Vorzimmer habe lauern müssen, wie ein Narr. Wie ich sehe, waren Sie in angenehmer und schöner Gesellschaft beschäftigt . . . Ich bin ein feiner Kenner, und statte Ihnen meinen Glückwunsch ab; aber Männer, wie wir, lassen sich nicht von einer Schürze am Gängelbande führen, und ich glaube, Sie verstehen Ihren Vortheil zu gut, um unserm Anlehengeschäft zu entsagen, und die Worte ernstlich aufzunehmen, welche Sie gehört haben, und die ich nicht vergessen werde, . . . denn, so leid mir es thut, um Ihretwillen, gnädigster Herr, — fügte Paskal hinzu, dessen Wuth seine Frechheit verdoppelte; — so muß ich mich doch an dieser allzu liebenswürdigen Frau trotz ihrer schönen Augen für ihre Beleidigungen rächen . . .

— Herr Paskal! — sagte der Prinz triumphirend, daß er endlich Rache nehmen konnte, — Herr Paskal! — und er wies mit der Hand nach der Thür: — entfernen Sie Sich von hier, . . . und lassen Sie Sich nie mehr hier blicken. . . .

— Gnädigster Herr, . . . diese Worte. . . .

— Herr Paskal, — wiederholte der Prinz

mit stärkerer Stimme, indem er die Hand nach dem Klingelzuge ausstreckte, — entfernen Sie Sich von hier augenblicklich, . . . oder ich lasse Sie hinausführen. . . .

Mit der Unverschämtheit paart sich immer so viele Feigheit, mit der Habsucht so viele Niederträchtigkeit, daß Herr Paskal gleichsam zu Boden geschmettert war, bei dem Gedanken, seine Hoffnungen und den Gewinn verschwinden zu sehen, den er aus dem Darlehen zu ziehen hoffte, daß er jetzt seine Grobheit, freilich zu spät, bitter bereute, und nun eben so kriechend sich benahm, als er bis dahin anmaßend gewesen war, und mit kläglicher Stimme zum Prinzen sagte:

— Gnädigster Herr, . . . ich scherzte ja nur; ich glaubte, Ihre Kaiserliche Hoheit finde, indem Sie mir meine Freimüthigkeit zu gestatten geruhten, Vergnügen an mir, wie an einem Possenreißer. Das ist die Ursache, warum ich mir so vieles Ungehörige erlaubte. . . . Können Ihre Hoheit glauben, daß ich es wagen würde, den mindesten Unwillen über die scherzhaften Aeußerungen zu empfinden, welche diese liebenswürdige Dame über mich ausgesprochen hat?

... Dazu bin ich viel zu galant, viel zu sehr französischer Cavalier; ich ersuche Ihre Kaiserliche Hoheit sogar, mir zu gestatten, im Falle unser Darlehen dennoch stattfindet, wie ich es hoffe, dieser achtungswerthen Dame anbieten zu dürfen, was wir Männer der Geldkiste, wie sie sich vorhin so scherzhaft ausdrückte, Nadelgeld nennen, . . . so etwa zehn Röllchen mit Tausend Louisdor; die Damen haben immer kleine Einkäufe zu machen.

— Herr Paskal, — sagte der Prinz, der sich an dieser Demüthigung weidete, welche er den Muth nicht gehabt hatte, Herrn Paskal aufzuerlegen, — Sie sind ein erbärmlicher Wicht.

— Schon recht so, gnädigster Herr, Ihre Worte sind mir lieber, als unser Stillschweigen so eben; immer machen Sie Sich ein wenig lustig auf Kosten des ehrlichen, einfältigen Paskal.

Ohne zu antworten, klingelte der Prinz heftig; ein Adjutant trat ein.

— Sie sehen doch diesen Herrn hier, — sagte der Erzherzog zu dem Offizier, indem er auf Paskal deutete, der ganz vernichtet dastand, — betrachten Sie ihn!

— Ja, gnädigster Herr.

— Wissen Sie seinen Namen?

— Ja, gnädigster Herr, es ist Herr Paskal.

— Sie werden ihn also leicht wieder erkennen?

— Ganz gewiß, gnädigster Herr.

— Wohlan! führen Sie diesen Mann an die Thür des Vorhauses, und wenn er je die Frechheit hätte, wieder hier zu erscheinen, so jagen Sie ihn mit Schimpf und Schande fort.

— Wir werden nicht ermangeln, gnädigster Herr, — erwiderte der Adjutant, der eben so, wie seine Cameraden, von Herrn Paskal mit Unverschämtheit behandelt worden war.

Da unser Held seine Hoffnungen vernichtet sah, und nun keine Schonung mehr anzuwenden brauchte, erlangte er seine Frechheit wieder, richtete seinen Kopf empor und wendete sich an den Prinzen, welcher sich genügend gerächt zu haben glaubte, und sehnlich darnach verlangte, sich zu Magdalenen in das anstoßende Zimmer zu begeben.

— Hören Sie, Herr Erzherzog, — begann also Paskal mit frecher Miene, — unser Muth

und unsere Gemeinheit sind bei uns Beiden desselben Schlages; neulich triumphirte ich über Ihre Feigheit, wie Sie vorhin über die meinige triumphirt haben, . . . die einzige muthige Person hier ist dieses verwünschte Weib mit den schwarzen Augenbrauen und den blonden Haaren, . . . aber ich werde mich rächen. . . .

Höchst entrüstet, sich in Gegenwart eines seiner Untergebenen so behandelt zu sehen, wurde der Prinz dunkelroth und stampfte wüthend mit dem Fuße.

— Entfernen Sie Sich, mein Herr, — rief der Offizier, indem er die Hand an den Griff seines Degens legte, und Paskal drohte; — entfernen Sie sich, wo nicht . . .

— Nur sachte, . . . Herr Kriegsheld, — erwiderte Paskal kalt, indem er sich entfernte, — nur sachte, hier zu Lande säbelt man Niemanden nieder, verstehen Sie? . . . wir sind in Frankreich, verstehen Sie? . . . und, sehen Sie, wir haben Polizeibeamte, bei denen sich ehrliche Bürger gegen Gewaltthaten beklagen können.

Paskal verließ den Palast, das Herz mit Galle erfüllt, von Haß verzehrt, vor Wuth

schäumend, an seine getäuschte Habsucht, seine getäuschte Liebe denkend, und immer verfolgt von dem zornglühenden, bleichen Antlitze Magdalenens, welche, weit entfernt, die jungfräuliche Unschuld von Antoninens Schönheit aus seiner Erinnerung zu verdrängen, sie ihm nur noch lebhafter vor Augen zu stellen schien, denn diese zwei Musterbilder, die so vollkommen und doch zugleich so verschieden waren, machten sich gerade durch ihren Contrast nur noch mehr geltend.

— Der Mensch ist ein sonderbares Thier, ich fühle die Triebe des Tigers in mir, — sagte Paskal bei sich selbst, der, beide Hände in den Hosentaschen haltend, langsamen Schrittes in einer Straße der Vorstadt Saint-Honoré hinschritt; — nein, — fuhr er fort, indem er das Haupt senkte und die Augen mechanisch auf das Pflaster heftete, — nein, . . . ich darf das nicht sagen, ich mögte sonst bei Denen, die uns Millionäre beneiden, diese Leidenschaft, von der sie gequält werden, weniger empfindlich, weniger bitter machen, . . . denn die uns beneiden, stehen Qualen aus, wie die Verworfenen, wenn sie an alle die Genüsse denken,

in deren Besitz sie uns glauben. . . Aber kurz, so viel ist gewiß: Da stehe ich nun, ich, der ich in meiner Kasse Geld genug habe, um mich mit allen Genüssen, erlaubten wie unerlaubten, die sich ein Mensch nur zu denken vermag, zu sättigen. . . Ich bin noch jung, bin nicht einfältig, voll Kraft und Gesundheit, frei, wie der Vogel in den Lüften, . . . die Erde gehört mir, . . . ich kann mir Alles gewähren, was sie nur Auserlesenes in allen Ländern bietet; . . . ich kann ein Sybaritenleben führen, hier, in London, in Wien, in Neapel oder in Constantinopel, . . . ich konnte Fürst, Herzog oder Marquis werden, konnte mich mit Ordensbändern behängen lassen, . . . ich kann diesen Abend die schönsten und ausgesuchtesten Schauspielerinnen von Paris zu meiner Verfügung haben, kann ein Lucullus-Fest feiern;. . . kann die schönsten Pferde in Paris halten; kann in einem Monate, wenn ich, wie so viele andere Spitzbuben oder Dummköpfe, meine Salons öffne, die auserlesenste Gesellschaft von Paris, von Europa bei mir versammeln; . . . dieser Halbkönig, den ich beinahe mit dem heiligen Salbungsöle der Bank von Frankreich gesalbt hätte, diese Hoheit, von

der ich so eben komme, hat mir die Füße geleckt; . . . und dennoch, auf mein Ehrenwort, — fügte Herr Paskal zähneknirschend hinzu, — ich wette, Niemand auf der Welt steht in diesem Augenblicke solche Qualen aus, wie ich. Ich war dagegen wie im Paradiese, als ich noch Laufbursche war, und in jenem Städtchen meinem alten Spitzbuben von Wucherer die Stiefeln putzte. . . . Glücklicher Weise kann ich ja einstweilen, in Erwartung besserer Brocken, um nicht mit leeren Backen zu kauen, ein wenig den Dutertre verspeisen; . . . also geschwind, zu meinem Rechtsbeistand.

. . . .

Nachdem sich der Geldmann entfernt hatte, beeilte sich der Erzherzog, wie wir schon erwähnten, die Marquise von Miranda wieder aufzusuchen, jedoch zu seinem großen Erstaunen fand er sie nicht mehr in dem Zimmer, in welches sie eingetreten war.

Da dieses Zimmer keinen andern Ausgang hatte, als in das Vorzimmer des Dienstpersonals, so fragte der Prinz die Adjutanten, ob sie die Dame, welcher er Audienz gegeben, hätten vorbeigehen sehen. Man antwortet ihm,

diese Dame sei aus dem Salon gegangen und habe den Palast wenige Augenblicke vor dem Weggange des Herrn Paskal verlassen.

Magdalene hatte sich in der That entfernt, obgleich sie anfänglich beschlossen hatte, den Prinzen bis zum Ende seiner Unterredung mit Herrn Paskal zu erwarten.

Der Grund, warum die Marquise sich anders besonnen hatte, war folgender:

Sie kehrte in das Nebenzimmer zurück, nachdem sie Herrn Paskal nach Verdienst behandelt hatte; da blickte sie zufällig in den Garten und bemerkte Franz, der um die Begünstigung gebeten hatte, vor seiner Abreise noch eine Promenade im Parke in Begleitung des Major Butler machen zu dürfen.

Bei Franzens Anblick war Magdalene wie versteinert.

Sie erkannte ihren blonden Erzengel, den Gegenstand ihrer idealischen und einzigen Liebe, welche sie Sophien Dutertre gestanden hatte.

Neuntes Kapitel.

Magdalene zweifelte keinen Augenblick, daß der Held des Duells, dessen unsichtbarer Zeuge sie gewesen war, daß ihr blonder Erzengel, kurz, daß das Ideal ihrer Leidenschaft und Franz, der Gegenstand von Antoninens Liebe, eine und dieselbe Person wäre.

Bei dieser plötzlichen Entdeckung war die Marquise schmerzlich erschüttert. Bis dahin hatte diese geheimnißvolle und Niemandem bekannte Liebe, die so unbestimmt und so bezaubernd war, wie die Erinnerung an einen lieblichen Traum, vollkommen genügt, um ihr Herz auszufüllen mitten in einem bewegten Leben, das so eigenthümlich war durch die Ruhe ihrer Sinne, welche eine eisige Kälte offenbarten, in Vergleich

mit den glühenden Leidenschaften, die sie unwillkürlich entzündete, ohne sie selbst zu empfinden, und deren sie sich doch manchmal gern bediente, wie einer unwiderstehlich wirkenden Kraft.

Nie war Magdalenen in die Gedanken gekommen, ihr Ideal könne die Liebe einer andern Frau erwidern, oder vielmehr, nie hatte sie bei diesem Bedenken verweilt; nach ihrer Idee war ihr strahlender Erzengel mit schönen weißen Flügeln versehen, welche ihn aller Augen in die unermeßlichen Räume des Aethers entführen mußten . . . Unaufhörlich von glühenden Wünschen bestürmt, die Nichts weniger als platonisch waren, empfand sie eine unbeschreibliche Wonne, eine moralische Erholung darin, sich in diese geistigen Regionen zu erheben, wo ihre geblendeten und bezauberten Augen ihr Ideal schweben sahen.

Plötzlich aber hatte die Wirklichkeit dem aus seiner himmlischen Sphäre gefallenen Erzengel die Flügel abgeschnitten, er war nur noch ein schöner junger Mann, der in ein junges, funfzehnjähriges Mädchen verliebt war, von ihr gleichfalls angebetet.

Bei dieser Entdeckung empfand Magdalene

zuerst eine gewisse Traurigkeit, oder vielmehr eine sanfte Schwermuth, ähnlich der, welche auf das Erwachen aus einem lieblichen Traume folgt; um die Qualen der Eifersucht zu empfinden, muß man sinnlich lieben. Magdalene konnte also auf Antoninen nicht eifersüchtig sein. Wenn übrigens Franz fast immer ihre Gedanken beschäftigte, so hatte er doch keinen Theil an ihrem äußern Leben gehabt; es handelte sich für sie also nicht darum, jene tausend Bande zu zerreißen, welchen die Gewohnheit, die Sympathie, das Vertrauen so vielen Werth verleihen; sie fühlte jedoch bald, daß eine immer zunehmende Unruhe, daß peinliche Ahnungen sich ihrer bemächtigten, die sie sich gar nicht zu erklären vermogte. Plötzlich bebte sie zusammen und sagte:

— Wenn nun das Verhängniß es fügte, daß dieser sonderbare Zauber, den ich fast auf Alle ausübe, die mir nahen, auch auf Franz einwirkte? Wenn ich diesen Eindruck theilen sollte, indem ich ihn lebhaft empfunden sähe von dem einzigen Manne, der bis jetzt mein Herz und meine Gedanken beschäftigte?

Dann suchte Magdalene sich zu beruhigen,

indem sie sich an ihre Demuth appellirte, und sagte:

—Aber nein, . . . Franz liebt Antoninen zu sehr, es ist seine erste Liebe, seine Unschuld, die Reinheit dieser Liebe werden ihn schützen. Mir wird er jene Gleichgültigkeit zeigen, die ich für Alle empfinde . . . Ja, . . . und doch, wer sagt mir, daß mein Stolz, oder gar meine Liebe sich gegen Franzens Gleichgültigkeit nicht empören werden? wer sagt mir, daß ich, die Pflichten einer heiligen, fast mütterlichen Freundschaft für Antoninen vergessend, nicht alle Triebfedern des Geistes und der Verführung in Bewegung setzen werde, um Franzens Gleichgültigkeit zu überwinden? o! nein, das wäre abscheulich, . . . und dann, gewiß täusche ich mich; . . . gewiß, Franz liebt Antoninen zu sehr . . . Aber ach! Sophie wird auch von ihrem Gatten zärtlich geliebt, . . . und ich fürchte, daß . . .

Diese Betrachtungen der Marquise waren durch die laut schallende Stimme des Erzherzogs, welcher Paskal gebot, sich zu entfernen, unterbrochen worden; aufmerksam diesem Wortwechsel lauschend, sagte sie bei sich:

—Wenn der Prinz diesen Mann fortgetrie-

ben hat, wird er hieher kommen; daher will ich thun, was am Meisten Eile hat.

Sie zog hierauf ein Brieftäschchen hervor, riß ein Blatt heraus, und schrieb mit dem Bleistifte einige Zeilen darauf, faltete das Papier, steckte es mit einer Stecknadel zu, und nachdem sie auf die Adresse geschrieben hatte: An den Prinzen, legte sie das Billet auf einen, mitten im Salon stehenden Marmortisch, wo es sogleich in die Augen fallen mußte, setzte ihren Hut auf und entfernte sich wenige Minuten vor Herrn Paskal, wie wir schon erwähnten.

Während der Erzherzog, ganz überrascht und trostlos, die Marquise nicht mehr zu finden, mit unbeschreiblicher Angst das von ihr zurückgelassene Billet öffnete, begab sich Diese zu Antoninen, wo sich auch Sophie Dutertre einfinden sollte.

Bei ihrer Ankunft in der Wohnung des Präsidenten Hubert wurde die Marquise in einen bescheidenen Salon geführt, und dort von Sophie Dutertre empfangen, welche ihr entgegeneilte, und ängstlich fragte:

— Nun, Magdalene! Du hast den Prinzen gesprochen?

— Ja; und ich habe die beste Hoffnung.

— Wäre es möglich . . .

— Möglich, ja, meine liebe Sophie, aber weiter auch Nichts. Ich will dem armen Kinde keine falsche Hoffnung machen. Wo ist sie?

— Bei ihrem Oheim. Glücklicher Weise scheint die Krise dieses Morgens ein Ergebniß zu haben, das immer günstiger wird. Der Arzt hat soeben erklärt, daß, wenn diese Besserung anhält, Herr Hubert diesen Abend vielleicht außer Gefahr sein wird.

— Sage mir, Sophie, glaubst Du, daß Herr Hubert im Stande ist einen Besuch anzunehmen?

— Von wem?

— Von einer gewissen Person; . . . mehr kann ich Dir nicht sagen.

— Ich glaube, ja; denn soeben besuchte Herrn Hubert einer seiner Freunde. Nur hatte der Arzt diesem anempfohlen, nicht zu lange da zu bleiben, um den Kranken nicht zu sehr zu ermüden.

— Vortrefflich. Aber Antonine, die arme Kleine, muß in einer tödtlichen Unruhe sein.

— Das arme liebe Kind, sie dauert mich

sehr . . . Ihr Schmerz ist so kindlich, und zugleich so sanft und so trostlos, daß es mir fast das Hert bricht . . . Siehst Du, Magdalene, ich bin überzeugt, sie würde vor Kummer sterben, wenn sie Franzen entsagen müßte . . . Ach! der Tod ist besser, als gewisse Leiden, — fügte Sophie mit so traurigem Tone hinzu, daß ihren Augen Thränen entströmten; bald aber trocknete sie dieselben, und fuhr dann fort: — Ja, wenn man aber Kinder hat, . . . so muß man leben . . .

Magdalene war so betroffen von dem Tone, mit welchem Madame Dutertre dieses sagte, von ihrer Blässe, welche sie noch nicht bemerkt hatte, und von den Thränen, die sie ihren Augen entströmen sah, daß sie zu ihr sagte:

— Mein Gott, Sophie, . . . was ist Dir denn? warum diese schmerzlichen Worte? warum diese Thränen? . . . Gestern noch verließ ich Dich ruhig, glücklich, mit Ausnahme einiger sorgenvollen Gedanken, welche, wie Du mir sagtest, die Geschäfte Deines Gatten in Dir erweckten? Ist denn heute etwas Neues vorgefallen?

— Nein, . . . ich . . . glaube nicht, —

erwiderte Madame Dutertre zögernd. — Aber seit gestern . . . sind es weniger die Angelegenheiten meines Gatten, . . . die mich bekümmern, als . . .

— Vollende doch . . .

— Nein, nein, ich bin eine Thörin, — versetzte Madame Dutertre, indem sie sich bezwang und einige Worte, die ihr schon entwischen wollten, unterdrückte, — wir wollen nicht von mir reden, laß uns von Antoninen sprechen, die Trostlosigkeit dieses armen Kindes hat mich so aufgeregt, . . . daß es mir vorkommt, als sei ihr Kummer auch der meinige.

— Sophie, . . . Du sagst mir nicht die Wahrheit.

— Ich versichere Dich . . .

— Ich finde Dich blaß, . . . verändert, . . . ja, . . . seit gestern hast Du gelitten, viel gelitten, davon bin ich überzeugt.

— Ach nein, — erwiderte die junge Frau, indem sie ihr Taschentuch vor die Augen hielt, — Du irrst Dich . . .

— Sophie, — sagte Magdalene lebhaft, indem sie die Hände ihrer Freundin in die ihrigen schloß, — Du weißt nicht, wie sehr Dein

Mangel an Vertrauen mich bekümmert; Du könntest mich zu dem Glauben bringen, daß Du Dich über mich zu beklagen habest.

— Was sagst Du? — rief Sophie trostlos über diesen Verdacht, — Du bist meine beste Freundin, und wirst es immer sein, und wenn ich nicht befürchtete, Dir mit meinen Klagen lästig zu fallen . . .

— Ach! schon wieder? — entgegnete die Marquise mit dem Tone sanften Vorwurfes.

— Vergieb mir, Magdalene, vergieb mir, aber ist es denn nicht genug, wenn man seinen Freunden wirklichen Kummer anvertraut, muß man sie auch noch durch das Geständniß dunkler Ahnungen bekümmern, die gleichwohl oft recht schmerzlich sind?

— Sophie, meine liebe Sophie, theile mir diese Ahnungen mit.

— Seit gestern, . . . aber ich wiederhole es, . . . nein, nein, . . . Du wirst mich für eine Thörin halten.

— Ich werde Dich für eine Thörin halten, . . . mag sein, . . . aber sprich, ich beschwöre Dich.

— Wohlan, es scheint mir, daß mein Gatte

seit gestern von irgend einer fixen Idee beherrscht wird, die ihn ganz und gar in Anspruch nimmt . . .

— Vielleicht sind es die Sorgen, welche ihm seine Geschäfte machen?

— Nein, . . . nein, . . . es ist etwas ganz Anderes, und gerade das macht mir Kummer . . . und beunruhigt mich.

— Was hast Du denn bemerkt?

— Gestern sollte er verabredeter Maßen, nachdem Du Dich entfernt hattest, zwei für uns äußerst wichtige Gänge besorgen; . . . da ich die festgesetzte Stunde ablaufen sah, so ging ich in unser Wohnzimmer, wo er sich ankleiden wollte. Ich fand ihn noch in seinen Arbeitskleidern vor einem Tische sitzen, die Stirn auf die Hand gestützt; er hatte mich nicht eintreten hören. — Karl, sagte ich zu ihm, Du vergissest ja die Stunde, Du mußt ja ausgehen. — Warum ausgehen? fragte er mich. — Aber, mein Gott, Du hast wegen Deiner Geschäfte zwei sehr dringende Gänge zu machen, . . . und ich rief sie ihm ins Gedächtniß zurück. — Du hast Recht, — erwiderte er, — ich dachte nicht mehr daran. — Aber an was denkst Du denn, Karl?

— fragte ich ihn. Er erröthete, schien verlegen zu sein, und antwortete mir nicht.

— Vielleicht hat er einen Plan, eine Entschließung vor, worüber er nachdenkt, und die er Dir noch nicht anvertrauen zu dürfen glaubt.

— Es ist möglich, . . . und doch hat er mir noch nie Etwas verheimlicht, nicht einmal Pläne, über die er noch unentschlossen war. Nein, . . . nein, . . . seine Angelegenheiten haben ihn nicht so sehr beschäftigt, denn anstatt gestern Abend mit seinem Vater und mit mir von dem Zustande unserer Angelegenheiten zu sprechen, und ich muß es Dir schon gestehen, Magdalene, es steht damit mißlicher, als ich Dir gestern sagte, hat Karl von Dingen mit uns gesprochen, die dem, was ihn jetzt am Ernstlichsten beschäftigen sollte, völlig fremd sind . . . Und . . . da . . . Ich hatte nur den Muth nicht, ihn deshalb zu tadeln. Er hat besonders viel von Dir gesprochen.

— Von mir, . . . und . . . was sagte er denn?

— Was der Wahrheit gemäß ist, daß Du ihn nämlich gestern Vormittag mit so viel Wohlwollen behandelt habest; dann fragte er mich

über tausenderlei Umstände in Betreff Deiner, über Deine Jugendjahre, über Deine Lebensweise; ich beantwortete seine Fragen mit dem größten Vergnügen, wie Du Dir wohl denken kannst, Magdalene, und dann versank er plötzlich in ein düsteres Schweigen, in ein so tiefes Nachdenken, daß Nichts, auch nicht einmal die Liebkosungen unserer Kinder ihn daraus zu reißen vermogten.

In diesem Augenblicke trat der alte Diener des Herrn Hubert, welcher Madame Dutertre bekannt war, mit überraschter und geschäftiger Miene ein, und sagte zu Sophien:

— Madame, Fräulein Antonine ist vermuthlich bei dem Herrn?

— Ja, Peter; was gibt es?

— Mein Gott! Madame, . . . es hat mich ganz in Schrecken gesetzt, und ich wußte nicht, was ich antworten sollte . . .

— Nun, Peter, erklären Sie Sich doch deutlicher.

— Denken Sie nur, Madame, es ist ein fremder Offizier da, . . . wahrscheinlich einer aus dem Gefolge des Prinzen, welcher jetzt das Elysée bewohnt.

— Nun?

— Dieser Offizier hat einen Brief, welchen er selbst, wie er sagt, dem Herrn Präsidenten einhändigen will, der eine Antwort darauf ertheilen soll; . . . da ich nun dem Offizier sagte, daß der Herr sehr krank wäre, hat er mich versichert, es beträfe eine sehr wichtige Sache, die große Eile habe, und er käme von Seiten Seiner Hoheit, welche das Elysée bewohne; in meiner Verlegenheit nun wende ich mich an Sie, Madame, um Sie zu fragen, was ich thun soll.

Madame Dutertre, welche ihren Kummer vergaß, wendete sich zu Magdalenen und sagte mit lebhafter Freude zu ihr:

— Deine Hoffnung hatte Dich nicht getäuscht . . . Dieser Brief des Prinzen, . . . vielleicht ist es seine Einwilligung in diese Heirath; . . . die gute Antonine, . . . wie glücklich wird sie sein . . .

— Wir wollen uns nicht zu schnell freuen, liebe Sophie . . . Gedulden wir uns noch, . . . aber wenn Du meinem Rathe folgen willst, so gehe zu dem Offizier, . . . vermuthlich ist es ein Adjutant des Prinzen, . . . und sage ihm, ob-

gleich sich Herr Hubert ein wenig besser befände, könnte er ihn dennoch nicht empfangen; bitte den Offizier, er möge Dir den Brief anvertrauen, und versichere ihm, daß Du ihn Herrn Hubert einhändigen lassen wolltest, der dann eine Antwort geben werde.

— Du hast Recht, Magdalene, . . . kommen Sie, Peter — sagte Sophie, und ging in Begleitung des alten Dieners hinaus.

— Ich hatte mich nicht getäuscht, — sagte die Marquise, als sie allein war. — Diese Blicke des Herrn Dutertre, . . . wahrlich, es ist schlimm . . . Ich hoffe jedoch, — fügte sie lächelnd hinzu, — ich werde aus dieser verzeihlichen Untreue sowohl für Sophien als für ihren Gatten Nutzen ziehen . . . — Dann fügte sie nach einiger Ueberlegung hinzu: — Der Prinz zeigt eine seltene Pünktlichkeit . . . Mögte er eben so die andere in meinem mit Bleistift geschriebenen Billet enthaltene Empfehlung berücksichtigen.

In diesem Augenblicke trat Antonine aus dem Zimmer ihres Oheims heraus. Beim Anblick der Marquise wagte das arme Kind keinen Schritt zu thun. Regungslos, stumm, zitternd

blieb sie stehen, indem sie in tödtlicher Angst die Entscheidung ihres Geschickes erwartete; denn Magdalene hatte ihr erst am Morgen versprochen, Fürsprache beim Prinzen für sie einzulegen.

Da kam Sophie mit dem Briefe zurück, welchen der Adjutant ihr eingehändigt hatte; sie gab ihn Antoninen mit den Worten.

— Hier, mein Kind, gib diesen Brief sogleich Deinem Oheim, . . . es erfordert Eile, . . . und ist von großer Wichtigkeit, . . . er wird Dir die Antwort geben, . . . und ich will sie der Person einhändigen, welche darauf wartet . . .

Antonine nahm den Brief aus den Händen der Madame Dutertre, und warf einen Blick unruhiger Neugierde auf ihre beiden Freundinnen, die einander bedeutungsvolle Blicke zuwarfen, und so ihre nur mühsam unterdrückte Hoffnung verriethen; dies fiel Antoninen dermaßen auf, daß sie sich der Reihe nach an die beiden jungen Frauen wendete, und zu ihnen sagte:

— Sophie, . . . Magdalene, was gibt es? Ihr seht Euch schweigend an, . . . und dieser Brief, . . . mein Gott, was geht denn vor?

— Geh schnell, mein Kind, — sagte Magdalene, — Du findest uns hier wieder.

Immer mehr beunruhigt kehrte Antonine rasch in das Zimmer ihres Oheims zurück; Madame Dutertre, welche bemerkte, daß die Marquise das Haupt senkte, und stillschweigend und in Nachdenken versunken da stand, sagte zu ihr:

— Magdalene, . . . was ist Dir denn?

— Nichts, . . . meine Freundin . . . Ich denke an das Glück dieser armen Antonine, wenn mich meine Hoffnungen nicht täuschen.

— Ach! dieses Glück, . . . Dir wird sie es verdanken . . . Mit welch' unbeschreiblicher Wonne wird sie, wird Herr Franz Dir verpflichtet sein; . . . warst Du nicht ihr Schutzengel?

Bei Franzens Namen erbebte Magdalene, eine leichte Röthe bedeckte ihre Wangen, und eine Wolke überzog ihre Stirn. Sophie hatte nicht Zeit, die Aufregung ihrer Freundin zu bemerken, denn plötzlich trat Antonine aus dem angrenzenden Zimmer; ihr reizendes Antlitz war von einem Ausdrucke des Erstaunens und der Freude belebt, der sich unmöglich schildern läßt; ohne ein Wort zu sprechen fiel sie Magdalenen

um den Hals, da aber ihre Gefühle sie ohne Zweifel überwältigten, erblaßte sie plötzlich, und die beiden Freundinnen waren genöthigt, sie aufrecht zu halten.

— Gott sei gelobt! — sagte Sophie, — trotz Deiner Verwirrung, trotz Deiner bleichen Gesichtsfarbe, meine gute Antonine, bin ich überzeugt, daß Du uns eine frohe Nachricht mitzutheilen hast.

— Zittere doch nicht so, liebes Kind, — sagte jetzt Magdalene. — Beruhige Dich, . . . komm zu Dir . . .

— O! — wenn ihr wüßtet, — flüsterte das junge Mädchen; — nein, . . . nein, . . . ich kann es noch nicht glauben! —

Zehntes Kapitel.

Liebevoll faßte die Marquise beide Hände Antoninens in die ihrigen und sagte:

— An das Gute muß man immer glauben, mein Kind, aber ich bitte, erkläre Dich.

— Ich trug vorhin, — versetzte das junge Mädchen mit Thränen der Freude, — meinem Oheim den Brief hinüber. Er sagte zu mir: — Mein Kind, meine Augen sind sehr schwach geworden, . . . ich bitte Dich, lies mir diesen Brief vor. — Da entsiegelte ich den Umschlag; ich weiß nicht, warum mein Herz so heftig pochte, aber so heftig, daß es mich schmerzte, seht, . . . gerade wie jetzt noch, — fügte Antonine hinzu, indem sie die Hand auf ihren Busen legte, als wollte sie sein Pochen unterdrü-

cken; sie war genöthigt, sich einen Augenblick zu unterbrechen, dann fuhr sie fort:

—Ich las also den Brief; es stand darin . . . o! . . . ich habe kein einziges Wort vergessen:

„Herr Präsident Hubert, ich ersuche Sie, trotz des kränklichen Zustandes, in welchem Sie Sich befinden, mir wo möglich eine kurze Unterredung zu gestatten; es betrifft eine dringende und höchst wichtige Angelegenheit.

Ihr wohlgeneigter

Leopold Maximilian."

—Das ist ja der Name des Prinzen, der jetzt das Elysée bewohnt, sagte mein Oheim, indem er sich im Bett aufsetzte. — Ich glaube, es ist so, lieber Oheim, erwiderte ich ihm. — Was mag er von mir wollen? — versetzte mein Oheim. — Ich weiß nicht, sagte ich zitternd und erröthend zu ihm, denn ich sagte die Unwahrheit, und machte mir Vorwürfe, daß ich es noch nicht gewagt hatte, ihm meine Liebe zu Franz zu gestehen. Da sagte mein Oheim: — Obgleich ich unwohl bin, so kann ich doch unmöglich den Besuch des Prinzen ausschlagen,

aber ich bin nicht im Stande, ihm schriftlich zu antworten, ich bin zu sehr angegriffen. Antonine, schreibe ihn an meiner Stelle Folgendes, aber vergiß ja Nichts: Gnädigster Herr, da meine Schwäche mir nicht vergönnt, die Ehre zu haben, Ihrer Kaiserlichen Hoheit selbst zu antworten, so bediene ich mich einer fremden Hand, um Ihnen zu sagen, gnädigster Herr, daß ich zu Ihren Befehlen stehe. — Ich will nun diesen Brief für meinen Oheim schreiben, — fuhr Antonine fort, indem sie zu einem Schreibepulte trat, das auf einem Tische stand. — Aber sagen Sie, Sophie, — fuhr das junge Mädchen mit hinreißender Innigkeit fort, — sagen Sie, ob ich Magdalenen nicht segnen, ihr nicht auf beiden Knieen danken muß? . . . denn wenn der Prinz sich unserer Verbindung widersetzen wollte, so würde er meinen Oheim nicht besuchen, nicht wahr, Sophie? . . . und ohne Magdalenen hätte der Prinz nie darein gewilligt, herzukommen.

— Wie Du, mein Kind, sage auch ich: Magdalene sei gepriesen!

Antonine hatte sich vor das Schreibepult gesetzt, aber sie mußte dem Vorsatze, zu schreiben,

entsagen, nachdem sie es zwei Secunden vergeblich versucht hatte; ihre kleine Hand zitterte so heftig, . . . so heftig, . . . daß sie die Feder nicht zu halten vermogte.

— Laß mich Deine Stelle einnehmen, mein liebes Kind, — sagte Magdalene, welche die Augen nicht von ihr verwendete, — ich will für Dich schreiben . . .

— Vergib, Magdalene, — sagte das junge Mädchen, indem sie der Marquise Platz machte. — Es ist meine Schuld nicht, . . . ich kann wirklich Nichts dafür.

— Dein Herz ist Schuld daran, arme Kleine. Ich begreife Deine Aufregung, — sagte die Marquise, indem sie mit fester Hand die Antwort des Präsidenten Hubert schrieb; — jetzt klingle, damit Jemand diesen Brief dem Adjutanten des Prinzen einhändige.

Der alte Diener trat ein, und ward beauftragt, dem Offizier den Brief zu übergeben.

— Nun, mein Kind, — sagte die Marquise zu Antoninen, — bleibt Dir noch eine Pflicht zu erfüllen übrig, und ich bin überzeugt, Sophie wird meine Ansicht theilen; bevor der Prinz

kommt, mußt Du Deinem Oheim in wenigen Worten Alles bekennen.

— Was Magdalene sagt, ist ganz richtig, — versetzte Sophie, — es könnte einen üblen Eindruck machen, wenn Herr Hubert nicht von dem wahrscheinlichen Zwecke des fürstlichen Besuches unterrichtet wäre.

— Dein Oheim ist gütig und wohlwollend gegen Dich, — fügte Magdalene hinzu, — er wird einen Mangel an Vertrauen, an welchem, wie ich gar nicht zweifle, Deine Schüchternheit Schuld ist, wohl entschuldigen.

— Ihr habt Beide Recht, das fühle ich, — sagte Antonine, — überdies brauche ich mich ja meines Geständnisses nicht zu schämen, . . . denn, mein Gott, ganz ohne mein Wollen und ohne daran zu denken, habe ich Franzen meine Liebe geschenkt.

— Dies mußt Du nun schleunigst Deinem Oheim mittheilen, mein Kind, denn der Prinz kann nicht mehr lange ausbleiben . . . Aber, sage mir doch, — fügte die Marquise hinzu, — aus gewissen Gründen wünschte ich nicht, mich bei des Prinzen Ankunft hier zu befinden, . . .

wie kann man aus diesem Salon in Dein Zimmer gelangen?

— Der Gang, auf welchen diese Thüre geht, erwiderte Antonine, — führt in mein Zimmer; Sophie weiß den Weg.

— Ja wohl, . . . ich werde Dich geleiten, Magdalene, — sagte Sophie, indem sie aufstand, sowie auch die Marquise, welche Antoninen zärtlich auf die Stirn küßte, und zu ihr sagte, indem sie auf die Thüre von ihres Oheims Zimmer deutete: — geh schnell, mein Kind, die Augenblicke sind kostbar.

Das junge Mädchen heftete einen Blick dankbarer Zärtlichkeit auf die beiden Freundinnen; diese verließen den Salon, und gingen über den Gang nach dem Zimmer der Fräulein Hubert; da sahen sie den alten Diener auf sich zukommen, welcher zu Sophien sagte:

— Madame, Herr Dutertre mögte Sie sogleich sprechen.

— Mein Mann! . . . und wo ist er?

— Unten, Madame, in einem Fiaker, am Thore; er hat mich durch den Hausmann rufen lassen, und mir aufgetragen, ich mögte Sie bitten, hinabzukommen.

— Sonderbar; warum ist er nicht heraufgekommen? — sagte Sophie, indem sie ihre Freundin anblickte.

— Herr Dutertre hat Ihnen nur einige Worte mitzutheilen, — versetzte Peter.

Ziemlich unruhig folgte ihm Madame Dutertre, und sagte zur Marquise:

— Ich komme gleich wieder, liebe Freundin, denn es verlangt mich, zu erfahren, welchen Erfolg der Besuch des Prinzen bei Herrn Hubert haben wird.

Magdalene blieb allein.

— Ich habe wohl daran gethan, mich zu beeilen, — dachte sie mit einem gewissen schmerzlichen Gefühle; — ich habe wohl daran gethan, meiner ersten Regung von Edelmuth Folge zu geben; morgen wäre es wohl zu spät gewesen, ich hätte vielleicht nicht den Muth gehabt, mich Antoninen aufzuopfern . . . Es ist doch sonderbar, vor einer Stunde, wenn ich an Franz und an sie dachte, fühlte ich keine Beklemmung, sondern blos eine sanfte Schwermuth, und nun hat sich meines Herzens allmälig eine Angst bemächtigt, die es mit Schmerz erfüllt; jetzt leide ich, . . . ach ja, ich leide sehr! . . .

Der plötzliche Eintritt Sophiens unterbrach die Betrachtungen der Marquise, und sie errieth an der trostlosen, fast wahnsinnigen Miene der Madame Dutertre, daß sich ein großes Unglück müsse zugetragen haben; mit abgebrochenen Worten, athemloser Stimme rief ihr diese zu:

— Magdalene, . . . Du hast mir Deine Dienste angeboten, ich nehme sie an.

— Großer Gott, Sophie! was ist Dir?

— Wir sind in einer schrecklichen Lage.

— Erkläre Dich.

— Morgen wird Karl vielleicht verhaftet.

— Dein Gatte!

— Verhaftet, sage ich Dir! . . . o mein Gott! . . . er! verhaftet!

— Aber warum? . . . wie so denn?

— Ein Ungeheuer von Bosheit, . . . das wir für unsern Wohlthäter hielten . . . Herr Paskal . . .

— Herr Paskal . . .

— Ja, . . . gestern . . . habe ich es nicht gewagt, . . . ich konnte Dir nicht Alles sagen, . . . aber . . .

— Herr Paskal? — wiederholte Magdalene.

— Unser Schicksal ist in den Händen dieses unbarmherzigen Mannes, . . . und er will uns ins äußerste Elend stürzen, . . . mein Gott! was soll aus uns werden, . . . aus unsern Kindern! aus dem Vater meines Gatten! aus uns selbst! . . . ach! es ist furchtbar!

— Herr Paskal, — erwiderte die Marquise mit unverhohlenem Unwillen, — der Elende, . . . ach ja, . . . ich habe es auf seinem Gesichte gelesen, ich habe es an seiner Gemeinheit, an seiner Niederträchtigkeit gesehen, . . . dieser Mann kennt kein Erbarmen.

— Du kennst ihn?

— Diesen Morgen habe ich ihn bei dem Prinzen getroffen . . . Ach! jetzt bedaure ich, daß ich mich von meinem Unwillen, von der Verachtung hinreißen ließ, welche mir dieser Mann einflößte . . . Warum hast Du mir nicht früher Deine Lage mitgetheilt? das ist ein Unglück, . . . ein großes Unglück.

— Was willst Du damit sagen?

— Nun, gleichviel, was geschehen ist, kann nicht geändert werden. Aber höre, Sophie, . . . liebste Freundin, . . . verliere den Muth nicht, . . . stelle es Dir nicht zu schlimm vor, . . .

sage mir Alles, . . . vielleicht finden wir Mittel, das drohende Ungewitter zu beschwören.

— Das ist unmöglich, Magdalene, . . . das Einzige, um was ich Dich bitte, . . . in Karls Namen, . . . um meiner Kinder willen, . . . ist . . .

— Ich muß Dich unterbrechen . . . Warum sagst Du, es sei unmöglich, den Schlag, der Euch bedroht, abzuwenden?

— Herr Paskal ist unbarmherzig.

— Das mag sein . . . aber wie steht Ihr denn mit ihm?

— Vor einem Jahre befand sich mein Gatte, wie so viele andere Gewerbtreibende, in einer schwierigen Lage. Herr Paskal bot ihm seine Dienste an; getäuscht durch seine scheinbare Rechtlichkeit, nahm Karl dieselben an; es wäre zu lang, wollte ich Dir auseinandersetzen, durch welche Geschäftsverbindung Karl, der auf Herrn Paskals Versprechungen vertraute, sich bald in unbedingter Abhängigkeit von diesem Manne befand, welcher von einem Tage zum andern von meinem Gatten mehr als Hundert Tausend Thaler zurückverlangen, das heißt, sein Geschäft zu Grunde richten, und somit uns ins Unglück stür-

zen konnte; endlich kam der Tag, wo Herr Paskal, im Vertrauen auf diese fürchterliche Macht, meinem Gatten und mir die Wahl stellte, entweder zu Grunde gerichtet zu werden, oder in zwei ehrlose Handlungen zu willigen, die er von uns verlangte.

— Der Niederträchtige! der Schändliche!

— Gestern, als Du kamst, hatte er uns seine Drohung verkündet. Wir haben ganz nach unserm Gewissen geantwortet, . . . er schwor uns, sich zu rächen, und heute hält er Wort . . . Wir sind verloren, sage ich Dir, und er will, Gott weiß nach welchem Rechte, Karln vorläufig gefangen setzen lassen . . . Meine Meinung ist, daß mein Gatte vor Allem dem Gefängnisse entgehen muß . . . Er weigert sich, indem er sagt, das sei nur eine Falle, . . . er habe Nichts zu befürchten, und . . .

Magdalene, welche einige Zeit in Nachdenken versunken gewesen war, unterbrach von Neuem ihre Freundin, und sagte:

— Was müßte geschehen, damit Ihr Nichts von Herrn Paskal zu fürchten hättet?

— Ihm sein Geld zurückzahlen.

— Und Dein Gatte ist ihm schuldig? . . .

—Mehr als Hundert Tausend Thaler, wofür unser Maschinenwerk verpfändet ist; sind wir aber erst daraus vertrieben, so besitzen wir Nichts mehr auf der Welt. Wird mein Gatte für bankerott erklärt, so ist seine Zukunft vernichtet.

—Und es gibt durchaus kein anderes Mittel, Herrn Paskal zu entrinnen, als indem Ihr ihm sein Geld zurückzahlt?

—Es gibt eines, auf welches mein Gatte immer gerechnet hatte, im Vertrauen auf das Wort dieses abscheulichen Mannes.

—Und welches Mittel ist es?

—Karl zehn Jahre zu bewilligen, um sich seiner Schuld zu entledigen.

—Und mit dieser Gewißheit? . . .

—Ach, damit wären wir gerettet, aber Herr Paskal will sich rächen, und wird nie einwilligen, uns je ein Rettungsmittel zu lassen.

Diese traurige Unterredung ward durch Antoninens Eintritt unterbrochen, welche strahlend vor Freude und ganz überglücklich mit den Worten ins Zimmer eilte:

—Magdalene, . . . o! kommen Sie, . . . kommen Sie . . .

—Was gibt es, mein Kind? . . . eine er=

freuliche Nachricht, . . . ich errathe es an Deinem freudestrahlenden Gesicht.

— Ach! . . . . meine Freundinnen, — versetzte das junge Mädchen, — ich befürchte nur, ein so großes Glück nicht ertragen zu können; mein Oheim . . . und der Prinz willigen in Alles . . . Und der Prinz, . . . wenn Ihr wüßtet, wie gnädig, wie väterlich er mich behandelte, denn er wollte, daß ich seiner Unterredung mit meinem Oheim beiwohnte; . . . . er hat mich um Verzeihung gebeten wegen des Kummers, den er mir verursacht hat, als er sich unserer Verbindung widersetzen wollte. — Meine einzige Entschuldigung, — sagte er mit wahrhaft rührender Güte, — meine einzige Entschuldigung, Fräulein Antonine, ist die, daß ich Sie nicht kannte . . . Aber die Frau Marquise von Miranda, Ihre Freundin, hat meine Bekehrung begonnen, und Sie haben sie vollendet; uur haben Sie die Güte, da sie, wie Sie mir sagten, hier ist, ihr mitzutheilen, wie sehnlich ich wünschte, ihr in Ihrer Gegenwart meinen Dank auszusprechen, daß Sie mich in den Stand gesetzt hat, mein Unrecht gegen sie wieder gut zu machen. — Sind das nicht edle und

rührende Worte? — fügte das junge Mädchen hinzu. — O! kommen Sie, Magdalene, kommen Sie, meine Wohlthäterin, . . . meine Schwester, . . . meine Mutter, . . . Sie, der Franz und ich unser Glück verdanken . . . Kommen Sie auch, Sophie, — fuhr Antonine fort, indem sie Madame Dutertre bei der Hand ergriff, — müssen Sie nicht auch Theil nehmen an meinem Glücke, wie Sie an meinem Vertrauen und meiner Trostlosigkeit Theil genommen?

— Mein liebes Kind, versetzte Madame Dutertre, indem sie sich bemühte, ihre Niedergeschlagenheit zu verbergen, — ich brauche Dir nicht zu versichern, daß ich Theil nehme an Deiner Freude; aber die Gegenwart des Prinzen würde mich verlegen machen, und überdies . . . sagte ich soeben zu Magdalenen, daß ich nach Hause zurückkehren müsse . . . Ich kann meine Kinder nicht zu lange allein lassen . . . Also umarme mich, Antonine, Dein Glück ist gesichert; dieser Gedanke wird mir süß sein, und wenn mich irgend ein Kummer belastet, glaube mir, so wird er mir dadurch leichter werden.

— Sophie, — sagte die Marquise mit fester Stimme, aber ganz leise zu ihrer Freundin,

— Muth und Hoffnung; Dein Gatte soll sich nicht von Paris entfernen, erwarte mich morgen den ganzen Vormittag in Deiner Wohnung.

—Was sagst Du?

—Ich kann Nichts weiter sagen; nur möge Dir Antoninens Beispiel ein wenig Vertrauen einflößen. Diesen Morgen war sie noch trostlos, und nun siehst Du sie ja glücklich und strahlend vor Freude.

—Ach ja, Dir sei es gedankt.

—Nun, umarme mich; und nochmals, sei muthig und hoffe. — Dann nahte sie sich Antoninen, und sagte zu ihr:

—Jetzt, mein Kind, wollen wir uns zum Prinzen verfügen.

Das junge Mädchen und die Marquise verließen Madame Dutertre, welche sich unwillkürlich von dem zuversichtlichen Tone Magdalenens hinreißen ließ, und mit einem Schimmer von Hoffnung in ihre traurige Wohnung zurückkehrte.

Der Prinz, welcher Magdalenen in dem Salon des Präsidenten Hubert erwartete, machte ihr eine tiefe Verbeugung, und sagte zu ihr mit einer gezwungenen, ceremoniösen Höflichkeit, wozu ihn Antoninens Gegenwart bewog:

— Es war mein sehnlicher Wunsch, Frau Marquise, Ihnen für den großen Dienst, den Sie mir erwiesen haben, meinen Dank auszusprechen. Sie haben mich in den Stand gesetzt, Fräulein Antonine Hubert nach Verdienst zu würdigen; das Glück meines Pathen Franz ist für immer gesichert .... Ich habe mit dem Herrn Präsidenten die Verabredung getroffen, und er hat gern darein gewilligt, daß morgen Vormittag Franzens Verlobung mit Fräulein Antonine nach Deutscher Sitte stattfinden soll, nämlich daß ich und der Herr Präsident Hubert, bei Strafe des Meineids und der Unredlichkeit, den Ehecontract unterzeichnen werden, welchen Franz und das Fräulein unter denselben Bedingungen unterschreiben werden.

— Wie Sie schon Antoninen bemerkten, habe ich Sie, gnädigster Herr, nur auf den Weg der Wahrheit geleitet; ... Antonine übernahm es, Ihnen die Wahrheit alles Guten, was ich Ihnen von ihr gesagt hatte, zu beweisen.

— Ich habe Sie um eine Gunst zu bitten, Frau Marquise, — erwiderte der Prinz, und zog einen Brief aus der Tasche, welchen er

Magdalenen überreichte, — Sie kennen die Familie des Obersten Pernetti?

— Sehr genau, gnädigster Herr.

— Wohlan, wollten Sie wohl die Güte haben, dem Obersten diesen Brief zukommen zu lassen, nachdem Sie Kenntniß davon genommen haben? . . . Ich bin überzeugt, — fügte der Erzherzog hinzu, und legte Nachdruck auf diese letzten Worte, — es wird Ihnen nicht minderes Vergnügen gewähren, diesen Brief abzusenden, als Derjenige, an den er adressirt ist, Freude empfinden wird, ihn zu empfangen.

— Ich zweifle keineswegs daran, gnädigster Herr, und spreche Ihnen hier nochmals meinen aufrichtigsten Dank aus, — sagte die Marquise mit einer ceremoniösen Verbeugung.

— Also morgen, Fräulein Antonine, — sagte der Prinz zu dem jungen Mädchen, — ich will meinem armen Franz die frohe Nachricht, die ich ihm zu bringen habe, mit Vorsicht mittheilen, er mögte sonst zu sehr ergriffen werden, . . . aber ich bin überzeugt, wenn er Alles erfährt, so wird er mir eben so gern, wie Sie selbst, den Kummer vergeben, den ich ihm gemacht habe.

Nachdem der Prinz Antoninen und die Mar-

quise nochmals gegrüßt, und dieser Letztern einen bedeutungsvollen Blick zugeworfen hatte, kehrte er ins Elysée Bourbon zurück.

. . . .

Am folgenden Morgen um zehn Uhr stieg Magdalene in ihren Wagen, und fuhr zuerst zu einem Notar, dann aber zu Herrn Paskal.

Eilftes Kapitel.

Herr Paskal bewohnte allein das Erdgeschoß eines im neuen Stadtviertel Saint-Georges gelegenen Hauses, das den Eingang von der Straße aus hatte. Ein besonderer Eingang aber war für die Casse des Banquiers bestimmt, und diese verwaltete ein einziger zuverlässiger Mann, welchem für die Buchführung ein junger Commis beigegeben war; Herr Paskal betrieb in eigener Person seine andern Unternehmungen, nämlich den Disconto guter Papiere.

Der Haupteingang in seine Wohnung, vor welchem sich eine Hausflur befand, führte zu dem Vorzimmer und den übrigen Gemächern; diese Wohnung war ohne Luxus, aber bequem eingerichtet; ein Kammerdiener für das Haus-

wesen, und ein Laufbursche von funfzehn Jahren bildeten das Dienstpersonal des Herrn Paskal, denn dieser Mann vermied selbst jene Nutzen bringende Pracht, jene Ausgaben, die den Arbeitern und Gewerbtreibenden Verdienst gewähren, und seinen ungeheuren Reichthum hätten entschuldigen können.

An diesem Morgen ging Herr Paskal in einem Schlafrocke gegen halb zehn Uhr in großer Aufregung in seinem Cabinet auf und ab; die Nacht hatte er in langer und fieberhafter Schlaflosigkeit zugebracht; ein von ihm gut bezahlter Spion hatte seit zwei Tagen den Auftrag gehabt, so viel wie möglich zu beobachten, was in der Wohnung von Fräulein Antonine Hubert vorging, und dieser hatte ihn von dem Besuche des Prinzen bei dem Präsidenten Hubert benachrichtigt. Dieser bedeutungsvolle und rasche Schritt ließ Herrn Paskal keinen Zweifel über die Vereitelung seiner Pläne in Betreff des jungen Mädchens. Diese schmerzliche Täuschung ward für ihn noch empfindlicher, indem sich andere bittere Gefühle dazu gesellten, zuerst die Wuth, sich eingestehen und erkennen zu müssen, daß, trotz seiner Millionen, sein Wille, wie ei-

fern er auch war, sich dennoch genöthigt sah, vor Unmöglichkeiten zurückzuweichen, die ihn um so peinlicher berührten, da er sich auf dem Punkte geglaubt und gesehen hatte, seine Pläne durchzusetzen. Das war noch nicht Alles; wenn er auch für Antoninen Liebe in ihrer wahren Bedeutung nicht empfand, so hatte ihn doch eine jener leidenschaftlichen Launen ergriffen, die wohl schnell vorübergehen, aber außerordentlich lebhaft sind, so lange sie dauern; daher hatte er mit unmenschlichem Egoismus folgenden Beschluß gefaßt:

— Ich will dieses junge Mädchen um jeden Preis besitzen; ich werde sie heirathen, wenn es sein muß, und wenn ich ihrer überdrüssig bin, werde ich mich vermittelst einer Pension von 12 bis 15,000 Franken ihrer entledigen; ich bin reich genug, um diese Laune zu befriedigen.

So schändlich dieser ganze Plan auch sein mogte, so war er doch im Gesichtspunkte der gegenwärtigen Welt vollkommen ausführbar und gesetzlich zuläßig, und, wir wiederholen es, eben die Ausführbarkeit war Ursache, daß Herr Pas-

kal das Mißlingen seines Vorhabens so schmerzlich fühlte.

Noch eins: was er für Antoninen empfand, war am Ende nur eine sinnliche Leidenschaft, und ließ deshalb die ausschließliche Oberhand dieser Liebe nicht zu; auch war er, während er das leidenschaftlichste Verlangen nach diesem, mit den Reizen der Jungfräulichkeit und Unschuld geschmückten jungen Mädchen in sich trug. Nichts desto weniger lebhaft überrascht gewesen von der verführerischen Schönheit Magdalenens, und mit einer raffinirten Sinnlichkeit, welche auch seine Qual nur noch steigerte, hatte Herrn Paskals entflammte Einbildungskraft ihm während der ganzen Nacht den Contrast dieser beiden bezaubernden Wesen lebhaft ausgemalt.

In dem Augenblicke, wo wir Herrn Paskal in seiner Wohnung sehen, übten eben diese Gedanken noch ihre Macht auf ihn aus.

— Fluch über mich! — rief er, mit ungleichem und fieberhaftem Schritte auf und ab gehend. — Warum mußte ich dieses verdammte blonde Weib, mit den schwarzen Augenbrauen, den blauen Augen und der bleichen Gesichtsfarbe sehen? . . . Neben ihr kommt mir dieses junge,

kaum aufgeblühte Mädchen nur noch reizender vor . . . Fluch über mich! sollen mich denn diese beiden Gestalten so wider meinen Willen verfolgen, . . . oder vielmehr, wird meine verwirrte Erinnerung sie mir immer vor Augen führen? Tod und Teufel, . . . konnte ich thöricht, dumm genug sein? . . . Wenn ich es nur anders angestellt hätte; . . . ich weiß freilich nicht, wie? . . . aber kurz, die Sache war wohl leicht auszuführen, und gerade das macht mich so wüthend; bei meinem Reichthume konnte ich dieses junge Mädchen sicherlich zur Frau, . . . und die andere zur Maitresse bekommen, denn ich zweifle gar nicht daran, sie ist die Maitresse dieses Erzherzogs, den Gott verdammen möge; und ich bin gewiß, er vermag ihr nicht so viel Geld zu geben, als ich ihr geboten haben würde. Ich, . . . ja, ja, — fuhr er fort, und ballte mit verdoppelter Wuth die Fäuste, — ich könnte rasend, wüthend darüber werden, daß ich mir sagen muß: Ich begehre ja nicht etwa, die Kaiserin von China zur Maitresse zu haben, oder die Tochter der Königin von England oder einer andern zu heirathen . . . Was war meine Absicht? ein gewöhnliches Bür-

germädchen zu heirathen; die Nichte eines alten, einfältigen Beamten, der keinen Heller besitzt. . . . Giebt es nicht hunderte solcher Heirathen? und ich konnte es nicht durchsetzen? und ich besitze ein Vermögen von beinahe dreißig Millionen? Tod und Teufel! . . . Was nützt mir denn mein Vermögen, . . . ich kann nicht einmal diesem Automaten von deutschem Prinzen eine schöne Maitresse damit entführen? Am Ende kann sie ihn doch nur seines Geldes wegen lieben, . . . er ist ein Vierziger, stolz wie ein Pfair, und kalt wie Eis. Ich bin jünger, als er, nicht häßlicher, und ist er Erzherzog, so bin ich Erzmillionär. Dann habe ich auch den Vortheil vor ihm voraus, daß ich ihn erniedrigt habe; denn dieses verdammte, übermüthige Geschöpf hat gehört, wie ich ihren blödsinnigen Erzherzog wie einen elenden Wicht behandelte. . . . Sie hat ihm vor mir Vorwürfe gemacht, daß er die Demüthigungen, die ich ihm auferlegte, in Geduld hinnahm. Sie muß ja diesen Mann verachten! . . . und, wie alle Frauen ihres Schlages, muß sie dem energischen und derben Mann, der einen großen, gekrönten Schlingschlang unter seine Füße beugt, den Vor-

zug geben; sie hat mich in seiner Gegenwart schonungslos behandelt, . . . es ist wahr, . . . aber blos, um ihm zu schmeicheln, . . . wir kennen diese Schliche . . . O! wenn ich ihm diese Frau entreißen könnte! . . . welch ein Triumph! . . . welche Rache! . . . welcher Trost für meine fehlgeschlagene Heirath! . . . Trost? . . . nein, . . . denn über die eine dieser beiden Frauen werde ich die andere nicht vergessen können . . . Ich weiß nicht, ob ihre Jugend es bewirkt, aber ich habe nie ein so hartnäckiges Verlangen empfunden, als nach diesem jungen Mädchen . . . Doch gleichviel, wenn ich dem Prinzen seine Maitresse wegkapern könnte, . . . die Hälfte meines Wunsches wäre ja dann schon erfüllt, . . . und, wer weiß? diese Frau kennt Antoninen, . . . sie scheint Einfluß auf sie zu haben . . . Ja, wer weiß, ob ich sie nicht, wenn ich sie erst besitze, durch vieles Geld dazu bewegen kann, zu . . . Tod und Teufel! — rief Herr Paskal mit teuflischer Freude, — welch' ein Triumph! . . . diesem blonden Jünglinge seine Frau wegzukapern, und dem Erzherzog seine schöne Maitresse! . . . und müßte mein Vermögen darauf gehen, . . . es muß geschehen!

Hoch richtete sich unser Held auf, und in einer Stellung, in welcher sich seine gebieterische Willenskraft kund gab, schien er noch größer zu werden, während seine Züge einen Ausdruck dämonischer Freude annahmen.

— Nun, . . . nun, . . . — fuhr er, das Haupt zurückwerfend, fort, — obgleich ich wie ein Thor und wie ein Undankbarer das Geld gelästert habe, . . . es ist doch etwas Köstliches.

Dann schwieg er, um nachzusinnen, und begann nach einer Pause wieder:

— Aber Besonnenheit, . . . wir müssen es klug anstellen, . . . und vor Allem rasch zum Werke schreiten. Durch meinen Spion werde ich heute Abend noch erfahren, wo diese Frau wohnt. Weiß ich erst ihre Wohnung, . . . dann schicke ich ihr, wenn sie nicht etwa den Palast bewohnt, was jedoch nicht wahrscheinlich ist, die alte, durchtriebene Toilettenkrämerin, Madame Doucet, zu, . . . es ist das alte, und doch immer das beste Mittel, . . . um die Sache bei den Schauspielerinnen, den Bürgermädchen und den unterhaltenen Frauen einzufädeln; denn am Ende ist die Maitresse des Prinzen doch nichts Anderes; mit unbedecktem Kopfe trat sie ja ein,

und unterbrach ohne Umstände unsere Unterredung, da sie im besten Gange war, also hatte sie keine Rücksichten zu beobachten . . . Ich kann mich folglich keiner bessern Unterhändlerin bedienen, als der Mutter Doucet . . . Wir wollen sie sogleich kommen lassen.

Herr Paskal war an seinem Schreibtische eben mit Schreiben beschäftigt, als sein Kammerdiener eintrat.

— Was giebt es? — fragte der Banquier ungehalten, — ich habe nicht geklingelt . . .

— Herr Paskal, . . . es ist eine Dame da . . .

— Ich habe keine Zeit.

— Sie kommt wegen eines Creditbriefes.

— Sie soll sich an die Casse verfügen.

— Die Dame mögte mit Ihnen sprechen, Herr Paskal.

— Unmöglich, . . . sie soll sich an die Casse verfügen.

Der Kammerdiener entfernte sich, Paskal schrieb weiter; aber nach etlichen Augenblicken kam der Diener wieder.

— Läßt man mich bald ruhig? — rief Herr Paskal. — Was giebt es schon wieder?

— Herr Paskal, die Dame ...

— Zum Henker! — willst Du mich zum Besten haben? Ich habe Dir doch gesagt, Du sollst sie an die Casse schicken.

— Die Dame hat mir ihre Karte gegeben und gesagt, ich sollte Sie ersuchen, Herr Paskal, zu lesen, was sie mit Bleistift darunter geschrieben hat.

— Nun so gieb her ... Es ist unerträglich, — sagte Paskal, indem er die Karte nahm, auf welcher er Folgendes las:

Die Marquise von Miranda.

Unter dem Namen war mit Bleistift geschrieben:

Sie hatte die Ehre, Herrn Paskal gestern im Elysée Bourbon bei dem Erzherzog Leopold anzutreffen.

Der Blitzstrahl hätte zu Herrn Paskals Füßen einschlagen können, es hätte ihn nicht mehr überraschen können; er traute seinen Augen nicht, und las noch einmal die Karte, indem er bei sich sagte:

— Die Marquise von Miranda, ... es ist also eine Marquise ... Bah; ... sie ist

Marquise, wie Lola-Montez Gräfin ist, kurz ein Schürzen-Adel. Aber gleichviel, sie ist es; . . . sie hier, . . . in meiner Wohnung, . . . in dem Augenblicke, wo ich mir den Kopf zerbrach, um ein Mittel zu finden, mit ihr in Berührung zu treten . . . Ach! Paskal, Freund Paskal, . . . Dein goldener Stern, der sich einen Augenblick verborgen hatte, strahlt endlich in seinem vollen Glanze . . . Und einen Creditbrief vorschützend kommt sie hierher . . . Jetzt, Paskal, guter Paskal, jetzt sei besonnen, . . . eine solche Gelegenheit findet man in seinem Leben nicht zweimal . . . Bedenke, daß, wenn Du es klug einfädelst, Du mit einem Zuge die Maitresse des Prinzen und die Frau des blonden Jünglings fangen kannst. Ah! . . . mein Herz pocht gewaltig, . . . ich sehe gewiß recht blaß aus . . .

— Herr Paskal, . . . was soll ich der Dame antworten? — fragte der Kammerdiener erstaunt über das lange Schweigen seines Herrn.

— Einen Augenblick Geduld, Schlingel, erwarte meine Befehle, — versetzte Herr Paskal ungehalten.

— Nun, . . . Besonnenheit, nochmals, Be-

sonnenheit, dachte er, — Aufregung würde Alles verderben, . . . würde meine Hilfsmittel ihrer Wirkung berauben . . . Es ist eine furchtbare Partie, denn da ich ein so schönes Spiel in der Hand habe, würde ich mir, glaube ich, vor Wuth eine Kugel durch den Kopf jagen, Tod und Teufel, wenn ich so ungeschickt wäre, die Partie zu verlieren.

Nach einer Pause, während welcher es Paskal gelang, seine innere Aufregung zu bemeistern, sagte er bei sich selbst:

— Jetzt habe ich mich erholt, jetzt wollen wir sehen, wie es geht, . . . und behutsam spielen.

Zum Diener aber sagte er laut:

— Laß die Dame herein.

Der Diener entfernte sich und bald darauf öffnete er die Thür und meldete:

— Die Frau Marquise von Miranda.

An diesem Tage war Magdalene gegen ihre Gewohnheit nicht mehr als Großmütterchen gekleidet, wie sie sich am Tage zuvor bei dem Prinzen ausgedrückt hatte, sondern mit einer netten Eleganz, welche ihrer Schönheit einen nur noch unwiderstehlichern Reiz verlieh; ein Hut

von Reisstroh à la Pamela, mit Getreideähren und Kornblumen verziert, ließ die reizende Form des Antlitzes und den Hals der Marquise vollkommen hervortreten; ein blendend weißes, mit kleinen Kornblumen besäetes Musselinkleid zeichnete die Umrisse einer unvergleichlich schönen Gestalt, des vollendeten Urbildes der feinen Eleganz, der wollüstigen Geschmeidigkeit, welche den Formen der mexikanischen Creolinnen eigen ist, während ihre Florschärpe in Gemäßheit der ruhigen Athemzüge des Marmorbusens leicht auf und nieder wogte.

Zwölftes Kapitel.

Paskal stand einen Augenblick wie geblendet und von einem Zauber befangen; Magdalene erschien ihm tausendmal schöner, verführerischer und begehrenswerther, als am Tage zuvor, . . . und obgleich ein feiner Kenner, wie er zum Prinzen gesagt hatte, obgleich er alle jene Schätze der Schönheit, der Anmuth und der Jugend, welche das Elend oder die Habsucht dem Reichthume zinsbar machen, genossen und sich daran übersättigt hatte, so hatte er doch in seinem Leben das Dasein eines solchen Wesens, wie Magdalene, nie für möglich gehalten, . . . und, ein sonderbarer, oder vielmehr bei diesem durch zu häufigen Genuß aller Lüste abgestumpften, verderbten Manne ein ganz natür-

licher Zug, . . . er verglich in Gedanken Antoninens jungfräuliche Schönheit mit den Reizen der Marquise; Venus schien in seinen Augen durch Hebe sich noch vollkommener darzustellen.

Das unwillkürliche Schweigen Paskals benutzend, sagte Magdalene mit unbefangenem Tone und ohne auf den Auftritt am vorigen Tage im Mindesten anzuspielen, obgleich sie auf ihrer Karte ihren Nameu jene Bemerkung beigefügt hatte:

— Mein Herr, . . . ich habe einen auf Sie lautenden Creditbrief; . . . hier ist er; ich wollte Sie wegen einiger Geschäftsangelegenheiten sprechen.

Dieser stolze und unbefangene Ton brachte Paskal aus der Fassung, denn er hatte, wo nicht Entschuldigungen, doch wenigstens einige Erklärung über den Auftritt am vorigen Tage erwartet; daher entgegnete er fast stammelnd:

— Wie, Madame, . . . Sie kommen blos . . . wegen . . . dieses Creditbriefes hierher . . .

— Wegen dieses Creditbriefes zuerst, mein Herr, . . . dann auch noch aus einer andern Ursache.

— Ich dachte es mir wohl, — dachte Pas-

kal, indem er leichter athmete, — der Creditbrief war nur ein Vorwand . . . Das ist ein gutes Zeichen.

Und er erwiderte:

Der Creditbrief, Madame, geht meinem Cassirer an . . . Ich werde ihm den Befehl ertheilen, Ihre Wünsche zu befriedigen. Was die andere Angelegenheit betrifft, welche Sie hierher führt, so betrifft sie, wie ich hoffe, mich persönlich.

— Ja, mein Herr . . .

— Bevor wir davon sprechen, Madame, werden Sie mir erlauben, eine Frage an Sie zu richten?

— Welche?

— Auf der Karte, welche Sie mir soeben einhändigen ließen, Madame, haben Sie geschrieben, daß Sie mich gestern im Elysée gesehen hätten?

— Nun?

— Sie scheinen Sich aber unseres Zusammentreffens . . . nur schriftlich zu erinnern.

— Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

— Nun denn, — sagte Paskal, der nach und nach seine Kaltblütigkeit wieder erlangte

und dachte, Magdalenens unbefangene Sprache wäre eine List, deren Zweck er noch nicht errieth; — nun denn, Frau Marquise, . . . gestehen Sie nur, daß Sie gestern . . . Ihren unterthänigsten Diener sehr hart behandelt haben . . .

— Das ist wahr, mein Herr . . . Nun? . . .

— Und Sie fühlen keine Gewissensbisse, . . . so schlimm gewesen zu sein, . . . Sie bedauern es nicht . . .

— Keineswegs.

— Ich begreife, . . . es machte eine treffliche Wirkung auf den ehrlichen Mann, auf den Erzherzog, — erdreistete sich Paskal mit lächelnder Miene zu sagen, indem er hoffte, Magdalene auf die eine oder die andere Weise zu bewegen, diese frostige Zurückhaltung zu beseitigen, welche ihn zu beunruhigen begann; — es zeugt immer von großer Gewandtheit, wenn man sich den Schein gibt, die Würde Derjenigen zu verfechten, die wir beherrschen, . . . denn unter uns gesagt, . . . schön, . . . liebenswürdig, . . . wie Sie es sind, müssen Sie aus diesem armen Prinzen Alles machen können, was Ihnen beliebt, . . . ausgenommen . . . einen geist-

reichen . . . und einen freigebigen Mann, davon bin ich überzeugt.

— Wie beliebt, mein Herr?

— Sehen Sie, Frau Marquise, ich habe Ihren Creditbrief nicht gesehen, — und er öffnete ihn — daß es eine abscheuliche Knauserei ist . . . Bei meiner Treue, . . . ich wußte im Voraus, . . . vierzigtausend Franken, . . . was kann eine Frau, wie Sie, mit dieser Kleinigkeit in Paris anfangen . . . Ah . . . ah . . . vierzigtausend Franken; nur ein deutscher Erzherzog ist einer solchen Freigebigkeit fähig.

Anfänglich hatte Magdalene Paskal angehört, ohne ihn zu verstehen. Bald jedoch begriff sie ihn; er betrachtete sie als die Maitresse des Prinzen, welche von seiner Freigebigkeit lebte; . . . Magdalenens Antlitz bedeckte sich plötzlich mit glühender Röthe . . . Nachdem sie aber einen Augenblick nachgesonnen, wurde sie wieder ruhig, und im Interesse ihrer Pläne wußte sie Herrn Paskal sogar Dank für diese Vermuthung, daher erwiderte sie mit feinem Lächeln.

— Ganz gewiß, mein Herr, . . . Sie lieben den Prinzen nicht.

— Ich verabscheue ihn! — rief Paskal keck, ermuthigt durch das Lächeln der Marquise, und glaubte, einen Meisterstreich auszuführen, wenn er hier rasch verführe. — Ich verabscheue diesen verwünschten Prinzen, . . . denn er besitzt einen Schatz, . . . den ich ihn um den Preis aller meiner Schätze rauben mögte.

Und Paskal heftete einen glühenden Blick auf Magdalenen, welche erwiderte:

— Einen Schatz? . . . ich hielt den Prinzen nicht für so reich, . . . da er wegen eines Darlehens . . . zu Ihnen seine Zuflucht nahm, mein Herr.

— Ei! Madame, — versetzte Paskal mit leiser und unsicherer Stimme, — dieser Schatz sind Sie.

— Gehen Sie doch, mein Herr, Sie schmeicheln mir, und ich versichere Ihnen, Sie halten den Prinzen für reicher, als er in der That ist.

— Hören Sie, Madame, — versetzte Paskal nach einer kleinen Pause, — lassen Sie uns freimüthig sprechen, das ist die beste Methode. Sie sind eine geistreiche Frau, ich bin eben

nicht sehr einfältig, wir können uns also verständigen.

— Worüber denn, mein Herr?

Ich will es Ihnen sagen. Wenn ich im Auslande in Betreff der Finanzen auch gerade nicht für einen Crösus gehalten werde, . . . so weiß man doch, daß ich mich eines kleinen Vermögens erfreue, nicht wahr?

— Man hält Sie für außerordentlich reich, mein Herr.

— Ich gelte für das, was ich bin, und ich will es Ihnen beweisen. Eine Million baares Geld, um die Einrichtungskosten zu bestreiten, . . . eine Leibrente von hunderttausend Franken, ein Hochzeitsgeschenk, wie alle deutschen Erzherzöge zusammen keines darbieten könnten, wenn sie auch zusammenlegten, und ich übernehme alle Kosten der Haushaltung. Was sagen Sie dazu?

Magdalene, welche Paskal anfänglich nicht begriff, sah ihn ganz verwundert an; er fuhr fort.

— Diese Freigebigkeit setzt Sie in Erstaunen, . . . oder Sie glauben es vielleicht nicht? Es kommt Ihnen übertrieben vor; . . . ich will

Ihnen beweisen, daß ich mir diesen Spaß erlauben kann . . . Sehen Sie hier dieses kleine Brieftäschchen, das nach gar Nichts aussieht, — und er langte es aus einem der Schubfächer seines Schreibtisches hervor; — das ist meine Bilanz, . . . und ohne in Finanzgeschäften sehr bewandert zu sein, können Sie sehen, daß sich mein Inventarium dieses Jahr auf sieben und zwanzig Millionen fünf Mal hunderttausend Franken beläuft. Nehmen wir an, daß mein Spaß mich eine runde Summe von drei Millionen koste, so bleiben mir vier und zwanzig kleine Milliönchen, welche, verwaltet, wie ich sie verwalte, mir doch ungefähr funfzehn mal hunderttausend Franken Renten einbringen, . . . und da ich mit funfzig- bis sechzigtausend Franken jährlich ganz ausgezeichnet lebe, so verdiene ich schon in drei Jahren, blos mit meinen Einkünften, die drei Millionen wieder, die mich mein Spaß kosten würde. Ich sage Ihnen dies, Marquise, weil man bei solchen Späßen vor Allem rechnen und beweisen muß, daß man seine Versprechungen halten kann. Sagen Sie jetzt, ob der gute Paskal nicht einen Erzherzog werth ist?

— Mir also . . . machen Sie dieses Anerbieten, mein Herr?

— Verlassen Sie Ihren Erzherzog, . . . geben Sie mir ein Unterpfand, . . . ich zahle Ihnen auf Treu und Glauben die Million in Banknoten. Ich lasse in Betreff der hunderttausend Franken Leibrente von meinem Notar eine Urkunde ausstellen, . . . und ist Vater Paskal zufrieden, . . . so wird er es dabei nicht bewenden lassen.

Der Bankier sagte die Wahrheit, seine Anerbietungen waren aufrichtig gemeint; der immer zunehmende Eindruck, welchen Magdalenens Anblick auf ihn machten, der Stolz, einem Prinzen seine Maitresse zu entreißen, die Eitelkeit, sie vor den Augen von ganz Paris mit großer Pracht zu umgeben und den allgemeinen Neid zu erregen, endlich die niederträchtige Hoffnung, die Marquise durch Bestechung dahin zu bringen, daß sie Franzen seine Antonine abspenstig machte, kurz, Alles rechtfertigte in seinem gemeinen, ehrlosen Sinne das Anerbieten, welches er Magdalenen machte.

Magdalene, welche an diesem prächtigen Anerbieten, an diesem Thermometer des Geld-

mannes, wenn ich mich so ausdrücken darf, den gewaltigen Einfluß erkannte, welchen sie auf ihn ausübte, freute sich darüber, und um sich von der Aufrichtigkeit dieses Anerbietens noch mehr zu überzeugen, versetzte sie, indem sie sich stellte, als zögerte sie:

— Ohne Zweifel, mein Herr, diese Vorschläge übersteigen meinen geringen Werth, aber . . .

— Funfzigtausend Franken Leibrente mehr, und ein reizendes Landhaus. Es ist mein letztes Wort, Marquise.

— Hören Sie jetzt das meinige, — erwiderte Magdalene aufstehend, indem sie auf Paskal einen Blick warf, vor dem er erbebte; — hören Sie mich wohl an: Ihre schmutzige Habsucht ist mir bekannt; Ihr prächtiges Anerbieten beweist mir also, welchen Eindruck ich auf Sie gemacht habe.

— Wenn dieses Anerbieten Ihnen nicht genügt, — rief Paskal die Hände faltend, — so sprechen Sie, und . . .

— Schweigen Sie, ich bedarf Ihres Geldes nicht.

— Mein ganzes Vermögen, wenn es sein muß.

— Betrachten Sie mich wohl, Herr Paskal, und wenn Sie es je wagten, einer ehrbaren Frau in das Antlitz zu sehen, und auf ihrer Stirn die Wahrheit zu lesen vermogten, so werden Sie sehen, daß ich die Wahrheit sage. Sie könnten mir Ihr ganzes Vermögen hier zu Füßen legen, so würden dennoch die Verachtung und der Ekel, die sie mir einflößen, immer dieselben bleiben.

— Treten Sie mich mit Füßen, aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen . . .

— Schweigen Sie; . . . ich hatte meine Gründe, Sie einen Augenblick in dem Wahne zu lassen, ich sei die Maitresse des Prinzen, . . . erstens, weil mir an der Achtung eines Mannes Ihres Schlages gar Nichts liegt, und dann, weil Sie dadurch zu Ihren unverschämten Anerbietungen ermuthigt wurden.

— Aber dann, . . . warum haben Sie mich . . .

— Schweigen Sie; . . . ich mußte erfahren, wie groß der Einfluß wäre, den ich auf

Sie ausübe; ich weiß es nun, . . . und will mich desselben bedienen.

— O! . . . Nichts ist mir erwünschter, wenn Sie . . .

— Ich bin aus zwei Gründen hierher gekommen; erstens, um diesen Creditbrief in Geld umzusetzen . . .

— Sogleich, aber . . .

— Dann kam ich, um den niederträchtigen Mißbrauche, den Sie mit einem Dienste treiben, welchen Sie auf scheinbar edle Weise dem Gatten meiner besten Freundin, Herrn Karl Dutertre, leisteten, ein Ziel zu setzen . . .

— Sie kennen ihn, . . . ah! ich sehe die Schlinge . . .

— Alle Schlingen sind gut, . . . um die nichtsnutzigen Geschöpfe darin zu fangen; . . . Sie sind hinein gegangen . . .

— Vielleicht, Madame, — versetzte Paskal, indem er vor Wuth und Verzweiflung mit den Zähnen knirschte, denn die gebieterische Schönheit Magdalenens, die durch das Feuer ihrer Sprache noch vermehrt ward, steigerte seine Leidenschaft bis zum Schwindel; — vielleicht triumphiren Sie zu früh.

—Das wird sich zeigen.

—So lassen Sie hören, — sagte Paskal, indem er, trotz der Qualen, die er ausstand, auf seine Dreistigkeit baute, — lassen Sie hören . . .

—Sogleich; . . . hier, auf diesem Tische werden Sie eine in aller Form ausgestellte Urkunde unterzeichnen, durch welche Sie Sich verpflichten, Herrn Dutertre die Zeit zu gestatten, welche Sie ihm auf Ehrenwort zugestanden hatten, um seine Schuld an Sie abzutragen . . .

—Aber . . .

—Da Sie mich täuschen könnten, und da ich Nichts von diesen Geschäften verstehe, habe ich einen Notar beauftragt, diese Urkunde auszufertigen, so daß Sie dieselbe nur noch zu unterzeichnen brauchen.

—Das ist doch ein Scherz?

—Der Notar hat mich begleitet, . . . er wartet im anstoßenden Zimmer . . .

—Wie! . . . Sie haben ihn mitgenommen?

—Zu einem Manne, wie Sie, geht man nicht ohne Begleitung . . . Sie werden also

diese Urkunde unterzeichnen, . . . und zwar sogleich.

— Und was wird mir dafür?

— Meine Verachtung und mein Widerwille, wie immer . . .

— Gerechter Himmel! . . . das heißt Gewalt anthun!

— So ist es.

— Mir ohne die mindeste Vergütung meinen besten Bissen wegzunehmen, . . . in dem Augenblicke, wo in der Wuth, die mich peinigt, ich mich nur noch an der Rache weiden kann, um mich ein wenig zu trösten. Ah! die Dutertre ist Ihre beste Freundin! . . . Ihre Thränen werden Sie schmerzen! . . . ah! das Unglück dieser Familie wird Ihr Herz zerreißen! Bei Gott! das trifft sich ja herrlich und dabei kann ich auch Rache nehmen!

— Sie weigern Sich?

— Ob ich mich weigere . . . Zum Henker! Frau Marquise, halten Sie mich denn für so blödsinnig? Als geistreiche Frau geben Sie Sich in diesem Augenblicke eine gewaltige Blöße. Durch Schmeichelei würden Sie mich bestochen,

. . . durch irgend ein Versprechen verlockt haben, . . . ich war fähig, zu . . .

— Sie fühlen wohl, daß man sich so weit nicht erniedrigt, . . . was man auch von Herrn Paskal gern erlangen mögte, . . . um nur so zu thun, als wollte man Herrn Paskal verführen . . . So entwürdigt man sich nicht; man gebietet ihm, eine unwürdige Handlung wieder gut zu machen, . . . er macht sie wieder gut, . . . genöthigt, . . . gezwungen, . . . und man verachtet Herrn Paskal nach wie vor, heute wie gestern, . . . morgen wie heute . . .

— Wahrlich, man mögte den Verstand verlieren! — rief der Banquier außer Fassung gebracht, fast erschrocken über den Ton von Ueberzeugung, womit Magdalene sprach, und indem er sich fragte, ob sie nicht etwa um irgend ein mißliches Geheimniß wissen mögte, aus dem sie sich eine Waffe bereiten könnte. Aber unser listiger und vorsichtiger Mann, wie alle Spitzbuben sind, beruhigte sich bald nach einem raschen Blick in seine Vergangenheit, und fuhr fort: — wohlan! Madame, ich bin bereit, Ihnen zu gehorchen, wenn Sie mich dazu zwingen, . . . ich warte darauf . . .

— Das wird nicht lange dauern . . .

— Ich warte darauf . . .

— Ich sah in Ihrer Straße mehrere Wohnungen, die zu vermiethen sind . . . Darin liegt freilich nichts Außerordentliches, Herr Paskal; aber ein glücklicher Zufall wollte, daß Ihrem Hause ziemlich gegenüber eine sehr hübsche erste Etage zu vermiethen ist.

Paskal sah Magdalenen wie verblüfft an.

— Diese Wohnung miethe ich, . . . und morgen ziehe ich schon ein . . .

Eine dunkle Ahnung machte den Banquier erbeben; er erblaßte.

Magdalene fuhr fort, indem sie ihren glühenden Blick auf die Augen dieses Menschen heftete:

— Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht werden Sie wissen, daß ich da bin . . . Sie können nicht aus Ihrer Wohnung treten oder in dieselbe zurückkehren, ohne vor meinen Fenstern vorüberzugehen, an denen ich mich oft befinden werde, . . . denn ich sehe sehr gern zum Fenster hinaus . . . Sie werden Ihre Wohnung nicht verändern, . . . davon bin ich fest überzeugt . . . Ein unwiderstehlicher, verhäng-

nißvoller Zauber wird Sie zu Ihrer beständigen Marter daran fesseln . . . Mein Anblick wird Ihnen zur Qual gereichen, und doch werden Sie Sich immer darnach sehnen . . . So oft Sie meinen Blicken begegnen, und das wird oft geschehen, werden Sie einen Stich durchs Herz fühlen, . . . und doch werden Sie, hinter Ihren Vorhängen versteckt, meinen Blicken auflauern.

Während Magdalene dieses sagte, war sie Paskal, welcher vor Entsetzen erbebte, einen Schritt näher getreten; wie gefesselt von ihren glühenden Blicken, von denen er die seinigen nicht abwenden konnte, stand er zitternd vor ihr.

Die Marquise fuhr fort:

— Das ist noch nicht Alles; . . . da diese Wohnung sehr geräumig ist, werden Antonine und Franz sogleich nach ihrer Verheirathung bei mir wohnen; . . . ich weiß dann wahrlich nicht, armer Herr Paskal, was aus Ihnen werden soll.

— O! . . . dieses Weib . . . ist ein wahrer Teufel, — murmelte der Banquier.

Denken Sie Sich also alle Arten von Qua-

len, die Sie werden ausstehen müssen! Sie mußten sehr in Antonine verliebt sein, weil Sie sie heirathen wollten; Sie mußten auch in mich sehr verliebt sein, weil Sie mir Ihr Vermögen zu Füßen legen wollten . . . Wohlan! . . . Sie werden nicht blos furchtbare Qualen ausstehen indem Sie die Frauen, nach deren Besitze Sie so sehr strebten, im Besitze anderer Männer sehen (denn ich bin Wittwe . . . und gehe mit dem Gedanken um, mich wieder zu verheirathen), sondern Sie werden auch Ihre ungeheuern Reichthümer verfluchen, . . . denn jeder Augenblick des Tages wird Ihnen zurückrufen, daß Sie es nicht vermogten, Ihre glühendsten Wünsche zu befriedigen.

— Lassen Sie mich, — stammelte Paskal, indem er zurückwich vor Magdalenen, welche ihn immerwährend durch ihren Blick beherrschte. — Dieses Weib . . . ist ein böser Dämon.

— Sehen Sie, — begann die Marquise wieder, es würde mich nicht in Erstaunen setzen, armer Herr Paskal, ohne noch ihrer Wuth, durch den Neid erzeugt, ohne Ihrer wilden Eifersucht zu gedenken, die durch den unaufhörlichen Gedanken an Antoninens Liebe-

glück und an das meinige, dessen Zeuge Sie fast alle Tage sein werden, zum Wahnsinn gesteigert werden, . . . es würde mich nicht in Erstaunen setzen, sage ich, armer Herr Paskal, daß Sie, wenn das Unerreichbar Sie unwiderstehlich in den Abgrund zieht, . . . den Verstand verlören, . . . oder sich eine Kugel durch den Kopf jagten.

— Wenigstens nicht, ohne mich vorher gerächt zu haben, murmelte Paskal, von einem entsetzlichen Schwindel ergriffen, indem er nach seinem Schreibetische eilte, in welchem er ein geladenes Pistol hatte. Jedoch Magdalene, welche wohl wußte, wie viel sie von einem solchen Manne zu befürchten hatte, war, während sie ihm Schritt für Schritt näher trat, und ihn immerwährend durch ihren Blick fesselte, nach und nach dem Kamine nahe getreten, und bei Paskals Bewegung zog sie die Klingelschnur, die sie bemerkt hatte, heftig an.

In dem Augenblicke, wo Paskal sich leichenblaß und mit Schrecken erregender Miene nach ihr umwendete, trat der Kammerdiener eiligst ein, ganz überrascht von dem heftigen Klingeln.

Beim Geräusche der sich öffnenden Thüre kam Paskal, als er seinen Kammerdiener erblickte, wieder zu sich; . . . rasch fuhr er mit der Hand, in welcher er das Pistol hielt, nach dem Rücken, und ließ es auf den Teppich hinab fallen.

Magdalene hatte diese wenigen Augenblicke benutzt, um sich der vom Bedienten offen gelassenen Thüre zu nähern, und mit lauter Stimme dem Notar, welcher sich im anstoßenden Zimmer befand, und sich bei dem heftigen Geräusche der Klingel rasch erhoben hatte, zuzurufen:

— Mein Herr, ich bitte Tausendmal um Vergebung, daß ich Sie so lange habe warten lassen; . . . wollen Sie Sich gefälligst herein bemühen?

Der Notar trat ein.

— Entferne Dich, — sagte Paskal barsch zu seinem Diener, und der Banquier trocknete seine leichenblasse Stirn, die ein kalter Schweiß bedeckte.

Als Magdalene mit Paskal und dem Notar allein war, sagte sie zu dem Letztern.

— Mein Herr, Sie haben die auf Herrn

Karl Dutertre bezügliche Urkunde ausgefertigt?

— Ja, Frau Marquise, die Urkunde braucht nur noch für richtig befunden und unterzeichnet zu werden.

— Sehr wohl, — sagte Magdalene; dann nahm sie, während Paskal ganz vernichtet sich auf den vor seinem Schreibtische stehenden Lehnstuhl stützte, ein Blatt Papier und eine Feder, und schrieb Folgendes:

„Unterzeichnen Sie die Urkunde, und ich werde nicht nur die Ihnen gegenüber befindliche Wohnung nicht beziehn, sondern ich werde morgen Paris verlassen, und in langer Zeit nicht wieder dahin zurückkehren; was ich verspreche, halte ich."

Nachdem Magdalene diese Zeilen geschrieben hatte, überreichte sie Paskal das Papier, indem sie zu dem Notar sagte:

— Entschuldigen Sie, . . . es handelt sich um eine auf die Urkunde bezügliche Bedingung, welche ich Herrn Paskal zur Ansicht vorzulegen wünsche.

— Sehr wohl, Frau Marquise, — erwiderte der Notar mit einer Verbeugung, während der Banquier las.

Kaum hatte er gelesen, so sagte er hastig zu dem Notar, wie wenn er einer großen Gefahr schleunigst entrinnen wollte.

— Die Urkunde, . . . mein Herr, . . . die Urkunde, . . . lassen Sie uns diese Angelegenheit beseitigen.

— Mein Herr, zuvor will ich Ihnen die Urkunde vorlesen, — erwiderte der Notar, indem er sie aus seiner Brieftasche hervorlangte und langsam entfaltete.

Herr Paskal riß sie ihm jedoch rasch aus den Händen und sagte, wie wenn seine Augen trübe geworden wären:

— Wo muß ich unterzeichnen?

— Hier, mein Herr, . . . und zuvor müssen Sie die Urkunde gut heißen, . . . aber es ist gebräuchlich . . .

Mit krampfhafter und zitternder Hand gab Paskal schriftlich seine Beistimmung ab, unterzeichnete, warf die Feder auf den Schreibtisch und senkte das Haupt, um dem Blicke Magdalenens nicht zu begegnen.

— Es fehlt hier noch ein Namenszug, — sagte der gewissenhafte Notar.

Paskal setzte den Namenszug bei; der Notar nahm die Urkunde, indem er einen überraschten und beinahe furchtsamen Blick auf Paskal heftete, so unheimlich war der Ausdruck seines leichenblassen Antlitzes

Ohne ihre Kaltblütigkeit zu verlieren, nahm Magdalene ihren auf dem Schreibtische liegenden Creditbrief, und sagte zu dem Banquier:

— Da ich zu meiner Reise meines Geldes vollständig bedarf, mein Herr, so werde ich, wenn Sie es gestatten, die ganze in diesem Creditbriefe bezeichnete Summe erheben.

— Bemühen Sie Sich an die Kasse, — erwiderte Paskal gedankenlos; seine Augen blickten verstört umher, und waren mit Blut unterlaufen, denn seine Leichenblässe hatte plötzlich einer dunkeln Röthe Platz gemacht.

Magdalene schritt dem Notar voran, welcher die Gelegenheit ergriff, sich Paskal zu empfehlen, indem er sie mit unruhiger Miene betrachtete. Magdalene verließ das Cabinet, machte die Thüre hinter sich zu, und sagte zu dem Diener:

— Ich bitte, mir zu sagen, wo die Kasse ist.

— Die erste Thüre links im Hofe, Madame.

Die Marquise verließ den Salon, als sich in Paskals Kabinet ein großes Geräusch hören lies; . . . es war gerade, wie wenn ein Körper auf den Boden stürzte; der Diener verließ sogleich Magdalenen und den Notar, und eilte zu seinem Herrn.

Nachdem die Marquise den Betrag ihres Creditbriefes in Banknoten erhoben hatte, wollte sie gerade in Begleitung des Notars wieder in den Wagen steigen, als sie den Bedienten mit bestürzter Miene zum Thorwege hinauseilen sah.

— Was gibt es denn, mein Lieber, — fragte ihn der Notar, — Sie scheinen erschrokken zu sein?

— Ach! welches Unglück! mein Herr hat so eben einen Schlaganfall gehabt; . . . ich eile zu einem Arzte.

Und mit schnellen Schritten lief er fort.

— Es fiel mir gleich auf, — sagte der Notar zu Magdalenen gewendet, — der liebe Herr schien mir nicht in seinem natürlichen Zu-

stande zu sein; ist es Ihnen nicht auch so vorgekommen, Frau Marquise?

— Ich fand, wie Sie, mein Herr, einen eigenthümlichen Ausdruck in Herrn Paskals Physiognomie.

— Gott gebe, daß dieser Schlaganfall keine ernsten Folgen nach sich zieht, Frau Marquise! es wäre wirklich Schade, wenn ein so reicher Mann in der besten Kraft seines Alters sterben müßte.

— Fürwahr, sehr Schade; . . . aber wissen Sie, Herr Notar, wenn Sie Nichts dagegen haben; so werde ich Sie bis nach Ihrer Wohnung begleiten, und Sie mögen mir die auf Herrn Dutertre bezügliche Urkunde einhändigen . . . Ich bedarf ihrer . . .

— Hier ist sie, Frau Marquise; ich werde aber nicht zugeben, daß Sie meinethalben einen andern Weg einschlagen . . . Auch habe ich hier in der Nähe zu thun.

— Nun gut, so haben Sie die Güte, diese vierzig Tausend Franken an sich zu nehmen. Ich wünschte, zu meiner Reise zehn Tausend Franken in Gold zu haben, einen Creditbrief auf London.

Ich werde es sogleich besorgen, Frau Marquise; und wenn soll ich Ihnen das Geld und den Creditbrief überbringen?

— Diesen Abend vor sechs Uhr, wenn ich bitten darf; denn ich wünsche morgen bei guter Zeit abzureisen.

— Ich werde mich pünktlich einfinden, Frau Marquise.

Der Notar machte eine ehrerbietige Verbeugung, und Magdalene ließ sich nach der Maschinenfabrik des Herrn Karl Dütertre fahren.

. . . .

Die Marquise von Miranda wollte drei Dinge erlangen, die anfänglich für unmöglich gehalten wurden, und hatte sie auch wirklich erlangt:

Die Begnadigung des Verbannten.

Die Verbindung Franzens mit Antoninen.

Die Rettung Karl Dutertre's.

Dreizehntes Kapitel.

Als Magdalene Herrn Paskals Wohnung verließ, hatte sie sich, wie wir schon erwähnten, zu Madame Dutertre fahren lassen; diese befand sich allein in ihrem Schlafzimmer, als die Magd ihr die Marquise anmeldete.

Sophie saß in einem Lehnstuhle, und schien sich einem heftigen Schmerze zu überlassen; als sie ihre Freundin erblickte, richtete sie rasch das Haupt in die Höhe, ihr tief bekümmertes und in Thränen gebadetes Antlitz war todtenbleich.

— Hier, . . . lies, . . . und weine nicht mehr, — rief Magdalene mit zärtlichem Tone, indem sie ihr die von Herrn Paskal unterzeichnete Urkunde überreichte; — hatte ich Unrecht, als ich Dir gestern sagte: hoffe!

— Dieses Papier! — versetzte Madame Dutertre überrascht, — was ist damit? . . . erkläre Dich.

— Deine und Deines Gatten Errettung.

— Unsere Errettung?

— Herr Paskal hat sich verpflichtet, Deinem Gatten die Zeit vollständig zu gestatten, um welche dieser bat, seine Schuld abzutragen.

— Das wäre wahr!! nein . . . nein . . . ein solches Glück, . . . noch einmal, es ist unmöglich!!

— So lies doch, Ungläubige!

Sophie durchlas rasch die Urkunde, dann sah sie die Marquise erstaunt an.

— Es grenzt ans Wunderbare, — versetzte sie, — ich kann meinen Augen nicht trauen, . . . und wie war es möglich? . . . aber, mein Gott! . . . das ist Zauberei!

— Vielleicht, — antwortete Magdalene lächelnd, — wer weiß?

— Ach, . . . Vergebung, meine Freundin, — rief Sophie, — der Marquise um den Hals fallend, — meine Ueberraschung war so groß, . . . daß es meiner Dankbarkeit einen Augenblick an Worten gebrach. Du entreißest uns

dem Untergange; . . . wir und unsere Kinder verdanken Dir ja Alles, Glück, . . . Ruhe, . . . Vermögen . . . O! Magdalene, . . . Du bist unser rettender Engel . . .

Der Ausdruck, der in den Worten des Dankes der Madame Dutertre lag, zeugte von der Aufrichtigkeit desselben.

Die Marquise bemerkte jedoch in dem Tone, in den Geberden, in den Blicken ihrer Freundin einen gewissen Zwang . . . Ihr Gesicht erschien ihr nicht so heiter, so wonnevoll zu sein, wie es bei der Nachricht einer so unverhofften Rettung hätte der Fall sein sollen; ein anderer Kummer quälte offenbar Madame Dutertre; daher sagte Magdalene, nachdem sie ihre Freundin einen Augenblick schweigend und aufmerksam betrachtet hatte:

— Sophie, . . . Du verheimlichst mir Etwas, Dich quält noch ein anderer Kummer.

— Wie kannst Du das glauben? . . . da durch Deine Hilfe, Magdalene, unsere Zukunft jetzt eben so schön, eben so sorgenlos vor uns liegt, als sie gestern noch trostlos war, . . . da . . .

— Ich sage Dir, meine gute Sophie, es

quält Dich noch Etwas . . . Auf Deinem Antlitze sollte ich die vollständigste Freude lesen, und Du vermagst kaum Deinen Kummer zu verbergen.

— Könntest Du mich für undankbar halten?

— Ich halte Dein armes Herz für verwundet, . . . ja, und diese Wunde ist so schmerzlich, daß sie nicht einmal durch die frohe Nachricht, die ich Dir bringe, gelindert wird.

— Magdalene, ich beschwöre Dich, . . . laß mich . . . blicke mich nicht so an, . . . es beunruhigt mich, . . . forsche nicht, aber glaube, o! ich bitte Dich dringend, glaube ja, daß ich nie in meinem Leben vergessen werde, was wir Dir verdanken.

Und Madame Dutertre verbarg ihr Antlitz in den Händen, nud zerfloß in Thränen.

Die Marquise überlegte einige Augenblicke, schien zu zögern, und erwiderte dann:

— Sophie, wo ist Dein Gatte?

Die junge Frau erbebte, wurde bald roth, bald blaß, und rief unwillkürlich und fast ängstlich aus:

— Du willst ihn also sehen?

— Ja.

— Ich weiß nicht, . . . ob er . . . in diesem Augenblicke in der Werkstatt ist, — erwiderte Madame Dutertre stammelnd, — wenn Du es aber wünschest, . . . wenn Du es durchaus verlangst, . . . so will ich ihn rufen lassen, . . . damit er von Dir selbst erfahre, . . . wie viel wir Dir verdanken.

Schwermüthig schüttelte die Marquise den Kopf und versetzte:

— Nicht um die Danksagungen Deines Gatten zu hören, wollte ich ihn sehen, Sophie, . . . sondern um ihm, so wie auch Dir, . . . Lebewohl zu sagen . . .

— Lebewohl?

— Diesen Abend verlasse ich Paris.

— Du reisest ab!! — rief Madame Dutertre, und der Ton ihrer Stimme verrieth ein sonderbares Gemisch von Ueberraschung, Traurigkeit und Freude.

Dem Scharfsinne Magdalenens konnte keines dieser verschiedenen Gefühle entgehen.

Zuerst machte es einen peinlichen Eindruck auf sie, ihre Augen wurden feucht; sie bezwang jedoch ihr schmerzliches Gefühl, und sagte sanft

lächelnd zu ihren Freundinnen, indem sie beide Hände derselben in die ihrigen faßte:

— Meine arme Sophie, . . . Du bist eifersüchtig . . .

— Magdalene!

— Du bist eifersüchtig auf mich, . . . gestehe es . . .

— Ich versichere Dir . . .

— Sophie, . . . sei aufrichtig, . . . es mir ableugnen wollen, hieße, mich auf den Gedanken bringen, als glaubtest Du, ich habe wissentlich mit Deinem Gatten kokettirt, . . . und Gott weiß, daß dies nicht der Fall ist, . . . ich habe ihn nur ein einziges Mal gesehen und zwar in Deiner Gegenwart.

— Magdalene, — rief die junge Frau mit Innigkeit und ohne ihre Thränen zurückhalten zu können, — vergieb mir, . . . dieses Gefühl ist schändlich, . . . ist unwürdig, . . . denn ich kenne Deine Seelengröße, . . . und noch in diesem Augenblicke rettest Du uns Alle, . . . aber wenn Du wüßtest . . .

— Ja, . . . meine gute Sophie, . . . wenn ich wüßte, . . . aber . . . ich weiß Nichts; . . . laß hören, . . . beichte mir bis zum Ende; viel-

leicht komme ich dann auf einen guten Gedanken . . .

— Wahrhaftig, Magdalene, . . . ich schäme mich, ich werde es nie wagen . . .

— Nun denn, . . . was befürchtest Du, da ich doch abreise, . . . da ich . . . noch diesen Abend abreise?

— Sieh, gerade das bekümmert mich am Meisten, und erbittert mich gegen mich selbst; . . . Deine Abreise schmerzt mich; . . . ich hatte gehofft, Dich vielleicht geraume Zeit jeden Tag bei mir zu sehen, . . . und doch . . .

— Und doch . . . wird Dich meine Abreise von einer quälenden Besorgniß befreien, . . . nicht wahr? aber es ist ja ganz natürlich, meine gute Sophie, was hast Du Dir denn vorzuwerfen, da ich diesen Morgen schon, bevor ich Dich besuchte, beschlossen hatte, abzureisen?

— Ja, . . . Du sagst dies, . . . hochherzig und edelmüthig, wie Du immer bist.

— Sophie, ich habe nie die Unwahrheit gesagt, . . . ich wiederhole Dir, daß diesen Morgen schon, bevor ich Dich gesehen hatte, meine Abreise beschlossen war; . . . aber ich beschwöre Dich, . . . sage mir, was Deine Eifersucht er-

regt hat, . . . es ist für die Ruhe Deiner Zukunft vielleicht wichtiger, als Du denkst.

— Wohlan denn! gestern Abend kam Karl, von Müdigkeit und Sorgen erschöpft, und geängstigt von den raschen Maßregeln, mit welchen Herr Paskal ihn bedrohen ließ, nach Hause . . . Trotz dieser furchtbaren Sorgen . . . hat er noch lange mit mir über Dich gesprochen; . . . da, ich gestehe es Dir, erhob sich in mir der erste Verdacht, als ich sah, wie sehr die Erinnerung an Dich seine Gedanken beherrschte . . . Karl legte sich zu Bette; . . . im Nachdenken versunken blieb ich an seinem Lager sitzen; . . . erschöpft von den schmerzlich aufregenden Gefühlen dieses Tages schlief er bald ein; . . . nach einer kleinen Weile schien mir sein anfänglich sanfter Schlummer unruhig zu werden; . . . zwei oder drei Mal . . . entschlüpfte Dein Name seinen Lippen, . . . dann nahmen seine Züge einen schmerzlichen Ausdruck an, und wie wenn er von Gewissensbissen gequält worden wäre, murmelte er: Vergebung, Sophie, . . . Vergebung, . . . o! meine Kinder! o Sophie! . . . dann sagte er noch einige mir unverständliche Worte, und sein Schlummer ward wieder

ruhig . . . Weiter ist Nichts vorgefallen, Magdalene, . . . nur Dein Name wurde von meinem Gatten während seines Schlafes ausgesprochen, . . . und dennoch . . . ich vermag es Dir nicht zu beschreiben, wie entsetzlich wehe es mir that; . . . vergeblich forschte ich nach der Ursache dieses so lebhaften, so plötzlichen Eindruckes, denn Karl hatte Dich nur einmal gesehen, und zwar kaum eine Viertelstunde lang; . . . Du bist freilich schön, . . . o! sehr schön, . . . und ich kann Dir nicht verglichen werden, das weiß ich wohl; . . . jedoch bis diesen Augenblick hatte Karl mich immer so zärtlich geliebt.

Und die junge Frau konnte ihre Thränen nicht zurückhalten.

— Arme, gute Sophie — sagte die Marquise gerührt — beruhige Dich, . . . er liebt Dich, . . . er wird Dich immer lieben, . . . und bald wirst Du mich aus seiner Erinnerung entfernen.

Madame Dutertre seufzte und schüttelte traurig den Kopf. Magdalene fuhr fort:

— Glaube mir, Sophie, . . . es hängt nur von Dir ab, mich aus seinem Andenken zu verbannen, . . . so wie es auch von Dir abgehan-

gen hätte, Deinen Gatten zu verhindern, nur einen Augenblick an mich zu denken.

— Wie meinst Du das?

— Ich habe Dich vorhin aufgefordert, Dich mir anzuvertrauen, indem ich Dir versicherte, es würde einen günstigen Erfolg für Dein und Deines Gatten zukünftiges Glück haben, . . . ich hatte mich nicht getäuscht.

— Erkläre Dich deutlicher.

— Nun denn, denke Dir, meine gute Sophie, Du befändest Dich im Beichtstuhle, — erwiderte Magdalene lächelnd; — ja, denke Dir, Du wärst zur Beichte bei jenem langen und dicken Abbé Jolivet, . . . Du weißt doch? dem Beichtvater in unserer Pension, der so sonderbare Fragen an uns richtete, als wir junge Mädchen waren . . . Seit jener Zeit habe ich mich nun immer gefragt, warum nicht Aebtissinnen beauftragt sind, die Beichte der jungen Mädchen zu hören; . . . da ich aber, ohne Aebtissin zu sein, doch Frau bin, — fügte von Neuem lächelnd die Marquise hinzu, — so kann ich es wagen, einige Fragen zu thun, nach denen unser ehemaliger Beichtiger gewiß sehr lüstern gewesen sein würde; . . . nun denn, . . . so

sage mir, . . . und erröthe deshalb nicht, . . . hat Dich Dein Gatte aus Liebe geheirathet?

— Ach! ja.

— Wie magst Du seufzen bei einer so köstlichen Erinnerung?

— Ach! Magdalene, . . . je trauriger die Gegenwart ist, desto tiefer schmerzen uns gewisse Erinnerungen.

— Die Gegenwart, . . . die Zukunft werden so sein, wie Du sie wünschen wirst . . . Nun antworte mir, während der zwei oder drei ersten Jahre Deiner Ehe . . . habt Ihr Euch geliebt, . . . geliebt wie Verliebte, nicht wahr, Du verstehst mich?

Erröthend schlug die junge Frau die Augen nieder.

— Dann hat diese leidenschaftliche Zärtlichkeit, ohne daß eure Liebe deshalb schwächer geworden wäre, nach und nach einem sanfteren Gefühle Platz gemacht, . . . welchem Eure Liebe für Eure Kinder Reiz und Anmuth verlieh, . . . kurz, . . . die beiden Verliebten waren nur noch zwei durch die theuersten und heiligsten Pflichten mit einander verbundenen Freunde, . . . ist es nich so?

— Es ist wahr, Magdalene, und wenn ich es Dir gestehen soll, . . . manchmal habe ich mich nach jenen Tagen der ersten Jugend und der Liebe zurückgesehnt; aber ich habe mir Vorwürfe darüber gemacht, indem ich mir sagte, daß sie vielleicht mit den ernsten Pflichten, welche der Mutterstand auferlegt, unvereinbar wären.

— Arme Sophie, . . . aber sage mir, . . . diese Verkühlung, . . . oder vielmehr Eure Umwandlung aus Liebenden in Gatten, in Freunde, wenn Du willst, hat nicht plötzlich stattgefunden, nicht wahr? Es ist so allmälig gekommen, und fast ohne daß ihr es bemerktet.

— In der That, . . . aber wie weißt Du? . . .

— Noch eine Frage, liebe Sophie, . . . in der ersten Zeit Eurer Liebe wart Ihr, . . . Du sowohl als Dein Gatte, . . . ganz gewiß recht gefallsüchtig gegen einander? Nie war Dir Dein Anzug sauber und hübsch genug; . . . durch Geschmack und Anmuth alle Deine Reize zu erhöhen, . . . Deinem Gatten zu gefallen, ihn immer zu bezaubern, ihn immer in Dich verliebt zu machen, dies war Dein einziger Gedanke . . .

Dein Karl hatte ohne Zweifel für irgend einen Wohlgeruch eine besondere Vorliebe, . . . und Deine schönen Haare, Deine Kleider verbreiteten diesen Wohlgeruch, der das Andenken der geliebten Frau, wenn sie abwesend ist, so zu sagen verkörpert.

— Das ist wahr, . . . wir liebten Beide vor Allem den Duft des Veilchens und der Lilie, . . . und dieser Wohlgeruch mahnt mich immer an die schönen Tage der Vergangenheit.

— Siehst Du wohl? . . . was Deinen Gatten betrifft, so wetteiferte er mit Dir, wie ich nicht bezweifle, durch Sorgfalt, Eleganz und Geschmack in den kleinsten Einzelnheiten seiner Kleidung; . . . kurz, alle Beide von feuriger, inniger Liebe beseelt, schmücktet Ihr mit Wonne Eure junge Liebe, . . . aber, ach! aus dem Schooße dieses mit so wenig Mühe verknüpften, so bequemen Glückes erhob sich nach und nach die Gewohnheit, dieser unglückselige Vorbote der Hintansetzung jedes Zwanges und aller Rücksichten, der Nachlässigkeit in Betreff der eigenen Person, . . . die Gewohnheit, . . . die um so gefährlicher ist, da sie einem zuversichtlichen und rück-

sichtslosen Sichgehenlassen oft täuschend ähnlich sieht . . . Man sagt wohl bei sich: „Ich bin sicher, geliebt zu werden, . . . wozu also diese immerwährende Aengstlichkeit, diese Sorgfalt? . . . welchen Werth haben diese unbedeutenden Kleinigkeiten neben der wahrhaften Liebe?“ Auf diese Weise, meine gute Sophie, kann die Zeit, wo Du, überdies völlig in Anspruch genommen durch Deine zärtliche Liebe zu den lieben Kleinen, Dich nicht mehr mit dem Gedanken beschäftigtest, ob Dein Kopfputz Deinem hübschen Gesichte mehr oder minder gut stände, . . . ob Dein Kleid und Deine anmuthige Gestalt einen hübschen oder geschmacklosen Faltenwurf bildete, . . . ob Dein kleiner Fuß vom frühen Morgen an hübsch oder nicht hübsch bekleidet wäre . . . Dein Gatte aber, seinerseits von seinen Geschäften in Anspruch genommen, wie Du von den Mutterpflichten, ward auch allmälig weniger achtsam. Nach und nach gewöhnten sich Eure Augen an diese Veränderung, beinahe ohne sie zu bemerken, gerade so, wie man sich, so zu sagen, nicht altern sieht, wenn man ohne Unterbrechung beisammen lebt. Und dies ist so wahr, liebe Sophie, daß, wenn Du

Dir jetzt die Sorgfalt, die Eleganz, den Geschmack, womit Ihr, Du und Dein Gatte, Euch in der schönen Zeit Eurer Liebe umringtet, ins Gedächtniß zurückriefest, . . . Du höchst überrascht sein würdest, wenn Du die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichest.

— Es ist nur zu wahr, Magdalene, — erwiderte Sophie, indem sie einen traurigen, fast beschämten Blick auf ihre nachlässige Kleidung und nach ihrem unordentlichen Kopfputz warf. — Ja, . . . ich habe nach und nach die Kunst oder vielmehr den Wunsch verlernt, meinem Gatten zu gefallen. Ach, jetzt kommt die Reue zu spät. —

— Zu spät! — rief die Marquise, — zu spät! Mit Deinen fünfundzwanzig Jahren, mit diesem reizenden Gesicht . . . zu spät, mit dieser bezaubernden Gestalt, diesem prachtvollen Haar, diesen Perlenzähnen, diesen großen, liebevollen Augen, dieser Hand, die einer Herzogin, und diesem niedlichen Fuße, der einem Kinde zur Zierde dienen würde, zu spät! . . . Laß mich nur eine halbe Stunde lang Deine Kammerjungfer sein, meine liebe Sophie, und Du sollst sehen, ob es zu spät ist, um in Deinem Gatten

wieder dieselbe glühende und innige Liebe zu erwecken, wie ehedem.

— Ach, Magdalene! nur Du allein auf der Welt vermagst es, Hoffnung dem Hoffnungslosen einzuflößen; und doch erschreckt mich die Wahrheit Deiner Worte. Ach! Du hast Recht, Karl liebt mich nicht mehr.

— Er liebt Dich immer noch eben so sehr, und vielleicht noch inniger als früher, arme Thörin, denn Du bist ihm die treue Gattin, die zärtliche Mutter seiner Kinder; aber Du bist nicht mehr die bezaubernde Geliebte von früher, darum fühlt er für Dich nicht mehr jene zärtliche, glühende Liebe, wie in den ersten Tagen Eures Glückes. Was ich Dir jetzt sage, ist ein wenig unzart, meine gute Sophie; aber kurz, der gütige Gott weiß, was er thut; er hat uns nicht aus geistigen Theilen geschaffen! Alles an uns ist nicht körperlich, ich gebe es zu; aber es ist auch nicht Alles geistig. Ja, glaube mir, im Vergnügen liegt etwas Göttliches; aber man muß es auch schmücken, es mit Wohlgerüchen, mit lieblichen Formen umgeben; kurz, vergieb mir, wenn Dir das, was ich nun sagen will, als unpassend für das häusliche Leben erscheint;

. . . siehst Du? ein wenig Coketterie . . . ist nicht überflüssig, um die durch die Gewohnheit abgestumpften Sinne aufs Neue zu reizen, . . . sonst hat die lockende Buhlerin immer den Vorzug vor der Gattin, und, unter uns gesagt, die Gattin ist daran ein wenig schuld, denn am Ende, sage selbst, Sophie, warum sollten die Pflichten der Frau und Mutter mit den Verführungskünsten und der wollüstigen Gefallsucht der Geliebten unvereinbar sein? warum sollte der Vater und Gatte nicht auch ein bezaubernder Geliebter sein können? Siehe, meine gute Sophie, ich will mit meiner gewohnten derben Offenheit in zwei Worten Deine Lage und die meinige schildern: Dein Gatte liebt Dich, aber **er ist nicht mehr lüstern nach Dir**, . . . mich liebt er nicht, aber **er ist lüstern nach mir.**

Laut auflachend fügte dann die Marquise hinzu:

—Ist es nicht sonderbar, daß ich . . . ein unverheirathetes Frauenzimmer . . . (wiewohl ich, ach, sehr unparteiisch bin in dieser Frage, denn ich komme mir vor, wie ein Feinschmecker ohne Magen, der von einem köstlichen

Gerichte spricht;) . . . ist es nicht sonderbar, daß gerade ich einer verheiratheten Frau gute Lehren gebe?

— Ach, Magdalene! — rief Sophie mit Innigkeit, — heute hast Du uns zwei Mal gerettet, . . . denn was mein Gatte für Dich fühlt, . . . hätte er auch für eine andere Frau empfinden können, die weniger Edelmuth besäße, als Du, . . . und denke Dir dann meinen Kummer, meine Thränen! . . . O! Du hast Recht! . . . Du hast Recht . . . Karl muß in seiner Gattin . . . seine ehemalige Geliebte wiederfinden.

Die Unterhaltung der beiden Freundinnen wurde durch Antoninens Eintritt unterbrochen.

Vierzehntes Kapitel.

Magdalenens und Sophiens Unterhaltung wurde also durch Antoninens Ankunft unterbrochen, welche mit dem Ungestüm der Freude, der Jugend und des Glückes eintrat, indem sie ausrief:

— Sophie, ich erfuhr gestern, daß Magdalene diesen Morgen hier sein würde, und ich bin hergeeilt, um Euch zu sagen, daß . . .

— Kein Wort weiter, Du Kleine, — sagte die Marquise heiter, und küßte Antoninen auf die Stirn; — wir dürfen keinen Augenblick verlieren; wir müssen jetzt Sophiens Kammerfrauen sein, wie wir es ehemals unter uns in der Pension waren.

— Was sagtest Du? — rief die junge Frau.

— Aber Magdalene, — erklärte Antonine, — ich wollte Euch benachrichtigen, daß mein Heirathsvertrag diesen Morgen vom Prinzen und von meinem Oheim unterzeichnet worden ist, und daß . . .

— Dein Heirathsvertrag ist unterzeichnet, mein Kind? nun, das ist die Hauptsache, und ich habe es nicht anders erwartet; das Uebrige erzählst Du mir, wenn wir unsere liebe Sophie so hübsch, so kokett angeputzt haben, wie man sich nur denken kann; das ist von großer Wichtigkeit und erfordert besonders große Eile.

Dann sagte die Marquise Madame Dutertre ganz leise ins Ohr:

— Dein Gatte kann jeden Augenblick kommen, er muß entzückt . . . bezaubert sein, . . . und er wird es sein.

Zu Antoninen gewendet fügte Magdalene dann hinzu:

— Schnell, schnell, mein Kind, . . . hilf mir diesen Putztisch an das Fenster tragen, . . . und zuerst wollen wir uns mit Sophiens Kopfputz beschäftigen.

— Aber wirklich, Magdalene, — sagte Madame Dutertre lächelnd, denn unwillkürlich be-

lebten sie Hoffnung und Glück aufs Neue, — wirklich, Du bist ein Närrchen.

— Nicht so gar närrisch, — erwiderte die Marquise, indem sie Sophien vor der Toilette niedersitzen ließ; dann fügte sie hinzu, während sie das prachtvolle Haar ihrer Freundin auflöste: — wäre ich häßlich, wie ein Ungeheuer, und hätte solches Haar, so wollte ich im höchsten Grade reizend erscheinen; nun ziehe den Schluß auf Dich selbst, Sophie . . . Komm, Antonine, hilf mir doch ein wenig, denn diese Haare sind so lang, so dicht, daß ich sie mit der Hand nicht umfassen kann. —

Diese drei Freundinnen von so verschiedener Schönheit boten, so gruppirt, einen reizenden Anblick. Das unschuldige Antlitz Antoninens drückte über diese improvisirte Toilette ein naives Erstaunen aus. Bewegt und aufgeregt durch die freundlichen und innigen Erinnerungen an die Vergangenheit fühlte Sophie, wie unter ihrem Schleier von braunen Haaren ihr anmuthiges, bis dahin blasses und betrübtes Antlitz sich mit einer unwillkürlichen Röthe bedeckte, während Magdalene das prachtvolle Haar ihrer

Freundin auf die vortheilhafteste Weise ordnete, und sie zum Entzücken frisirte.

— Was für ein Kleid willst Du jetzt anlegen? — sagte die Marquise zu Sophien. — Aber eben fällt mir ein, wenn Deine Kleider alle nach demselben Schnitte gemacht sind, so müssen sie Dir fürchterlich schlecht stehen.

— Leider ist es so, — erwiderte Sophie lächelnd.

— Vortrefflich! — versetzte die Marquise, — und ich wette, alle gehen bis an den Hals hinauf.

— Ja, alle, — sagte die arme Sophie.

— Immer besser! — rief Magdalene, — so daß diese hübschen Schultern mit ihren Grübchen, diese schönen Arme zu einem ewigen Kerker verurtheilt sind; . . . es ist kläglich. Laß hören, hast Du wenigstens irgend ein recht elegantes Nachtkleid, ein recht kokettes Hauskleid?

— Meine Nachtkleider sind alle ganz einfach. Sonst freilich . . .

— Sonst?

— Hatte ich sehr hübsche.

— Nun wo sind sie?

— Ich fand sie für eine Familienmutter,

wie ich bin, zu jugendlich, — erwiderte Sophie lächelnd, — und ich glaube, ich habe sie in das obere Fach dieses Glasschrankes verbannt.

Ohne Weiteres eilte die Marquise zum Schranke, den sie durchwühlte, und fand endlich zwei oder drei recht hübsche Nachtkleider von gestreiftem Taffet, die sich ganz nett ausnahmen; sie wählte eines mit blauem Grunde und blaßgelben Streifen; die geschlitzten und herabhängenden Aermel ließen die Arme vom Ellbogen an entblößt, und obgleich dieses Kleid vorn über einander ging, konnte man es doch nach Belieben öffnen, und die Brust frei lassen.

— Vortrefflich — sagte Magdalene, — dieser Stoff ist sehr hübsch, und so gut wie neu; jetzt brauche ich weißseidene Strümpfe, welche dieser zierlichen aschgrauen Pantoffeln würdig sind, die ich auch im Schranke fand, ... in welchem Du Deine Waffen aufgehoben hast, wie ein Krieger, der nicht mehr in den Kampf zieht.

— Aber meine liebe Magdalene, — sagte Sophie, — ich ...

— Hier gilt kein Aber, — versetzte die

Marquise ungeduldig, — ich will und verlange, daß Dein Gatte, wenn er nachher hereinkommt, sich um fünf Jahre jünger glaube und es auch wirklich sei.

Nur wenig widerstrebend unterwarf sich Sophie Dutertre willig dem Rathe und der putzsüchtigen Sorgfalt ihrer Freundin, und in schmachtender malerischer Haltung auf ein Sopha hingegossen, ließ sie willig die Marquise dieses lebende Bild zur Vollendung bringen. Magdalene ließ einige lange Locken um den blendend weißen Hals spielen, schlug die weiten Aermel zurück, damit man die Ellbogen mit den zierlichen Grübchen sehen konnte, öffnete, trotz Sophiens züchtiger Bedenklichkeit, das Nachtkleid am Busen ein wenig, und mit wahrhaft verführerischer Berechnung drapirt enthüllte das Kleid den Anfang eines vollen, schön geformten Beines und den niedlichsten Fuß von der Welt.

Man muß bekennen, so war Sophie Dutertre reizend anzuschauen; die Aufregung, die Unruhe, die Hoffnung und zweifelnde Besorgniß belebten ihr sanftes und anmuthiges Antlitz, verliehen ihrem Blicke Feuer, versetzten ihren Busen

in Wallung, und gaben ihren Zügen einen köstlichen Ausdruck.

Antonine war so überrascht von dieser Verwandlung, daß sie mit kindlicher Freude ausrief, indem sie in ihre kleinen Händchen klopfte:

— Mein Gott! mein Gott! Sophie, ich wußte nicht, daß Du so hübsch bist.

— Sophie wußte es auch nicht mehr, — erwiderte Magdalene, die Achseln zuckend; — ich mußte diese herrlichen Reize wieder ans Tageslicht bringen.

Die Magd der Madame Dutertre klopfte jetzt an, trat herein und sagte zu ihrer Gebieterin:

— Der Herr wünschte mit Ihnen zu sprechen, er ist in der Werkstatt, und läßt fragen, ob Sie zu Hause sind.

— Er weiß, daß Du hier bist, — sagte seufzend Sophie zu Magdalenen.

— Laß ihm sagen, er mögte kommen, — versetzte die Marquise halblaut.

— Sage meinem Mann, daß ich in meinem Zimmer bin, — entgegnete Sophie der Magd, welche sich entfernte.

Dann wendete sich Magdalene zu ihrer

Freundin, streckte die Arme nach ihr aus, und sagte mit dem Tone tiefer Rührung zu ihr:

— Und jetzt . . . lebe wohl, Sophie, . . . theile Deinem Gatten seine Errettung von Herrn Paskal mit.

— Du willst fort . . . schon jetzt? — erwiderte Sophie betrübt, — und wann soll ich Dich wiedersehen?

— Ich weiß nicht, . . . einst . . . vielleicht; aber ich höre Deinen Gatten kommen, . . . ich verlasse Dich.

Dann fügte sie lächelnd hinzu:

— Nur will ich noch, hinter diesem Thürvorhang verborgen, mich Deines Triumphes erfreuen.

Sie winkte Antoninen, sie zu begleiten, und verschwand hinter dem niedergeschlagenen Vorhange des anstoßenden Zimmers in dem Augenblicke, wo Herr Dutertre in das Schlafgemach seiner Gattin trat. Einige Augenblicke schweiften Karls Blicke umher, wie wenn er eine Person suchte, die er hier anzutreffen vermuthet hatte, und er bemerkte Sophiens Umwandlung nicht.

— Karl, — sagte diese zu ihm, — wir

sind gerettet, . . . hier ist die betreffende Erklärung des Herrn Paskal.

— Großer Gott! wäre es wirklich wahr? — rief Dutertre, indem er die Papiere durchlief, welche seine Gattin ihm übergeben hatte; dann blickte er auf, und seine Augen hefteten sich auf Sophien; jetzt erst bemerkte er ihre so kokette und so reizende Toilette; nachdem er sie einen Augenblick überrascht und mit Bewunderung betrachtet hatte, rief er mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe:

— Sophie! was sehe ich? dieser so reizende, neue Anzug! Du wähltest ihn wohl, um den Tag unserer Errettung zu feiern?

— Karl, — erwiderte Sophie lächelnd, indem sie wiederholt erröthete, — dieser Anzug ist nicht neu; . . . vor einigen Jahren, . . . wenn Du Dich noch erinnerst, . . . gefiel ich Dir so.

— Ob ich mich erinnere? — rief Dutertre, welcher fühlte, daß in seinem Innern tausend zärtliche und wonnige Erinnerungen erwachten. — Ach! es war die Zeit unserer glühenden Liebe, und diese glückliche Zeit kehrt von Neuem zurück, . . . ich sehe Dich wieder, wie früher, . . . Deine Schönheit strahlt in ganz neuem

Glanze vor meinen Augen; . . . ich weiß nicht, welcher Zauber es ist, . . . aber diese Eleganz, . . . diese gefällige Zierlichkeit, . . . diese Anmuth, . . . Dein Erröthen, . . . Alles, bis auf diesen angenehmen Liliendust, den wir so sehr liebten, . . . Alles entzückt und bezaubert mich; . . . nie, nein, nie habe ich sie hübscher gesehen, — fügte Dutertre mit liebeglühender Stimme hinzu, indem er heiße Küsse auf Sophiens schöne Hände drückte; — o! ja, Du bist es, Du bist es wirklich, ich finde Dich wieder, angebetete Huldgöttin meiner ersten Liebe!

— Jetzt, Du Kleine, ist es, glaube ich, die höchste Zeit, daß wir uns entfernen, — sagte Magdalene ganz leise zu Antoninen, ohne sich eines Lächelns erwehren zu können.

Und Beide schlichen sich auf den Zehen hinweg, indem sie den Salon verließen, dessen Thür die Marquise behutsam hinter sich zumachte, und befanden sich in dem Cabinet des Herrn Dutertre, welches die Aussicht auf den Garten bot.

— Vorhin, Magdalene, — sagte Antonine zur Marquise, — ließest Du mich nicht vollenden, was ich Dir mittheilen wollte . . .

— Wohlan! mein Kind sprich.

— Franz ist hier.

— Er . . . hier! — sagte die Marquise erbebend, ohne eine schmerzliche Empfindung verbergen zu können. — Und warum? . . . und wie . . . kommt Franz hierher?

— Da er von mir erfahren hatte, daß Du Dich diesen Vormittag hier befinden würdest, — versetzte Antonine, — kam Franz, um Dir für alle die Güte, die Du uns erwiesen hast, zu danken . . . Er erwartet uns im Garten, . . . und siehe, dort ist er.

Mit diesen Worten deutete das junge Mädchen auf Franz, welcher wirklich auf einer Gartenbank saß.

Magdalene heftete einen langen, einen letzten Blick auf ihren blonden Erzengel, ohne eine Thräne, die in ihren Augen trat, zurückhalten zu können; dann küßte sie Antoninen auf die Stirn, und sagte mit etwas unsicherer Stimme zu ihr:

— Lebe wohl, mein Kind.

— Wie? Magdalene! — rief das junge Mädchen bestürzt über eine so plötzliche Abreise,

— Du verläßt uns, ohne Franz sehen zu wollen? das ist unmöglich, . . . wirklich . . .

Die Marquise legte einen Finger auf ihre Lippen, indem sie Antoninen winkte, sich still zu verhalten, und entfernte sich dann, nicht ohne noch einmal in den Garten zurückzublicken, und verschwand.

. . . .

Zwei Stunden darauf reiste die Marquise von Miranda von Paris ab, indem sie folgendes Billet für den Erzherzog zurückließ:

„Gnädigster Herr.

„Ich werde Sie in Wien erwarten, kommen „Sie, um mich vollends zu verführen.*)"

„**Magdalene.**"

---

*) Den Schluß dieser Geschichte wird man in der letzten dieser sieben Erzählungen finden, nämlich in **Fraß und Völlerei** (Doctor Gasterini).

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

In gleichem Verlage sind in diesem Jahre erschienen:

Bauer, Generalin von, Eine Geldheirath. Roman aus dem achtzehnten Jahrhundert. Aus dem Französischen von Ferd. Heine. 2 Bde. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Gottwald, E., Historische Erzählungen und Bilder aus dem Leben. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Hildebrandt, Th., Der Brillant, oder die Räuberhöhle im Schwarzwalde. 2te verbesserte Auflage. 2 Bände. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Leibrock, Aug., Mistorino's Raubschloß in den Pyrenäen. Eine abenteuerliche Geschichte aus der neuesten Zeit. 2 Bände. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Lindau, Dr. A. W., Die Heimkehr der Verbannten. Zeitbild aus dem 16ten Jahrhundert. 2 Bände. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Mathildens Bekenntnisse. Aus dem Schwedischen von Carl Eichel. 2 Bände. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Morsen. Eine königlich Dänische Hofgeschichte. Nach den Papieren einer kürzlich zu Rom verstorbenen deutschen Fürstentochter. (Von Hesekiel.) 1 Thlr.

Reybaud, Charles, Jerome Paturot, auf dem Wege zur Aufsuchung der besten Republik. Aus dem Französischen. 4 Bände. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Schrader, A., Der Graf von Lalli-Tollendal. Historischer Roman. 2 Bände. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Leihbibliotheken, welche diese 18 Bände, Ladenpreis $18\frac{7}{12}$ Thlr., auf einmal bestellen, erhalten dieselben zu dem Subscriptions-Preise von nur 14 Thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die Sieben Todsünden

Bd.: 11

Leipzig 1849

P.o.gall. 2429 i-11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10100425-2